

Der Band wurde gedacht als eine Anthologie der Quellentexte vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Er erhebt keinen Anspruch auf eine kritische Quellenausgabe. Die Autoren der einzelnen Textvorschläge, polnische und deutsche Germanisten, Anglisten, Historiker und Kunsthistoriker, wurden gebeten, zu jeder Quelle eine Einleitung zu schreiben, die dem Leser seine Lektüre erleichtert. Eine egoistische Idee der Herausgeber steht im Vordergrund, – das geben wir gern zu –, mit diesen Quellen mit den Studenten in den Seminaren zu arbeiten. Unser allgemeines Ziel ist aber, an mehrere Episoden aus der gemeinsamen Geschichte, an Stereotype, Vorurteile zu erinnern, die Sichtweise der frühneuzeitlichen Welt der Reisenden unterschiedlicher Berufe, Konfessionen, persönlicher Interessen und Motivationen mit mehreren Beispielen zu belegen und Diskussionen anzuregen.

(Aus dem Vorwort)

Das Fremde erfahren

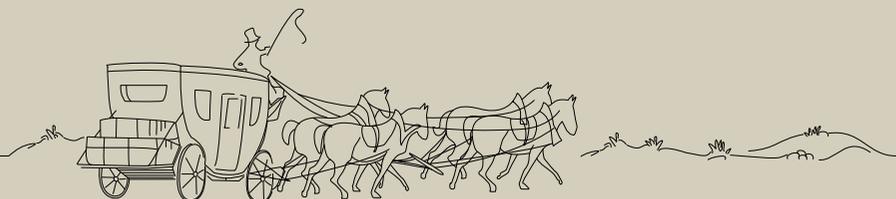


Das Fremde erfahren

Polen-Litauen, Deutschland und Frankreich
in der frühneuzeitlichen Reiseliteratur

ISBN 978-83-940698-2-7

Włodzimierz Zientara
Liliana Lewandowska



Włodzimierz Zientara
Liliana Lewandowska (Hg.)

Das Fremde erfahren

Polen-Litauen, Deutschland und Frankreich
in der frühneuzeitlichen Reiseliteratur

Włodzimierz Zientara
Liliana Lewandowska (Hg.)

Das Fremde erfahren

Polen-Litauen, Deutschland und Frankreich
in der frühneuzeitlichen Reiseliteratur

Toruń 2014

Der Band wurde von Prof. Dr. Bogusław Dybaś begutachtet.

Gedruckt mit Unterstützung des polnischen Ministeriums für Wissenschaft und Hochschulwesen im Rahmen des Nationalen Programms zur Entwicklung der Geisteswissenschaften



Ministerstwo Nauki
i Szkolnictwa Wyższego



NARODOWY PROGRAM
ROZWOJU HUMANISTYKI

Katedra Filologii Germańskiej
Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu
Toruń 2014
ISBN 978-83-940698-2-7

Umschlagbild: „Polonus“ von Philipp Andreas Kilian,
abgedruckt in: Martin Engelbrecht: *Laconicum Europae speculum*, Augsburg 1737.

Druck und Bindearbeit:
Studio Druku Kartel Press SA
ul. Szosa Bydgoska 56, PL 87-100 Toruń
Tel. 56 660 31 90, Fax 56 660 31 61
www.studiodruku.pl

Inhalt

Vorwort	7
I. REISEN	9
Joanna Kodzik	11
Zeremonialwissenschaft und Reisen. Anweisungen für den Adel von Julius Bernhard von Rohr und Carl Friedrich Moser	
Katarzyna Szczerbowska-Prusevicius	31
Das musikalische Frankreich des 18. Jahrhunderts in Carl Burney's der Musik Doctors <i>Tagebuch</i> einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien	
Maja Baran	64
Bogislaw Friedrich von Dönhoffs Reise von Dönhoffstadt nach Warschau im Jahre 1780	
Włodzimierz Zientara	107
Ein Thorner Gerichtsbeamter auf der Reise nach Sachsen	
Katarzyna Chlewicka	128
Zwischen Rückstand und Fortschritt. Krakau in den <i>Briefen über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791</i> Johann Friedrich Zöllners	
Liliana Lewandowska	150
Warschauer „sogenannte Liebhaber der Wissenschaften“	
Axel Walter	170
Reisebeschreibung und Landesgeschichte – Ludwig von Baczkos <i>Reise durch einen Theil Preussens</i>	
Jan Borm	200
Wilanów im Jahre 1842 aus französischer Sicht: Xavier Marmier	

II. POLEN IN UNTERSCHIEDLICHEN MEDIEN	209
Esther-Beate Körber	211
Berichterstattung über Polen in deutschsprachigen <i>Meßrelationen</i>	
Marta Sikorska	242
Deutsch-polnische Konversationsübungen als Quelle zur Ernährungsgeschichte. <i>Polnischer Donat</i> Johannes Ernestis von 1689	
Hans-Wolf Jäger	274
Polen in einem Bestseller des 18. Jahrhunderts	
Michael Nagel	289
Ueber die neueste Geschichte von Polen	
Holger Böning	296
Wie läßt sich die Bildung einer Nation auf eine andere übertragen?	

Vorwort

Der vorliegende Band ist zugleich die Krönung des gemeinsamen Projektes der Universitäten von Versailles und Toruń u.d.T. *Polen-, Deutschland- und Frankreichbilder im Vergleich: Reiseliteratur (Kavaliertouren, Gesandtschaften, Presseberichte) der frühen Neuzeit*, das vom polnischen Ministerium für Wissenschaft und Hochschulwesen finanziell unterstützt wurde.

Der Band wurde gedacht als eine Anthologie der Quellentexte vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Er erhebt keinen Anspruch auf eine kritische Quellenausgabe. Die Autoren der einzelnen Textvorschläge, polnische und deutsche Germanisten, Anglisten, Historiker und Kunsthistoriker, wurden gebeten, zu jeder Quelle eine Einleitung zu schreiben, die dem Leser seine Lektüre erleichtert. Eine egoistische Idee der Herausgeber steht im Vordergrund, – das geben wir gern zu –, über diese Quellen mit den Studierenden in den Seminaren zu arbeiten. Unser allgemeines Ziel ist aber, an mehrere Episoden aus der gemeinsamen Geschichte, an Stereotype, Vorurteile zu erinnern, die Sichtweise der frühneuzeitlichen Welt der Reisenden unterschiedlicher Berufe, Konfessionen, persönlicher Interessen und Motivationen mit mehreren Beispielen zu belegen und Diskussionen anzuregen. Unsere Berufskollegen erhalten ein vielseitiges Werkzeug, das ihnen hoffentlich bei ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit mit Zitaten dient, weil die transkribierten Texte Originalseitenzahlen enthalten. Die Auswahl wurde in zwei Teile gegliedert: eigentliche Reiseberichte und unterschiedliche Kommunikationsmittel, die von den Reisenden oder potentiellen Reiseberichterstattern als Informationsquellen wahrgenommen wurden. Wir beginnen mit den theoretischen Texten von Julius B. von Rohr und Carl Fr. Moser und gehen chronologisch über Frankreich des 18. Jahrhunderts, das mit der Feder Carl Burneys beschrieben wurde. Danach folgen die Berichte von Bogislaw Fr. Dönhoff über Warschau (der einzige Text in französischer Sprache in diesem Band), Johann Chr. Hornuff auf der Reise aus Thorn nach Sachsen, J. Fr. Zöllner über Krakau, Johann Chr. Fr. Schulz ebenfalls über Warschau, Ludwig von Baczko über Westpreußen und Xavier Marmier über Wilanów. Die Städte- und Regionennamen sind selbstverständlich nur eine rhetorische Verkürzung.

Den zweiten Teil beginnt Esther B. Körber mit den *Meßrelationen*. Danach kommt der Beitrag über die sprachlichen Lehrwerke, die Edmund Kizik mit *Vierzig Dialogi* von Nicolaus Volckmar dem zeitgenös-

sischen Leser zugänglicher gemacht hat. Bei uns findet der Leser ein anderes, sehr lehrreiches Beispiel von Johannes Ernesti. Einen literarischen Bestseller des 18. Jahrhunderts stellt *Das galante Sachsen* von Karl L. Pöllnitz dar. Damit die Vielfalt der Quellen noch stärker betont wird, bieten wir einen Aufsatz, ein fiktives Gespräch über die Teilungen von Polen aus dem *Leipziger Wochenblatt für Kinder* (1772) und *last but not least* einen Beitrag von Carl Fr. A. Grashoff.

Alle zur Anthologie beitragenden Autoren wurden gebeten, den Text möglichst getreu wiederzugeben. Es sei denn, sprachliche Eigentümlichkeiten der Epoche oder gar Fehler hätten zu Missverständnissen geführt. Auch geographische Namen kommen hier in ihrem damaligen Wortlaut. Diese sprachlichen Entscheidungen wurden zu unserer Zufriedenheit nach Absprache mit erfahrenen Kollegen, Holger Böning und Hans Wolf-Jäger getroffen.

Es sei ein Dankeswort an alle Kolleginnen und Kollegen ausgesprochen, die ihre kostbare Zeit widmen wollten, um sich an der Anthologie zu beteiligen. Ich bedanke mich auch bei meinem Partner im Projekt von der französischen Seite, Professor Jan Borm und bei meinen ehemaligen Doktorandinnen und heute erfolgreichen Forscherinnen: Dr. Dr. Joanna Kodzik, Liliana Lewandowska und Anna Mikołajewska. Anna Mikołajewska war der gute Geist des gesamten Projektes in seinem gesamten Verlauf und ihr gebührt mein besonderer, herzlicher Dank.

Włodzimierz Zientara

I. REISEN

Joanna Kodzik

Zeremonialwissenschaft und Reisen. Anweisungen für den Adel von Julius Bernhard von Rohr und Carl Friedrich Moser

Noch nie zuvor wurden mit solchem Eifer unterschiedlichste Reisen in alle Weltrichtung von Europa aus unternommen, als in der Zeit der Aufklärung. Der durch verschiedene Faktoren motivierte Mensch, sei es ein abenteuerlustiger Bürgerlicher, ein wissensbegieriger Gelehrter oder ein vornehmer, sich den Zwängen der höfischen Gesellschaft einfügender Adelige, unternahm erkenntnisreiche Weltumsegelungen, entdeckte neue Erdstriche oder begab sich zu diversen zeremoniellen Angelegenheiten vom Hof zum Hof, vom Kurort zum Kurort, um an der Kommunikation und den Diskursen jener Zeit teilzunehmen. Einzelne Gelehrte wie Linné oder Leibniz, oder größere Unternehmungen wie die Russische Akademie der Wissenschaften oder die Royal Society in London formulierten Anweisungen für Reisende und Teilnehmer von Expeditionen, deren Augenmerk hauptsächlich den wissenschaftlichen Interessen und dem Wissenserwerb galt.

Wie wurden aber Reisen der Elite, die sich zwischen ihren Schlössern und anderen Höfen bewegten, organisiert? Wer formulierte entsprechende Hinweise für den Adel und mit welchem Zweck? Junge Kavaliere, die sich auf ihre Grand Tour begaben, wurden meistens von ihren Vätern, wenn auch nicht Lehrern mit Instruktionen versehen. Diese verfolgten hauptsächlich ein pädagogisches Ziel. Bräuchten aber Könige, Fürsten und Grafen Reiseanweisungen?

Ein Beispiel dieser Art von Literatur, welche praktische Ratschläge und Erläuterungen zu diversen Arten von Reisen: *Lust-Reisen*, *Land-Reisen*, *Geschäfts-Reisen*, *incognito Reisen* sowie zu organisatorischen Angelegenheiten wie Equipage, Kasse, Gefolge, Wege, Tafel oder Zeremoniell unterbreiteten, stellen Auszüge aus den Werken von Julius Bernhard von Rohr (1688-1742) und Friedrich Carl von Moser (1723-1798) dar.

Mit seiner *Einführung in die Ceremoniel-Wissenschaft (Privat-Personen 1728; Grosse Herren 1733)* hat Rohr ein schriftliches Zeugnis der gegenseitigen angemessenen Behandlung der Könige und Adligen abgelegt. Reisen gehörte zu jenen Lebensbereichen, in denen das Zeremoniell seine Gültigkeit erwies. Junge Kavaliere, an welche sich diese

Schrift richtete, konnten aus den Lehrsätzen Rohrs das notwendige Wissen über angemessenes *Tractament* erfahren. Die Publikation von Rohr war die Krönung einer besonderen literarischen Erscheinung am Anfang des 18. Jahrhunderts der sog. „Zeremonialwissenschaft“, die in mehreren Schriften ihren Gegenstand, Geltungsbereich und Legitimation an den Tag legten.

Das 20 Jahre später in zwei Bänden erschiene Kompendium des *Teutschen Hof-Rechts* (1754-1755) gilt als Ausdruck des sich vollzogenen Wertewandels von der zweckmäßig legitimierte Zurschaustellung der europäischen höfischen Gesellschaft zur kameralistischen Denkweise, die in der Institutionalisierung der bürgerlichen Tugenden mündete. Im Fokus der Schrift von Moser steht daher der Gedanke der Sparsamkeit, welcher durch die starke Hinwendung den Ideen des bekannten Kameralisten Georg Heinrich Zincke (1692-1769) sichtbar gemacht wurde. Auch Reisen, ein legitimer Lebensbereich des Adels, wurden mit Blick auf diese Wertvorstellung betrachtet, wobei die ökonomischen und utilitaristischen Argumente zu gültigen Bewertungskriterien erhoben wurden.

Julius Bernhard von Rohr (1688-1742) der ausgezeichnete Kenner der Zeremonialwissenschaft

Julius Bernhard von Rohr war ein sächsischer Gelehrter, der aufgrund seiner 1728 und 1733 publizierten Bände über Regeln des zeremoniellen Handelns der hochgeborenen Adligen und Privat-Personen als Hauptvertreter der sich mit den Fragen des Zeremoniells befassenden Disziplin betrachtet wurde.

In Elsterwerda geboren, erhielt der junge Kavalier eine christlich-adelige Erziehung im Hause seiner Eltern, wo er sich in Latein aber auch Französisch sowie Tanzen, Musizieren und Zeichnen übte. Seine akademische Bildung nahm 1705 den Weg nach Leipzig an, wo er unter dem Rektor Johann Olearius (1611-1684) die Grundlagen der Rechtswissenschaft studierte. Seiner starken Neigung zu den Naturwissenschaften durfte Rohr dank der Erlaubnis seines Vaters in den mathematischen Vorlesungen des berühmten Philosophen und Mathematikers Christian Wolff (1679-1754) nachgehen.

Eine besondere Auszeichnung für Rohr war die Möglichkeit an der Reise nach Frankfurt zur Wahl vom Kaiser Karl VI. 1711 als Kurfürstlicher, Sächsischer Kammerjunker teilzunehmen. Dies brachte ihm die Kenntnis der zeremoniellen Regeln auf Reisen und während öffentlicher höfischer Ereignisse. Seit 1731 war er Kammerrat des Herzogs von Sachsen-Merseburg und seit 1732 bekleidete er die Stelle des Domherren zu Merseburg.

Ceremoniel-Wissenschaft der Grossen Herren (1733)

Im Kapitel *Von den Reisen der Fürstlichen Herrschafften* äußerte sich Rohr zu mehreren Problemen und Begebenheiten, mit denen ein reisender Kavalier konfrontiert werden sollte. Er führt Gründe, weshalb sich Fürsten auf Reisen begaben, auf. Diese waren auf dem Gegensatz von Vergnügen und Pflichtbewusstsein aufgespannt. Des Weiteren wird die Frage nach der Erlaubnis für eine Reise geklärt, sowie Vertretung eines abwesenden Fürsten bestimmt. Das standesgemäße Reisen erforderte vielerlei Regelungen in Bezug auf Begleitpersonen, Übernachtung, Route sowie das angemessene Zeremoniell. Rohr unterstreicht die Bedeutung des Handkusses, der Komplimente und Visiten sowie der Kanonenschüsse. Seine Sichtweise ist stark in der Präzedenz bzw. der Rangordnung und damit verbundener angemessener Selbstinszenierung sowie gegenseitiger Behandlung der höfischen Gesellschaft verankert. Dies wird sowohl an der Auflistung der begleitenden Personen als auch an den verteilten Geschenken, entsprechendem Komplimentieren, an der großzügigen Tafel, dem Einholen zu Schiff sowie den verbesserten Straßen und der zugewiesenen Wache vor den Quartieren zum Ausdruck gebracht.

Friedrich Carl von Moser (1723-1798) Vertreter der deutschen Rechtslehre

Friedrich Carl von Moser war der älteste Sohn des bekannten Juristen Johann Jacob Moser (1701-1785). Er genoss eine protestantische Ausbildung in der Klosterschule Berge sowie in der Gemeinde der Brüder Unität in Ebersdorf. Diese Einflüsse sind in seinem breiten Schrifttum sichtbar. Nach dem Jura Studium in Jena bekleidete er mehrere Stellen u. a. des Reichshofrats in Wien 1767-1770, des Verwalters der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein in Winnweiler 1770-1772, dann auch des Ersten Ministers, Präsidenten aller Landeskollegien und Kanzlers von Hessen-Darmstadt. Zu seinen Verdiensten gehörte u. a. die Gründung der ersten deutschen Ökonomischen Fakultät in Gießen (1777).

Seine publizistische Tätigkeit entwickelte er schon sein 1747. Das *Teutsche Hof-Recht* gehört zu seinen früheren Rechtsbüchern, doch der von ihm behandelte Themenbereich umfasst auch politisch-kritische Texte und religiöse Literatur.

Teutsches Hof-Recht (1754-1755)

Der Text von Moser ist umso interessanter, als er am Anfang seiner Überlegungen über das Reisen des Hofes einen Vergleich zwischen den alten und neuen Zeiten anstellt. Damit kritisiert er direkt die ranggemäße, prunkvolle, um nicht zu sagen verschwenderische Zurschaustellung der eigenen gesellschaftlichen Position und indirekt die Standesvorstel-

lung der früheren Autoren. Die Anlehnung eigener Ausführungen an Zinckes Gedankengut, deutet auf die Hinwendung Mosers der Kameralwissenschaften hin und markiert damit den sich vollzogenen Wertewandel. Reisen in „neuen Zeiten“ dauerten nicht so lange wie vorher. Transportmittel waren bequemer. Fürsten nahmen kleineres Gefolge mit, wodurch große Ersparnisse möglich waren. Moser übernahm noch die bekannte Kategorisierung in öffentliche Geschäftsreisen und Lustreisen, unterstrich aber noch zusätzlich den Unterschied zwischen incognito und geheimen Reisen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er den religiösen Pflichten, welche Fürsten unterwegs zu erfüllen hatten, wobei sich in seinen Ausführungen der starke Einfluss der protestantischen Ethik und des Utilitätsgedanken bemerkbar macht. Im Gegensatz zum Rohr, der als Katholik auf bevorzugte Aufenthalte des Adels in Klöstern und deren kostbare Spenden, welche Jesuiten geschickt verlangen konnten, hinweist, unterstreicht Moser die Bedeutung und Nützlichkeit von religiösen Übungen, die durch Arbeit abgewechselt wurden. Mit diesen Ideen wendet sich Moser von der barocken Vorstellung von Hierarchie der Dinge und Menschen ab und richtet sein Augenmerk dem neuen Denken der Aufklärung.

Julius Bernhard von Rohr: *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, Der grossen Herren*. Hg. v. M. Schlechte, 1. Aufl., Neudr. – Leipzig 1990, Neudr. der Ausg. Berlin 1733.

[S. 124] Das IX. Capitul.

Von den Reisen der Fürstlichen Herrschafft.[en]

§. 1.

Es geschicht bißweilen, daß die Landes-Regenten, theils ihres Plaisirs, offtmahls aber auch ihres Beruffs und der unvermeidlichen Angelegenheiten des Landes [S. 125] halber, in auswärtige Provinzen eine Reise antreten. Bevor solches geschicht, pflegen diejenigen Fürsten, so sich vollkommen en Souverain regieren, ihren Reichs-Ständen, oder denjenigen Colegiis und Versammlungen, so dieselben vorstellen, als in England den Parlaments-Häusern, einige Notification davon zu ertheilen, und auf gewisse Maße, wenn dergleichen etwan den Pactis Conventis, Capitulationen oder Fundamental-Gesetzen des Reichs gemäß, nach Anführung der Motiven, so sie zu dieser Reise bewegen, ihre Einwilligung auf gewisse Maße zu verlangen. Also ist in der neuen Königlich-Schwedischen Regierungs-Forme¹, so von den Reich-Ständen anno 1719. publicirt worden, §.10. ausgemacht, daß die Könige, ohne Einwilligung und Genehmhaltung der Stände, nicht aus dem Reich, noch ausser desselben Grentzen reisen sollen.

§. 2.

Bevor Sie die Reise antretten, tragen sie die Regierung des Landes, entweder einem von ihren Printzen oder sonst iemand von den Fürstlichen Anverwandten auf, der im Nahmen ihrer alles besorget, und verweisen mündlich und schriftlich alle Bediente und Unterthanen, die bey Hofe etwas zu suchen haben, an diejenigen, die sie in ihrer Abwesenheit zu Landes-Regenten bestellet. Als Fürst Wolfgang von Anhalt anno 1617. ihm eine Reise ausserhalb Landes vornahm, so ersuchte er Frau Margarethen, Fürst Ernsts von Anhalt Gemahlin, daß sie geruhen möchte, bey seiner Abwesenheit die [S. 126] Administration seiner Lande zu führen, sie weigerte sich auch dessen im geringsten nicht, und schrieb mit eigener Hand die scherzhafte Antwort zurück: Weil mir Eure Lieben die Haußhaltung anbefehlen, so will ich gern als ein alter Ketten-Hund bel-len, so viel ich kan, es mag lauten wie es will.

¹ Schwedische Verfassung aus dem Jahr 1719.

§. 3.

Wo es sich aber nicht thun läßt, daß sie die Regierung einem von ihren Fürstl.[ichen] Anverwandten anvertrauen, so benennen sie gewisse Rätthe und Ministres, die in ihren Nahmen, und nebst Communication mit den Reichs- oder andern Ständen, bey wichtigen Angelegenheiten alles expediren; sie reserviren sich aber hierbey gewisse Punkte, und befehlen ihnen an, daß sie bey diesen alles mit ihnen überlegen, und nichts ohne ihre Genehmhaltung, es müste denn *summum periculum in mora* seyn, entschliessen sollten.

§. 4.

Vor der Reise erwehlen sie diejenigen Cavaliere und andere Bediente, die sie auf die Reise mitnehmen wollen, und regulieren, nachdem sie entweder öffentlich ihrem Stande gemäß, oder, wie es mehrentheils zu geschehen pflegt, *incognito* reisen wollen, oder nach den unterschiedenen Endzwecken, die sie sich bey ihrer Reise vorgesetzt, eine grössere und kleinere Hofstatt. Über diejenigen Bedienten, so über die Pferde und Wägen gesetzt, nehmen sie, zu Besorgung ihrer Seele, einen oder mehr Reise-Prediger zu sich; zu Besorgung ihrer Gesundheit einen Leib-Medicum, Reise-Apotheker und Reise-Balbier; zur Erhaltung ihres Leibes [S. 127] die Bedienten, die bey der Küche und Kellerey nöthig; zum Staat einen Reise-Marschall, oder Reise-Stallmeister, nebst einen oder zwey Cammer-Junckern, und zur Aufwartung einige Pagen, Cammer-Diener und Laquais, vor allen aber einen Reise-Fourier.

§. 5.

Nachdem sie nun von ihren Fürstlichen Anverwandten und von ihren Ministres Abschied genommen, so treten sie im Nahmen Gottes ihre Reise an, nach dem Plan, den sie sich vorher gemacht, damit sie zu Mittag und Abends diejenigen Oerter erreichen, die sie sich zur Mittags-Mahlzeit, und zu Nacht-Lager ausersehen. Der Reise-Fourier muß allezeit vorausgehen, damit sie aller Orten so wohl die benöthigten Post-Pferde, als auch sonst gute Anstalten finden mögen. Wo in ihren eigenen Landen die Wege, entweder zur Winters-Zeit wegen des Schnees *impracticabel* worden, aber auch sonst übel und gefährlich zu passieren sind, so befehlen sie ihren Beamten an, daß die Bauern die Wege ausbessern, die Brücken reparieren, und alles auf den Strassen, so weit die Grentzen ihres Reichs und ihres Gebiethes gehen, in guten Stand setzen.

§. 6.

Sie lassen sich so wohl in ihren eigenem Lande als in fremden Ländern gnädig gefallen, auf geschehene Invitation, bey denjenigen einzuspre-

chen, die weit geringer sind als sie, und sind mit der höflichen Bewirthung, die ihnen ein iedweder nach seinem Vermögen leistet, gar wohl zufrieden. Die [S. 128] höchsten Häupter der Welt statten nicht allein bey ihrer Durchreise, zur Bezeugung ihrer Gnade, bey manchen Prinzen und Grafen einen freundschaftl.[ichen] Besuch ab, sondern kehren auch wohl nur bey manchen von Adel ein, um ihr Mittags-Mahl bey ihm einzunehmen, oder ihr Nachtlager in seinem Hause zu halten. Bey ihrer Abreise, pflegen sie gemeiniglich diejenigen, so sie bewirthe't, auf das reichlichste zu beschenken.

§. 7.

Die Römisch-Catholischen Fürsten pflegen auf ihren Reisen gerne in den Klöstern einzukehren, und so wohl die Marien Bilder, als auch andere Heiligen, vor die sie etwan eine besondere Veneration haben, oder denen sie ein Gelübde gethan, mit Gold Silber und Kleinodien zu regaliren, und wo sie selbst nicht zu dieser freygebigkeit geneigt wären, so wissen die Herren Patres, insonderheit aber die Jesuiten sie mit trefflichen Flosculis der Beredsamkeit und kräftigen Argumenten hiezu zu animiren.

§. 8.

Gleichwie sie gemeiniglich auf Reisen in vielen Stücken ihren Fürstlichen Splendeur ein wenig renunciiren, so lassen sie viel leichter, als bißweilen in ihrem eigenen Lande, manche Fremde, insonderheit aber die Cavaliers und Dames, zum Hand-Kuß.

§. 9.

Bisweilen reisen sie andern Fürstlichen Residentzen so weit aus dem Wege als sie können, wo entweder ihre Reise sehr preslant ist, und sie daselbst einigen Aufenthalt vermuthen, oder wo sie [S. 129] wegen des Rang-Ceremoniels streitig, oder sonst mit derselben Herrschafft in keinem guten Vernehmen stehen, und also kein recht angenehm Acceuil vermuthen. Wo sie es aber nicht ändern können, so reisen sie zwar durch, aber nur incognito, lassen sich bey Hofe nicht melden, und schicken auch keinen Cavalier nach Hofe, um ein Compliment daselbst bey der Herrschafft abzulegen.

§. 10.

Ausser dem aber, wo sie bey einer Fürstlichen Residenz anlangen, schicken sie einen Cavalier zu der frembden Herrschafft, lassen sich durch ein Compliment ihres Zustandes erkundigen, ihre Ankunfft zu wissens thun, und sich entweder durch den Cavalier bey der Herrschafft anmelden, oder entschuldigen, daß ihre eilfertige Reise nicht verstaten wolte,

daß Sie Ihnen ihre Schuldigkeit bezeigen, oder ihren Besuch bey Ihnen abstaten könnten. Die Herrschafft derselben Residenz läst hierauf durch einen von ihren Cavalieren ein freundlich und obligeant Gegen-Compliment machen, und Sie entweder auf das höflichste zu sich laden, oder lassen Sie doch in dem Wirths-Hause oder Post-Hause, wo sie abtreten, mit ihren ganzen Hoffstatt defrayiren; Und wo dieses nicht geschiecht, schicken sie ihnen doch aus Ihrer Fürstlichen Küche und Kellerey, mancherley Delicatessen an Speisen und Geträncken zu. Bißweilen fahren sie auch selbst zu Sie vom Schloß herunter, und geben Ihnen eine kurze Visite.

[S. 130] §. 11.

In Italien ist es mehrentheils gebräuchlich, daß frembde durchreisende Printzen von anderen Fürsten, oder auch von Republicquen und Städten, mit raren Weinen, Confituren und mancherley Arten frischen Obstes regaliret werden. Und wann die Fürsten in Teutschland durch die Reichs-Städte oder andere ansehnliche Städte passieren, so werden sie, nach einer alten hergebrachten Gewohheit, gemeiniglich von dem Magistrat mit dem Ehren-Wein, mit Hafer, und gewissen raren Fischen, als Forellen u.s.w. beschenckt.

§. 12.

Wenn andere Fürsten den Durchreisenden besondere Höflichkeit erzeigen wollen, so befehlen sie den Gouverneurs und Commendanten der Städte und Festungen an, daß sie Dieselben nicht allein becomplimentiren, sondern auch bey ihrer Ankunft und Abreise mit Stücken salutieren müssen. Es werden ihnen zu Ehren, vor ihre Quartiere, in denen sie logiren, Wachen gesetzt, und die Milice aller Orten beordert, daß sie ihnen Parade machen, und nach Soldaten Manier diejenigen honneur erzeigen müssen, die sie ihrer eigenen Herrschafft zu erweisen pflegen.

§. 13.

Haben die durchreisenden Fürsten etwan unsichere Wälder oder andere schlimme Gegenden zu passiren, so werden einige von der Milice oder von der Jägerey befehliget, daß sie dieselben convoyiren müssen, es wird ihnen auch wohl zu ihrer Ehre und Sicherheit eine eigene Escorte durch das gantze Land mitgegeben. Die Bauern werden [S. 131] allenthalben, um die bösen Wege, so die frembde Herrschafft treffen würde, auszubessern. Wenn sie die Grentzen eines Landes, dessen Regente ihnen so viel Höflichkeit auf ihrer Reise angethan, verlassen, so lassen sie sich entweder durch ein abgelassenes Schreiben, oder durch einen

von ihren Bedienten, den sie zurück schicken, bey dem Besitzer des Landes auf das freundlichste vor dieses civile Tractament bedancken.

§. 14.

Begeben sich gekrönte Häupter, oder andere grosse Prinzen auf die Flotte, die sie anderwärts hin convoyiren müssen, zu Wasser, so werden aus den Städten und Castellen alle Canonen gelöset, und eben dieses thut man auf der gantzen Flotte, wenn der Fürst in sein Leib-Schiff steigt. Es werden Schiffe voraus geschickt, den benöthigten Piloten zuzuruffen, damit sie sich vor die Sand-Bäncke in acht nehmen, auch sich zugleich ihrer zur nähern Anländung bedienen zu können.

§. 15.

Derjenige Matrose, so auf den grösten Mastbaum steigt, und das Land zuerst entdeckt, wird von dem grossen Herrn beschenckt. Wenn sie anländen, werden sie von den Castellen und allen Schiffen des Ufers salutiert, worauf nachgehends von des Fürsten Haupt-Leib-Schiff, und folgends von der ganzen Flotte gedancket wird. Ist nun die Ankunfft eines grossen Prinzen dem Herrn des Landes und des Volcks höchst erwünscht und angenehm, so kommt er ihm mit dem mehresten Theil seiner Hofstatt auf Schiffen entgegen, die [132] Matrosen sind alsdann auf das prächtigste gekleidet, auf den Haupt-Schiff steckt eine vortreffliche Standarte, und an dessen Vordertheil lassen sich Trompeter hören. Andere von den Grossen des Landes kommen ebenfalls entgegen, lagern sich um das Leib-Schiff, und ruffen vielmahls mit dem am Ufer stehenden Volck ein höchst erfreuliches Vivat, Vivat aus.

Friederich Carl von Moser: *Teutsches Hof-Recht: in zwölf Büchern.*
Bd. 2. Franckfurt und Leipzig, 1755.

[S. 588] IX. B.V.C. Von den Reisen des Hofes

Fünftes Capitel

Von den Reisen des Hofes

Inhalt

§.1. Von dem Unterschid der ältern und neuern Zeiten in den Reisen grosser Herrn. §. 2. Von auswärtigen und entfernten öffentlichen Reisen. §. 3. Von den Lust-und Land-Reisen. §. 4. Von *al incognito* Reisen. §. 5. Von geheimen Reisen. §. 6. Von den vorläufigen Anstalten zur Reise. §. 7. Von der Reise-*Equipage*. §. 8. Von der Reise-Casse. §. 9. Von dem Reise-Gefolg überhaupt. §. 10. Von der Reise selbst, insbesondere der Reise-Route. §. 11. Von dem Gottesdienst auf der Reise. §. 12. Von der Tafel und Zehrung auf Reisen. §. 13. Von der Bedienung auf Reisen. §. 14. Von der Bedeckung auf Reisen. §. 15. Von Versendung in Herrschafftlichen Geschäften.

§. 1.

Von dem Unterschid der älteren und neuern Zeiten in den Reisen grosser Herrn

Von dem Unterschid der ältern und neuern Zeiten in den Reisen grosser Herrn schreibt H.²R. Zincke³ überhaupt: „Wann grosse Herrn sonst reiseten, so gieng wegen des dabey nöthigen ausnehmenden Staats ungleich mehr als zu Hause auf, und dabey wurden doch die Unterthanen durch Vorspann und andere Dinge sehr mitgenommen. Solche Reisen wurden auch um so vil kostbarer, je mehr damit eine Zusammenkunfft mit andern grossen Herrn vorfiel, allerhand reiche Praesente gegeben, viles Ceremoniel und dergleichen beobachtet, das Frauenzimmer aber auch dazu gezogen wurde. Heut zu Tage aber lassen die Staats-Absichten viles nicht zu. Grosse Herren [S. 589] kommen selten wegen der Weitläufigkeit und anderer Inconvenientien zusammen, ob gleich dadurch manches kurz und gut angethan werden könnte. Indessen fallen doch Lust- und Geschäfts-Reisen in und ausser dem Lande, jedoch meist incognito, oder doch, sonderlich im Lande mit möglichster Einziehung des unnöthigen, vor. Und daher kann man zwar dabey viles spahren, sonderlich da die Vorspann und andere Vorzüge dazu die Hand bieten. Allein wenn das Reisen desto öftters, und sonderlich an

² In dem mehr angeführten Grundriß p. 480 – Fußnote wie im Original.

³ Georg Heinrich Zincke (1692-1769) – Jurist, Verfasser von grundlegenden Schriften der Kameralwissenschaft.

publique Oerter, auf Messen in Bäder, Carnevalls geschicht, so ist darauf nicht vil zu dencken“.

Meinem Begriff nach unterscheiden sich die neuere von den ältern Zeiten, zum Vortheil der erstern, in dem Punct der Reisen dadurch:

1. Daß sie ungleich geschwinder zurück gelegt werden können, nicht nur wegen Einrichtung der Posten überhaupt, sondern auch der Relais und beständig frischen Abwechslungen. Vor Alters ritten vom Kayser an alle Manns-Personen, die Dames hohen Rangs hatten ihre Sänfften und andere Wagen oder vilmehr Karren. Diß alles gieng sehr langsam. Die Kayserin Maria Anna aus Spanien⁴ biß Wien ein Jahr und 9. Monath lang gereiset, und auf den iezigigen par force Reisen legt man täglich 40. Teutsche Meilen zurück.

2. Ist ungleich mehr Anstalt zur Bequemlichkeit, als ehemals, so wohl weil überhaupt nach dem verbesserten Policity-Wesen die Bewirthung überall leichter und besser zu haben ist, als auch da durch die Geschwindigkeit, womit man reisen kann, die Beschwerde wenigstens kürzer ist, als sonst. Um disen Unterschied desto mercklicher zu zeigen, kann ich nicht umhin, einige Stellen aus der Reise-Beschreibung der an Kayser Ferdinanden III.⁵ verlobten Spanischen Prinzeßin Maria Anna anzuführen, weil ich kaum glaube, daß zu disen Zeiten eine so hohe Standes-Person einer Seits so prächtig und anderer Seits mit solchen Ungemächlichkeiten gereißt. So heißt es gleich vom Anfang [S. 590] der Reise:⁶ „Den letzten Tag des vergangenen 1629. Jahres ist der König aus Spanien die Königin aus Ungarn, und der Infant Don Carlos in einem so schlechten Ort Gaxamexos über Nacht gelegen, daß wie es in der Nach geschneiet, auf dem Himmel ihrer Betten, und auf den Tischen voller Schnee gelegen, und heben die andern, sonderlich das Frauenzimmer, so der Kälte nicht gewohnt gewesen, grosse Noth und Ungelegenheiten ausgestanden“.

Ferner meldet Graf Khevenhüller⁷ unter dem 21. May:⁸ „Diesen Tag ist ein so böses Wetter eingefallen, daß der Damen-Wagen im freyen Felde stecken blieben und der Graf Kevenhiller, Pater Quiroga, und Don Rodrigo de Tapia sie aus ihrem in Ihrer Majestät Leib-Wagen tragen müssen, und sind Ihre Majestät allererst um Mitternacht in das

⁴ Maria Anna von Spanien (1606-1646) – spanische Infantin, Gemahlin vom Kaiser Ferdinand III., römisch-deutsche Kaiserin.

⁵ Ferdinand III. (1608-1657) – römisch-deutscher Kaiser.

⁶ Graf Khevenhüllers Annales T. XI. p. 913. – Fußnote wie im Original (Moser bezieht sich auf: F. Ch. Kevenhüller: Annales Ferdinandeï, Oder Warhaffte Beschreibung, Kaysers Ferdinandi deß Andern Miltester Gedachtnuß Geburt, Aufferziehung, und bißhero zu Krieg und Friedenszeiten, volbrachten Thatten, gefuhrter Krieg und volzognen hochwichtigen Geschäften... Regenspurg 1640-1641).

⁷ Franz Christoph Khevenhüller (1588-1650) – österreichischer Kammerherr und Geheimer Rat, bedeutender Historiograph im 17. Jahrhundert.

⁸ L.c. p. 1013. – Fußnote wie im Original (bezieht sich auf Anm. 6).

Losament (so auch schlecht Bestellt gewesen) angelanget, und sind vil und die meisten Leute bey Regen, Kälte und Schnee ungeschessen und ungetruncken die ganze Nacht auf dem Wege geblieben“.

Unter dem 3. Febr. 1631⁹ meldet er abermahls: „Sind Ihre Majest. Nach Planino dem Fürsten von Eggenberg gehörig gereiset, und obwohl die Küche und Keller und alles im Schlosse und dem Dorffe also geschwind alle worden, daß die Königin Nichts mehr habe überkommen können, und in einem schlechten Bauer-Hause logiren müssen, hat Ihr doch der Erz-Herzog selbst das Haus ausgesucht, und vor dem Sessel, unangesehen die Königin davor gebeten, gegangen, und obwohl die Königin ihre Küche nicht bey Ihr gehabt, so hat der Erz-Herzog und die mitreisende Cavaliere so vil Speisen zusammen gbracht, daß Ihre Majest. besser als aus ihrer eigenen Küche tractiret worden“.

[S. 591] Den 14. May¹⁰ berichtet er nochmals: „Den 14. sind Ihre Majestät nach Friesach (in Steyer-marck). Disen Abend haben die Damen und ihre Leute Kohlen in ihre Zimmer bringen lassen, welche nachgehends alle todtkranck worden, daß auch die Königin niemand zu bedienen gehabt, sondern die Obrist-Hofmeisterin und die Erz-Herzogischen Damen dienen müssen“.

Zum Beschluß dieser elenden Reise meldet er: „Den 26. Sept. war der Eintritt und Hochzeit-Tag, und wie der Eintritt um 4. Uhr hätte geschehen sollen, so ist man allererst von Ebersdorff darum so späte ausgefahren, daß um 2. Uhr die schweren Wagen mit denen Braut-Kleidern, weil sie den Weg verfehlt, angelanget, und die Königin sich auf der Post und mit Ungelegenheit habe anlegen müssen, und in der Statt seyn die Luminarii und Wind-Licht auch nicht in Bereitschafft, und also der Einritt in der Finsterniß gewesen“.

Noch um diese Zeit An.[no] 1622. riethe der am Spanischen Hof Gestandene Kayserliche Botschaffter Graf Khevenhüller an Ertz-Herzog Carl, einen Postritt nach Spanien zu thun und zwar zu Land, weil er da genug Gelegenheit und andere Lehen-Pferde finden würde.¹¹ Das wäre heut zu Tag eine artige Zumuthung vor einen Kayserlichen Prinzen.

3. Geschehen ordentlicher Weise die Reisen mit ungleich wenigern, ja so geringem Gefolg, als nur möglich ist; welches

4. auch die Kosten ungemein verringert, an statt ehedem die Herrn fast ihren ganzen Hof und Land-Stände mitnahmen und füttern mußten.

Anderer Seits ist wieder wahr, daß in manchen andern Stücken die vorige Zeiten sparsamer waren; und wann man liebt, daß ein Prinz von Würtemberg mit einem resigen Knecht an fremde Höfe geschickt wor-

⁹ L.c. p. 1501. – Fußnote wie im Original.

¹⁰ P. 1503 – Fußnote wie im Original.

¹¹ In Annal. Ferdin. T. IX. p. 1633. – Fußnote wie im Original.

den und betrachtet (der weit grösser [S. 592] Einkünffte ohngeachtet) den zahlreichen Reise-Hof-Staat dagegen, so gibt sich der Ausschlag von selbst.

§. 2.

Von auswärtigen und entfernten öffentlichen Reisen

Die Reisen an sich seyend entweder öffentlich und unter Führung der angebohrnen oder erlangten Würde; oder sie geschehen al incognito. Beyde seynd wieder entweder ausserhalb Lands, oder nur blosser Lust-Reisen innerhalb desselben.

Die auswärtige entfernte öffentliche Reisen erfordern nach Beschaffenheit des Hofes, je nachdem er groß oder klein ist, vile oder wenigere Umstände, wegen der Einrichtung, des Gefolgs, der Bequemlichkeit der Reise u.s.f.

Bey solchen grossen Reisen werden an die Stände, deren Lande und Gebiet die Route betrifft, Ersuchungs-Schreiben erlassen, dem Gefolg mit allen erforderlichen Naturalien, Vorspann etc. willig an Hand gehen zu lassen.

Wann ein Herr eine entfernte und von einiger Dauer seyende Reise vornimmt, werden gemeinlich von denen vornehmsten Collegien und Haupt-Expeditionen einige Ministri, Räte, Referendarien und Secretarien mitgenommen; die Landes-Regierung aber einem der Prinzen, oder einem hohen Verwandten, oder dem höchsten Collegio im Land mit Vollmacht übertragen.

Als K. Friderich I.¹² in Preussen An. 1708. in das Carlsbad, verreiße und der Cron-Prinz¹³ mit seiner Gemahlin¹⁴ gleichfalls nach Hanover verreiße ware, residirte indessens der dieserwegen ausdrücklich nach Berlin gekommene Bruder des Königs, Marggraf Philipp¹⁵, auf dem Schloß und führte das Commando bey Hof.

Als Kayser Carl VI.¹⁶ An. 1733 in das Königreich Böhmen verreiße, übertrug er die Verantwortung des Regiments in den Oesterreichischen Landen die Zeit der Abwesenheit über vier Staats-Ministern.

Wann jedoch die Reise nicht zu entfernt ist, weiß man durch unterlegte Couriers zu helfen, daß gleichwohl alles durch die Augen und Hand des Regenten geht.

¹² Friedrich I. (1657-1713) – seit 1701 König in Preußen.

¹³ Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) – seit 1713 König in Preußen.

¹⁴ Sophie Dorothea von Hannover (1687-1757) – Königin in Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms I.

¹⁵ Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (1669-1711) – Bruder Friedrichs I., Markgraf von Brandenburg-Schwedt.

¹⁶ Karl VI. (1685-1740) – römisch-deutscher Kaiser.

[S. 593] §. 3.

Von den Lust- und Land-Reisen

Die Lust- und Land-Reisen der Herrschafft haben entweder ihren Grund in dem alten Herkommen und Etiquette des Hofes, oder sie seynd willkührlich. Von jener Gattung seynd z. E. die alljährliche Veränderung des Aufenthalts des Kayserlichen Hofes in den verschiedenen um Wien gelegenen Schlössern Schönbrunn, Larenburg, Ebersdorff etc. Dies hat dann alles schon seine gewisse und gemessene Einrichtung, welche Aemter und Personen des Hofes sich mit aufs Land begeben müssen oder dürfen.

Bey den willkührlichen und nur auf kurze Zeit gehenden Land-Reisen aber darf, ausser denen zur unumgänglichen Bedienung gehörigen Personen niemand mitreisen, welchem solches von der Herrschafft nicht befohlen oder erlaubt ist, wie diß schon in dem Cap. Von den Lust- und Land-Schlössern bemerckt worden.

§. 4.

Von al incognito Reisen

Von dem reisen al incognito ist, so vil die Merckmahle des Incognito betrifft, schon im ersten Band p. 265 fqq. umständliche Meldung geschehen, daher ich hier nur anmercke, daß diese Verschweigung der wahren Würde und Standes auf Reisen, so wohl wegen der geringen Kosten, als auch (und zwar oft einzig darum) zu Vermeidung aller Ceremoniel-Streitigkeiten je länger je allgemeiner wird. Dem ohngedacht ist richtig, daß ein al incognito reisender Herr niemahlen so unbekannt bleibt, daß ihm nicht die seiner Geburt und Stand gebührende Ehren-Bezeugung und Höflichkeit wiederführen, obgleich ohne den Dunst des grossen Ceremoniels und wie geheim solche Reisen seyen, daraus erhellet, wann man in allen Zeitungen ließt: Der und jener Herr seyen unter dem Nahmen eines Grafen von N.N. incognito allhier angelangt.

§. 5.

Von geheimen Reisen

Es unterscheiden sich also solche gar mercklich von den geheimen Reisen, auf welchen man seinen wahren Stand vollkommen und auf alle nur mögliche Weise zu verbergen sucht. Von [S. 594] dieser Art ware König Carls XII.¹⁷ berühmter Postritt aus der Türckey biß Stralsund; ingleichen die Reisen, welche in neuern Zeiten ein gewisser Reis-Fürst auf die Carnavals benachbarter Höfe unter der Gestalt eines simplen Cavaliers, auch wohl Tyrolers gethan hat.

¹⁷ Karl XII. (1682-1718) – König von Schweden.

§. 6.

Von den vorläufigen Anstalten zur Reise

Wann die Reisen blosse Lust- und Land-Reisen gleichwohl aber von einiger Dauer des Aufenthaltes seyend, so ergeht an die Castellane oder Aufseher solcher Land-Schlösser bey guter Zeit der vorläufige Befehl zu Auslüfftung, Reinhaltung und nöthigen Falls auch Reparirung der Gebäude und Zimmer, die nöthige Victualien nebst der Küchen- und Keller-Parthie werden mit eigenem Geschirre oder mit Frohnden aus den Aemtern vorangeschickt, welche auch die sonst in die Residenz liefernde Naturalien dahin schicken müssen.

Bey noch entferntern Reisen geht die schwere Bagage voran und vor die Herrschafft und ihr gefolg geht der Reise- oder Cammerfourier voraus, um die Quartiere, Nachtlager und Speisen zu bestellen. Bey grossen Höfen seynd dabey noch weit mehrere Personen beschäftigt.

Bey ausländischen Reisen seyend die Haupt-Betrachtungen: Die Anschaffung der Reise-Equipage und andere Reise-Bedürffnissen, die Regulirung des Reise-Gefolgs, so dann der Reise selbst.

§. 7.

Von der Reise-Equipage

Die Reise-Equipage besteht vornehmlich in Anschaffung und in Standsetzung der nöthigen Reise-Wagen, Caleschen, Rüst- und Pack-Wagen vor die Herrschafft, das Gefolg und das Gepäcke, so dann der vor beyde nöthigen Staats-und resp. Reise-Kleidungen, wie auch aller übrigen zur Bequemlichkeit und Sicherheit auf der Reise dienenden Erfordernisse an Gewehr etc.

Wegen der Wagen mercke ich noch an: Ein Erz-Bischoff zu Trier hat, Krafft eines Privilegii de An. 1120 das Recht, in seiner Provinz mit roth bekleideten Wagen fahren und das Creuz [S. 595] vor sich herfahren lassen zu dürfen, welche Stücke auch noch in würcklich- und stetem Gebrauch seynd.

§. 8.

Von der Reise-Casse

Der zweyte Haupt-Umstand ist die Reise-Cassa, von deren ich zwar schon in dem zweyten Capitel des fünften Buchs eine Anmerckungen gemacht habe: Die Herbeybringung der Gelder ist ein Object der Cameral-Seufzer, mit dem ich nichts, sondern nur, wie diß Geld Standesmäßig durchgebracht werde, zu thun habe. Wer die Cassa in Verwahrung haben solle, kommt auf die Disposition des Herrn an, die Rechnung aber führt ein eigener Reise-Hof-Caßier oder anderer Secretaire.

So lässt es sich endlich noch gut und bequem reisen, wann die Land-Stände und Unterthanen sich so angreifen, als sie bey Kayser Carl VI. gethan haben. Als dieser Monarch An. 1733. zu Linz ankame, wurde er auf der Gränze von den Oesterreichischen Land-Ständen ob der Ens empfangen und zwo Beutel, so zusammen 16000. Ducaten enthielten, überreicht.

§. 9.

Von dem Reise-Gefolg überhaupt

Wie zahlreich das Reis-Gefolg seyn solle, kommt auf den Beweggrund der Reise, auf die Art der Reise selbst und die daran zu verwenden vorhabende Kosten an. Ein zur Crönung reisender Kayser, ein zur Wahl sich einfindender Chur-Fürst, ein Herr, so in einer seiner Provinzen die Huldigung einnehmen oder sich lange daselbst aufhalten will, muß freylich zur Verherrlichung seiner Würde und aus Nothwendigkeit einen grossen Theil seines Hofes mitnehmen, wohingegen zu kleinen Land-und noch mehr zu geheimen Reisen die Anzahl ungleich kleiner, ja nur auf die ganz unentbehrliche Bedienung eingeschränckt ist.

Die Personen, welche den Hof auf entfernten Reisen begleiten sollen, werden in eine Liste gebracht, welche bey zeiten vorher bekannt gemacht wird.

[S. 596] In alten Zeiten war das Gefolg bey den Reisen Teutscher Herrn auf Reichs-Chur-und Fürsten-Tage, wie auch andere Höfe ungleich zahlreicher, als jezo, wie wohl man in neuern Zeiten sehr lange Listen findet.

Als Kayser Leopold¹⁸ An. 1665 nach Tyrol reißte, um die Huldigung einzunehmen, bestunde sein Gefolg in 2000. Personen und 1500. Pferde; und da König Friderich I. An. 1702 nach Cleve reißte, brauchte er nur sein Gefolg und Bagage, so mit ihm reißte, auf jeder Station 500. Pferde und die ihm nachfolgten, hatten auf jeder Post 900. Pferde nöthig.

Wann das Reise-Gefolg sehr zahlreich ist, bedient man sich zweyerley Vortheile. Entweder lässt man die eine Helffte etliche Tage zum vorausgehen, oder in etlichen Tagen nachfolgen, oder man erwählt zwo unterschiedene Reise-Routen, welches letztere alsdann um so nöthiger ist, wann die Vorspann und Naturalien ohnehin rar, oder doch nicht in der erforderlichen Menge zu haben seynd. Wann es die Gelegenheit verstattet, lässt man auch die Bagage zu Wasser gehen und die Herrschafft nebst dem vornehmsten Gefolg gehen zu Land, oder auch umgekehrt.

¹⁸ Leopold I. (1640-1705) – römisch-deutscher Kaiser.

§. 10.

Von der Reise selbst insbesondere der Reise-Route

Ich habe bereits erwehnet, daß ehemdem die Reisen der Herrn reitend vorgenommen worden. Eine Probe, wie es mit disen Reisen zu Pferd ehemdem gehalten worden, gibt des Hochseeligen Herzog Ernsts zu Gotha¹⁹ Hof-Ordnung an die Hand. Heut zu Tag bedient man sich innerhalb Landes und wo es nicht allzu weit geht, der eigenen und auf gewissen Stationen frisch unterlegten Pferde; ausser dem aber gemeinglich der Neise-Route wird forderist überlegt, ob man in Kriegs- oder Friedens-Zeiten reiset, da erstern Falls mit Pässen oder Erwählung einer ganz andern Route die Vorsicht gebraucht wird. Letztern Falls kommt es darauf an, ob man die der geraden Strasse nach [S. 597] zutreffende Höfe paßiren oder lieber umgehen will. Ist das erstere, und es geschieht entweder öffentlich, so hält man sich an dem Hof selbst auf, oder lässt wenigstens ein Compliment wegen Eilfertigkeit der Reise an die Herrschafft des Orts machen, welche dagegen wiederum durch einen Cavalier ein Compliment ablegt: oder reißt man nicht öffentlich, so erwählt man einen andern Nahmen, umfährt die Residenz, lässt die Pferde vor die Thore kommen und fährt nur durch etc.

§. 11.

Von den Gottesdienst auf der Reise

H. Ernst zu S. Gotha verordnete insbesondere in seiner schönen Hof-Ordnung, wie es während der Reise mit dem Gottesdienst gehalten werden solle, worinn er mehr Bewunderer, als Nachfolger finden wird.

In denen Personalien dises gottseeligen Fürsten wird von seiner Reise-Beschäftigung gemeldet: „Das gloßirte Bibel-werck, so Sie in unterschiedliche Theil binden lassen, führeten Sie nebst andern geistlichen Gebet-Büchern allezeit auf der Reise bey sich, und liessen daraus, so wohl in den ordentlichen Tag und Nachts Bestunden, als auch in der Kutschen auf der Reise, etliche Capita lesen, und wenn mit Gebet und Gesängen geschlossen war, alsdenn nahmen sie ihre Fürstliche Angelegenheiten vor, dictirten, was Sie zu verrichten ihr vorgenommen, zum besondern Memorial, und brachten die übrige Zeit unterwegs auf Reisen mit nützlichen, so wohl geistlichen, als politischen Discursen zu, daß wohl nicht leicht eine einzige Stunde ohne sonderbare Arbeit und Verrichtung von Ihrer Fürstlichen Durchlaucht zugebracht worden, und man dannenhero mit Wahrheit von ihr sagen können, daß Sie niemals unnütziger gewesen als wenn Sie Musse nehmen müssen“.

So vil ist richtig, daß man grosse Catholische Herrn nicht leicht eine weite Reise vornehmen sehen wird, auf welcher nicht ein Beicht-Vater

¹⁹ Ernst I. gen. der Fromme (1601-1675) – seit 1740 Herzog von Sachsen-Gotha.

oder Caplan mit in dem Gefolge wäre; und man würde wohl unter und der Römischen Kirche wenig [S. 598] oder keinen Fürsten aufweisen können, welcher die ausserlichen Übungen der Gottseeligkeit so genau beobachtet, als der gottesfürchtige obgleich den Evangelichen sehr gehässige Kayser Ferdinand II.²⁰ von welchem in dessen schönen Lebens-Beschreibung gemeldet wird:²¹ „Nach beschlossenem Chur-Fürsten-Tag zu Regensburg Anno 1637. ist er von dannen auf Wien aufgebrochen den 23. Januarii, und noch selbigen Tag zu Straubingen ankommen, mit einer solchen Beschaffenheit und Zustand seiner Gesundheit, wie alle dazumal gegewärtige gesehen haben. Alldorten hat er seinen Beicht-Vater, welcher dazumal krank zu Bette lage, dises Brieflein mit eigener Hand geschrieben: Ehrwürdiger Pater in Christo: Biß dato habe ich jederzeit im Brauch gehabt, mein Gebet, ehe ich mich anlegte, eine Stunde lang zu verrichten: Welches mir aber auf dieser Reise also fortzutreiben ziemlich schwer seyn würde, weil ich alle Tag um vier aufstehen müste. Ob wohl ich nun dißfalls einiges Gelübd nicht habe: Nichts destoweniger begehre ich Ew. Ehrwürden Rath, ob ich nehmlich in etwas dispensiren möge. Ich bin Gott Lob wohl auf. Straubing, den 24. Januarii 1637“.

Bey grossen Prinzen, die in fremde Lande geschickt werden, gibt man bey uns Evangelichen auch noch wohl einem Reise-Prediger mit, welchergestalt der grosse Gottesgelehrte D. Anton K. August II.²² in Pohlen in seinen Prinzlichen Jahren auf den weiten Reisen in Spanien, Italien, Frankreich etc. begleitet hat.

§. 12.

Von der Tafel und Zehrung auf Reisen

In alten Zeiten waren die Clöster zugleich die Herbergen der Grossen, welcher Gelegenheit der Bewirthung sie sich auch zu Erlangung mancher schönen Stiftung treflich zu Nutzen gemacht haben. Diese Gast-Freyheit findet sich auch bey ihnen noch, da aber heut zu Tag nicht mehr so vil dabey zu verdienen ist, vilmehr die gute Tafel nur zur Versuchung der Reisenden Grossen wird, so sehen die geistliche solche vornehme Gäste nicht allzugerne, so [S. 599] gar, daß, da die Bischöffe in ihren eigenen Landen diese Einquartierung mit Übermasse benuzet, die Dohm-Stifter darinn eine Einschränkung nöthig gefunden haben. So

²⁰ Ferdinand II. (1578-1637) – römisch-deutscher Kaiser.

²¹ In Graf Khevenhüllers Annalib. T. XII. p. 2397. – Fußnote wie im Original.

²² August II. gen. der Starke (1670-1733) – Kurfürst von Sachsen, seit 1697 König von Polen und Großherzog von Litauen.

müsste Bischoff Johann Gottfrid von Würzburg²³ An. 1684²⁴ Art. 52. seiner Wahl-Capitulation versprechen: (...)

Diesen Fall ausgenommen wird entweder, wo es auf entfernten Reisen ist, durch die voranreisende Fouriers Sorge getragen, oder, so weit die eigen Lande gehen, wird die Küchen- und Keller-Parthie vorangeschickt, welch letzteres bey sehr grossen Herrn auch auf weiten Reisen geschiehet, wann solche, wie z. E. eine Reise zur Wahl und Crönung, öffentlich vorgenommen werden.

§. 13.

Von der Bedienung auf Reisen

Von der Bedienung grosser Herrn auf Reisen habe ich T. I. p. 219 fqq. schon ausführlich gehandelt, daher ich nur noch disen Fall hier nachholen will: Als An. 1702²⁵ der Römische König Joseph²⁶ an den Rhein zu Feld gieng, empfieng der Obrist-Hof-Postmeister, Graf von Paar²⁷, ein Decret, denselben auf der Reise von Wien biß Eger selbst zu bedienen. Der Graf bekam zwar darauf mit denen übrigen Hof-Aemtern Stritt wegen des Rangs, welcher aber also entschieden wurde, daß der Graf in disem Amt keinem anderen Hof-Amt, als dem Obrist-Stallmeister, weichen sollte. Solchemnach fuhr er unmittelbar vor dem König [S. 600] her, sazte sich auf der Burg-Pastey ein, sein Post-Horn an der Seiten habend, neben ihm der Königliche Obrist-Cämmerer und gegen über der Hatschieren Hauptmann. Als alles zur Abfarth fertig ware, fieng der Graf an zu blasen, worauf die andere Postmeister und Postillions ein gleiches thaten.

§. 14.

Von der Bedeckung auf Reisen

Von der Bedeckung eines Herrn auf Reisen muß ich eben dises sagen und auf p. 255 des Ersten Bandes mich beziehen, deme ich noch dises beyfüge.

Ihro Königliche Majestät von Groß-Britannien werden auf Dero Reisen nach den Teutschen Erb-Landen von den Holländischen Gränzen an durch die von Hannover aus dahin geschickte Grenadiers zu Pferde

²³ Johann Gottfried Freiherr von Guttenberg (1645-1698) – seit 1684 Fürstbischof des Hochstiftes Würzburg.

²⁴ S. Factum & Jus Juram. Episcop. p. III. – Fußnote wie im Original.

²⁵ S. l.c. p. 232. – Fußnote wie im Original.

²⁶ Joseph I. (1678-1711) – römisch-deutscher Kaiser.

²⁷ Johann Wenzel Graf von Paar – kaiserlicher Geheimer Rat, oberster Reichshofmeister und General-Erblandpostmeister.

begleitet, weil deren Pferde hurtiger zum Laufen seyend, als die von der Leib-Garde.

An. 1734. wurde an dem Chur-Sächsischen Hof ein Jäger-Corps von 200. Mann errichtet, so hauptsächlich zu Begleitung des Königs auf Reisen dienen sollte. Alle wurden mit leichten Pferden und guten Pistolen versehen, ein Theil hatte über dises gezogene Carabiner, andere gezogene Kugel-Büchsen und wieder andere ungezogene Flinten mit Bajonets.

§. 15.

Von Versendung in Herrschaftlichen Geschäften

Schließlich gedencke ich nur mit wenigem: Daß, wann ansehnliche Hof- oder Staats-Bediente in wichtigen Herrschaftlichen Geschäften, Gesandschaften, hohen Commissionen, oder auch nur zu solenner Complimentirung verschickt werden, solches mit Herrschaftlicher Equipage geschehe und befindenden Umständen nach die Pferde, Wagen, Bediente etc. die ganze Zeit ihrer Verrichtung über zu ihrer Bedienung überlassen werden.

Wie es aber ausser disem Fall mit Diäten etc. gehalten werde, gehört zwar eigentlich nicht in das Hof-Recht, doch habe ich in den Beylagen ein Muster einer solchen Verordnung beygefügt.

Das musikalische Frankreich des 18. Jahrhunderts in Carl Burney's der Musik Doctors *Tagebuch* einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien

Anfang Juni 1770 brach der englische Musikhistoriker und Musiker Charles Burney zu einer Gelehrtenreise nach Frankreich und Italien auf. Seine Reiseerfahrungen, die sich auf das Musikleben in den besuchten Ländern konzentrierten, hielt er in einem Tagebuch fest, das im Jahre 1771 in England unter dem Titel *The Present State of Music in France and Italy*¹ veröffentlicht wurde.

In der Einleitung zum Tagebuch erklärt Burney den Grund für sein Vorhaben, das ihm „so viele Beschwerlichkeiten, Unkosten und Versäumung anderer Geschäfte“² verursachte. Was ihn in die Ferne treibt, ist das Unbehagen am gegenwärtigen Musikschrittmum: die ihm zur Verfügung stehenden Bücher sind „eins dem anderen so getreulich nachgeschrieben, daß man nur zwei oder drei lesen darf, um das wesentlichste zu wissen, was in so viel hunderten steht“.³ Sein Beschluss, „mit [s]einen eignen Ohren zu hören, und mit [s]einen eignen Augen zu sehen“⁴, ergibt sich aus dem Bedürfnis, die vorhandene Literatur zu ergänzen und etwas Neues zu schaffen, er wünscht sich für sein Werk „einiges Originalgepräge, oder wenigstens einen Stempel der Neuheit“.⁵ Seine Erkundungen werden von einem aufklärerischen Reiseimpetus getragen: er will nämlich seinen „Durst nach Wissenschaft an der Quelle [...] löschen“.⁶ Die „Quelle“, das eigentliche Ziel seiner Reise, ist Italien, er beschließt aber auf dem Weg dahin ein paar Tage in Frankreich zu verbringen und „der französischen Musik zuerst in der Hauptstadt, und sodann an den beyden äussersten Enden des Königreichs, zu Lisle und Lyon ein geneigtes Gehör zu geben“.⁷

¹ Charles Burney: *The Present State of Music in France and Italy*. London 1771.

² Carl Burney's der Musik Doctors *Tagebuch* einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien. Deutsch von Christoph Daniel Ebeling. Hamburg: Bode 1772, S. XIII.

³ Ebd., S. XIV.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., S. 4.

Die deutsche Übersetzung des Tagebuchs, die Christoph Daniel Ebeling unter Mitwirkung von Johann Joachim Christoph Bode anfertigte, erschien im Jahre 1772 in Hamburg.⁸ Es lässt sich nachweisen, dass Burneys Tagebuch noch im 18. Jahrhundert in Deutschland rezipiert wurde. Im *Journal zur Kunstgeschichte* von 1776 gibt es eine Auflistung der französischen Organisten, die eine deutliche Anlehnung an Burneys Tagebuch verrät⁹. Burneys Einfluss ist auch für die *Encyclopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften* aus dem Jahre 1840 feststellbar.¹⁰

Nicht zuletzt greifen auch moderne Forscher auf die Eintragungen in Burneys Tagebuch zurück, um gewisse Einzelaspekte in ihren Arbeiten zu belegen¹¹. Das Gesamtbild der französischen Musiklandschaft, das Burney in seinem Tagebuch entwirft, wurde jedoch bislang noch nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Im vorliegenden Aufsatz wird der Versuch unternommen, diese Lücke zu füllen. Da Burneys Tagebuch nur vor dem Hintergrund der damaligen musiktheoretischen Debatten ausgewertet werden kann, sollen sie in einem ersten Schritt skizziert werden. Danach werden Burneys Beobachtungen in Bezug auf die französische Kirchenmusik untersucht. Es folgen die Betrachtungen zur weltlichen Musik, welche die Kategorien Oper und Konzert (*Concert spirituel*, Salonmusik bei Madame Brillon) umfassen. Der Aufsatz schließt mit Bemerkungen zur narrativen Inszenierung der Reiseindrücke in Burneys Tagebuch.

Querelle des Bouffons

Die Auseinandersetzung um den französischen und italienischen Stil in der Musik, die sich wie ein roter Faden durch Burneys Tagebucheintragungen zieht und von ihm eindeutig zugunsten der italienischen Musikästhetik entschieden wird, kann erst dann angemessen verfolgt werden, wenn man auf die Anfänge der italienischen Oper zurückblickt. Im 17. Jahrhundert wurde nämlich in Italien die stiltheoretische Debatte um die sogenannte *prima* und *seconda prattica* ausgetragen. Unter

⁸ Vgl. dazu die Vorrede des Übersetzers, ebd. S. III-VI, hier S. III. Dem ersten Band des Tagebuchs folgten bald zwei andere: Zweyter Band. Durch Flandern, die Niederlande und am Rhein bis Wien. Hamburg: Bode 1773 und Dritter Band. Durch Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Hamburg und Holland. Hamburg: Bode 1773, in der Übersetzung von Johann Joachim Christoph Bode.

⁹ Christoph Gottlieb von Murr: *Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur*, Bd. 2. Nürnberg: Johann Eberhard Zeh 1776, S. 12.

¹⁰ Vgl. z. B. Couperin. In: Gustav Schilling (Hg.): *Encyclopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften, oder Universal-Lexicon der Tonkunst*, Bd. 2. Stuttgart: Franz Heinrich Köhler 1840, S. 319.

¹¹ Vgl. dazu z. B. Walter Hillsman: *Instrumental Accompaniment of Plain-Chant in France from the Late 18th Century*. In: *The Galpin Society Journal* Vol. 33, 1980, S. 8-16, hier S. 8; Bruce Gustafson: *The Music of Madame Brillon: A Unified Manuscript Collection from Benjamin Franklin's Circle*. In: *Notes, Second Series*, Vol. 43, 1987, Nr. 3, S. 522-543, hier S. 527.

der *prima prattica* (oder *stile antico*) verstand man die Kirchenmusik im Palestrina-Stil, die *seconda prattica* (oder *stile moderno*) bezeichnete den monodischen Stil der zu dieser Zeit entstehenden Oper. Mit dem *stile antico* verknüpfte man also solche Begriffe wie Kirchenmusik, Polyphonie, Kontrapunkt, a cappella-Besetzung, Andacht, mit dem *stile moderno* die Stichworte Oper, Monodie, Instrumentalmusik, konzertierender Stil, Affekt, Ausdruck der Leidenschaften.¹² Die ursprünglich italienische Debatte erreichte Frankreich noch im 17. Jahrhundert und gewann dort durch die Gegenüberstellung der französischen und italienischen Oper neue Akzente, wobei man die französische Oper und die französische Musik im allgemeinen der Assoziationskette des *stile antico* zuordnete. Auf diese Weise wurden die musikästhetischen Fragen mit der Kategorie des Nationalstils und nicht zuletzt auch mit Politik verbunden.

Den Höhepunkt der Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft der französischen und italienischen Oper bildete die *Querelle des Bouffons*, ein musikästhetischer Streit, der 1752 in Frankreich im Zusammenhang mit der Aufführung von Pergolesis *La Serva Padrona* entbrannte. Pergolesis komisches Intermezzo wurde zwischen den Akten von Jean-Baptiste Lullys ernster Oper *Acis et Galatée* gespielt, was dem französischen Publikum die Gelegenheit bot, die zwei Stile in direkter Gegenüberstellung zu vergleichen. Die französischen Intellektuellen spalteten sich in zwei unversöhnliche Fraktionen, die einander in giftigen Pamphleten kritisierten. Die italienische Partei repräsentierte Jean-Jacques Rousseau, der in seiner Argumentation die These des Abbé Dubos aufgriff, dass der Ursprung der Musik in der Sprache zu suchen sei. Der Zweck der Musik bestand für ihn in der Nachahmung leidenschaftlichen Redens¹³ und war durch die entsprechende Gestaltung der Melodie zu erreichen. Da nach seiner Ansicht die italienische Sprache klangvoller und melodischer als die französische war, konnten die italienischen Komponisten schönere Melodien als die Franzosen komponieren. Daraus ergab sich der Schluss, dass sich die italienische Sprache mehr zum Ausdruck der Emotionen eignet, womit für Rousseau der Vorrang der italienischen vor der französischen Oper einherging.¹⁴ In seinem *Lettre sur la Musique Française* erklärte er die französische Sprache schlichtweg für unmusikalisch. Im Gegenzug wurde die italienische Truppe, die *La serva padrona* spielte, aus Frankreich verbannt.¹⁵

¹² Vgl. Carl Dahlhaus: Die Idee der absoluten Musik. Kassel: Bärenreiter 1978, S. 51.

¹³ Ebd., S. 52.

¹⁴ Vgl. Thomas Christensen: Rameau and Musical Thought in the Enlightenment. Cambridge: Cambridge University Press 1993, S. 236-237.

¹⁵ Jörg von Uthmann: French Resistance. In: Opera News Vol. 68, 2004, Nr. 11, S. 46-48, hier 48.

Die italienische Partei, für die *La serva padrona* ein ästhetisches Ideal darstellte, griff auch Jean-Philippe Rameau an und bezeichnete seine Musik als langweilig und altmodisch. Rameaus Anhänger, zu denen z. B. Voltaire gehörte, erklärten ihn dafür zum Begründer der französischen Oper.¹⁶ Rousseaus Thesen von der Bedeutung der Melodie setzte Rameau seine Überlegungen zur Harmonie entgegen. Rameau stimmte zwar mit der Ansicht überein, dass die Musik Leidenschaften ausdrücke. Er befürwortete aber weder die Behauptung, dass die Emotionen durch rhetorische Figuren hervorgerufen, noch dass sie durch die Melodie transportiert werden. Für Rameau war das nur durch die Harmonie zu bewirken, deren Vorbild er im sogenannten *corps sonore* (dem klingenden Körper) erblickte. In der Natur sei die Melodie nirgends gegeben, dafür produziere jedes vibrierende Objekt harmonische Partialtöne der Duodezime und der großen Septdezime. Die Musik kopiere die Natur, in dem sie die in den *corps sonore* gegebenen Proportionen anwendet¹⁷, d. h. Akkorde bildet.

Kirchenmusik

Burneys Tagebuch beginnt mit den Eintragungen über den gregorianischen Gesang und den Anteil der Orgelmusik an der liturgischen Handlung. Burney stellt fest, dass die Kirchenmusik in Frankreich vorwiegend *a capella* aufgeführt wird, obwohl sich in vielen Kirchen Orgeln befinden. In Cambrai besucht Burney sogar einen Gottesdienst, der ohne Orgelspiel und ohne Gesang gehalten wird. Laut seinem Bericht erklingt in den französischen Kirchen vorwiegend der einstimmige Gesang, nur an besonderen Tagen wird mehrstimmig gesungen.¹⁸ In der Kathedrale *Saint-Jean* in Lyon hört Burney den *plain chant à la Romaine*.¹⁹ Mit dieser Bezeichnung ist die besonders strenge Tradition der unbegleiteten Vokalpolyphonie gemeint, die in Rom, im Gegensatz zu modernen Tendenzen in Norditalien, bewahrt wurde.²⁰ Die Feststellung ist allerdings bereits in Bezug auf Rom prekär, denn sie trifft tatsächlich nur auf die Sixtinische Kapelle zu.²¹ Burney begeht in seinem Tagebuch eine ähnliche Verallgemeinerung, da Lyon und einige andere im Tagebuch genannte Beispiele für ganz Frankreich stehen sollen. Dabei stellt die Kathedrale zu Lyon eine Ausnahme dar: in der Enzyklika *Annus qui* (1749) wird sie neben der Sixtinischen Kapelle erwähnt,

¹⁶ Vgl. dazu Burton D. Fisher: *A History of Opera: Milestones and Metamorphoses*. Miami: Opera Journeys Publishing 2005, S. 50.

¹⁷ Vgl. Christensen 1993, S. 237-238 (Anm. 14).

¹⁸ Burney 1772, S. 1 (Anm. 2).

¹⁹ Vgl. ebd., S. 31.

²⁰ Graham Dixon: *Roman Church Music: The place of instruments after 1600*. In: *Galpin Society Journal*, Vol. 34, 1981, S. 51-61, hier S. 51.

²¹ Vgl. dazu ebd., S. 51.

als eine von den zwei Kirchen, deren Musik nicht von weltlichen Einflüssen kontaminiert ist und wo die Tradition der unbegleiteten Polyphonie gepflegt wird.²² Burney hält auch für erwähnenswert, dass der gregorianische Gesang in Frankreich von den Priestern und dem Chor nach mittelalterlichen Messbüchern aus Pergament, in denen die alte Hufnagelschrift oder Quadratnotation auf einem vierlinigen System verwendet wurde, erlernt und gesungen wird.²³

Über die liturgische Musik in *Notre Dame* notiert Burney, dass die Orgel lediglich zum Vorspiel eingesetzt wurde und zwar seiner Ansicht nach auf eine wenig kunstvolle Art, denn er spricht von einem „ungeschickten und albernen Vortrag“²⁴. Der Organist ist gut, aber sein Spiel altmodisch: er spielt ein Stück, das keine Fantasie ist und welches Burney „zu steif und regelmäßig“²⁵ vorkommt. Die vorgetragenen Kompositionen „sind [den englischen] alten Kirchenmusikern sehr ähnlich, voller Fugen und Nachahmungen und erhalten mehr Erfindung und Arbeit als Melodie“.²⁶ Außer der Kritik des angeblichen französischen Stilkonservatismus fallen hier die für den Anbruch der Geniezeit charakteristischen Elemente auf: die Forderung nach der freien Form der Fantasie, die steifen Regeln nicht unterliegt, die Abkehr von dem Nachahmungsprinzip, d. h. der langsam Fuß fassende Vorrang der *inventio* vor der *imitatio*²⁷ sowie die negative Beurteilung von „Erfindung und Arbeit“²⁸, mittels deren der frühere Künstler mit einem Handwerker gleichgesetzt wurde, die für die aufsteigenden Genievorstellungen jedoch unzureichende Kategorien sind. Den alten Werten setzt Burney die Melodie entgegen, als ein Stichwort, dass die *seconda prattica* von der *prima prattica* unterscheidet und in der französischen *Querelle des Bouffons* eine wichtige Rolle spielt.

In der Kirche *St Pierre* in Lisle (Lille) und in der Kathedrale *Notre Dame* hat Burney die Gelegenheit den Serpent zu hören, den man dazu verwendete, beim Gesang den Ton anzugeben und der den Kirchengen-

²² Vgl. dazu Edward Higginbottom: French Classical Organ Music and the Liturgy. In: Proceedings of the Royal Musical Association, Vol. 103, 1976-1977, S. 19-40, hier S. 21: „Of French dioceses, only that of Lyons appears to have set its face firmly against the introduction of the organ in the liturgy“.

²³ Burney 1772, S. 2 (Anm. 2).

²⁴ Ebd., S. 10.

²⁵ Ebd., S. 10. Die Form der Fantasie ist allerdings keine Erfindung des 18. Jahrhunderts, sie erscheint bereits in der Renaissance.

²⁶ Ebd., S. 11.

²⁷ Vgl. Jochen Schmidt: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945, Bd. 1: Von der Aufklärung bis zum Idealismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1988, S. 17.

²⁸ Unter Erfindung ist hier wohl nicht eine schöpferische Tätigkeit gemeint, sondern eher die Fähigkeit, „Neues durch eine bisher nicht dagewesene Kombination verschiedener Elemente zu konstruieren“. [Ebd., S. 36].

sang begleitete, indem er die Bassstimme doublierte.²⁹ Burney erwähnt, dass in *St Pierre* jeweils ein Serpentspieler auf beiden Seiten des Chors positioniert wurde.³⁰ Er kritisiert jedoch, dass das Instrument schlecht gespielt und überblasen wird. Infolgedessen klingt es zu stark und kann die Begleitfunktion gegenüber den Singstimmen nicht richtig erfüllen. Die häufige Anwendung des Serpents, der die Orgel ersetzt, schließt außerdem die zu dieser Zeit anderenorts populäre Alternatim-Technik³¹ aus.

Die von Burney beschriebene Praxis der Serpentbegleitung war in Frankreich seit dem 16. Jahrhundert üblich³² und ist in den französischen Kirchen noch viel später belegt. In Kochs und Dommerts *Musikalischem Lexikon* aus dem Jahre 1865 wird die kirchenmusikalische Verwendung des Serpents in Frankreich noch erwähnt, sogar aus dem Jahre 1932 wird noch vom Serpent in einer französischen Kirche berichtet.³³ Auch die von Burney angesprochenen Probleme der Spieltechnik sind bekannt: die Erzeugung reiner Töne auf dem Serpent bereitet Schwierigkeiten, außerdem erklingen die Töne *d* und *a* stärker als die übrigen, was ein ausgeglichenes Spiel schwierig macht.³⁴

Burney beschreibt in seinem Tagebuch die Orgeln in den Kirchen *St Pierre* (Lille), *St Roch* und *St Gervais* (Paris). Bei den Orgeln in *St Roch* und *St Gervais* gibt Burney den Namen des Orgelbauers falsch an. Mit „Cliquant“³⁵ meint er den berühmten französischen Orgelbauer François-Henry Clicquot (1732-1790), der viele Pariser Orgeln restaurierte und erbaute. Die Clicquot-Orgeln repräsentieren die Abschlussphase der klassischen Orgelbau-Tradition in Frankreich. Sie wurden von Musikern solchen Ranges wie Louis-Claude Daquin, Armand-Louis Couperin und Claude Balbastre wegen ihrer Vollkommenheit gepriesen.³⁶ Burney wagt es anscheinend nicht, die Qualität der berühmten

²⁹ Vgl. Burney 1772, S. 2 und 10 (Anm. 2).

³⁰ Vgl. ebd., S. 2. Diese Aufführungspraxis wurde auch auf einer Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert dargestellt. Auf Charles Wilds (1781-1835) *The Choir of Amiens Cathedral* sind zwei Chöre mit jeweils einem Serpentspieler auf beiden Seiten des Altars zu sehen. Vgl. <http://www.yeodoug.com/resources/amiens/amiens.html>, Stand: 28.03.2014.

³¹ Die Alternatim-Technik beruhte darauf, dass die Orgel mit dem Sängerkor oder den Solisten abwechselte. Die Orgelabschnitte konnten einstimmig oder mehrstimmig gespielt werden. Vgl. Manfred Schuler: Orgelspiel und Organist in Mitteldeutschland nach der Reformation. In: Jürgen Heidrich/Ulrich Konrad (Hg.): *Traditionen in der mitteldeutschen Musik des 16. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein 1999, S. 89-104, hier S. 90.

³² Vgl. Hillsman 1980, S. 8 (Anm. 11).

³³ Ebd., S. 8.

³⁴ Vgl. Serpent. In: Arrey von Dommer (Hg.): *H. Ch. Koch's Musikalisches Lexikon*. Heidelberg: J. C. B. Mohr 1865, S. 761.

³⁵ Burney 1772, S. 24 (Anm. 2). Der Fehler wird von den älteren deutschen Forschern übernommen, vgl. z. B. Couperin. In: Schilling 1840, S. 319 (Anm. 10).

³⁶ Clicquot. In: Julie Anne Sadie (Hg.): *Companion to Baroque Music*. Berkeley/Los Angeles: Oxford University Press 1990, S. 113.

Instrumente zu kritisieren, so dass er sich auf die Kritik der ungünstigen raumakustischen Bedingungen beschränkt: wenn die Orgel vollstimmig gespielt wird, gibt es einen starken Nachhall, was den Klang undeutlich macht.³⁷

Interessant ist, dass Burney eine kurze Beschreibung der Orgel liefert, die sich in der heute nicht mehr vorhandenen Kirche *St Pierre* in Lisle (Lille) befand. Er spricht von einer „doppelten“ Orgel, die um 1710 erbaut wurde: „sie hat vier Claviere und vier und sechzig Register, und dabey, welches etwas Ausserordentliches ist, dreyzehn Reihen Pfeifen im Gesichte“.³⁸ Es muss sich also um eine klassisch-französische Orgel gehandelt haben. Es ist schade, dass Burney gerade bei diesem Instrument den Orgelbauer nicht angibt.

In der Kirche *St Roch* hört Burney den berühmten Claude Balbastre (1724-1799), der den Chor in verschiedenen Stilen auf der Orgel begleitet. Im Jahre 1762 wurde Balbastre angeblich von dem Erzbischof mit einem Spielverbot belegt, weil die Zuhörer „wegen der gespielten Noëls die Kirche für die nachfolgenden Messen nicht räumen wollten“.³⁹ Die bezaubernde und weltlich-gefährliche Spielart Balbastres entgeht auch Burneys Ohren nicht. Der englische Musikhistoriker notiert nämlich, dass Balbastre während des Magnificats sogar einige Minuten zwischen jedem gesungenen Vers spielte: „Fugen, Imitationen und allerley andere Stücke, sogar Jagdstücke und Giquen“⁴⁰, woran niemand von den Abwesenden Anstoß zu nehmen schien. Aus Burneys Notiz geht auch eindeutig hervor, dass die Orgel mit dem Chor alternierte.

Am Abend vor dem Fest der Kirchweihe besucht Burney die Kirche *St Gervais*, wo er den aus der berühmten französischen Musiker- und Komponistenfamilie stammenden Armand Louis Couperin (1725-1789) und sein Orgelspiel kennenlernt. Anlässlich des Festes wird die Orgel in der Liturgie eingesetzt: „Herr Couperin begleitet das *Te Deum* welches bloß gesungen ward, mit vieler Geschicklichkeit“.⁴¹ Entgegen seiner früheren Feststellung, dass die Alternatim-Praxis in Frankreich nicht gepflegt wird, hält Burney in Bezug auf Couperins Spiel fest: Die Zwischenspiele zwischen jedem Verse waren meisterhaft“.⁴² Burney lobt ferner die „Abwechslung im Registieren und im Styl, nebst vieler Gelehrsamkeit und Kenntnis des Instruments, und Finger, die an Stärke und Geläufigkeit jeder Schwierigkeit gewachsen waren“.⁴³ Dennoch

³⁷ Vgl. dazu z. B. Burney 1772, S. 10 (Anm. 2).

³⁸ Ebd., S. 3.

³⁹ Franz Lüthi: Orgel und Orgelmusik in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. In: Bulletin OFSG (St. Galler Orgelfreunde) 31, 2013, Nr. 1, S. 6-32, hier S. 19.

⁴⁰ Burney 1772, S. 21-22 (Anm. 2).

⁴¹ Ebd., S. 23.

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd.

wirft er Couperin Konservatismus vor: „sein Geschmack ist nicht völlig so modern, als er vielleicht seyn könnte“⁴⁴. Nach Burneys Ansicht hält also Couperin mit der Entwicklung der Musik außerhalb Frankreichs nicht Schritt.

Burney schätzt Balbastre und Couperin als Musiker und Menschen (es gefällt ihm, dass sich die zwei hervorragenden Musiker nach dem Gottesdienst treffen und freundschaftlich miteinander umgehen). So eine Art des musikalischen Gedankenaustausches wünscht er sich für England, denn ein gutes Spiel eines Anderen erwecke Nacheiferungswünsche, was einen Ansporn zur Fortbildung bedeute.⁴⁵

Burneys Beschreibung der französischen Kirchenmusik ist darauf ausgerichtet, sie als rückwärts orientiert auszugeben. In seinem Bericht werden also diejenigen Aspekte der liturgischen Musikpraxis in den Vordergrund gerückt, die mit dem *stile antico* assoziiert werden können: der unbegleitete Gesang, Gesang mit Serpentbegleitung, Orgelspiel im strengen kontrapunktischen Stil, kein Alternieren zwischen der Orgel und dem Chor. Bereits seine eigenen Eintragungen über Balbastre und Couperin widerlegen diese Behauptungen mindestens teilweise. Die moderne Forschung konstatiert für Frankreich eine eher traditionalistische Kirchenmusik, zugleich jedoch auch das Fehlen von einheitlichen liturgischen und ästhetischen Grundlagen⁴⁶, was bedeutet, dass der Anteil der Orgelmusik an der Liturgie in verschiedenen Kirchen variierte. Die reichlich überlieferte französische Orgelmusik aus dieser Zeit ist ein weiterer Beweis dafür, dass der Einsatz der Orgel nicht unbedeutend sein konnte.

Oper

Burney besucht in Paris drei verschiedene Theater. In der französischen Komödie (*Comédie Française*) sieht er „mit viel Vergnügen“⁴⁷ *Supprise de l'amour* von Marivaux und *George Dandin* von Molière. Molières Komödie vergleicht er mit schlechteren Stücken von Shakespeare, die allein durch den Namen des Autors in Ansehen gehalten werden. Insgesamt fällt die Aufführung in der französischen Komödie doch positiv aus, denn die Musik dazu war entweder deutsch oder italienisch. So kann Burney zufrieden feststellen, die Franzosen würden sich nur im Bereich der ernstesten Oper zu ihrem Nationalstil bekennen und ihn sonst vermeiden.

⁴⁴ Ebd., S. 24.

⁴⁵ Vgl. ebd.

⁴⁶ Karl H. Wörner: Geschichte der Musik. Ein Studien- und Nachschlagebuch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1993, S. 325.

⁴⁷ Burney 1772, S. 27 (Anm. 2).

In der ersten Oper sieht Burney das *ballet-heroïque*⁴⁸ *Zaïde, Reine de Grenade* mit dem Libretto von Abbé de la Marre (ca. 1708-ca. 1746) und der Musik von Joseph-Nicolas-Pancrace Royer (ca. 1705-1755)⁴⁹. Burneys Kritik richtet sich zunächst gegen das genuin französische Genre. Die dafür charakteristischen, in die Fabel hineingewobenen Tänze haben seiner Ansicht nach zur Folge, dass das dramatische Element benachteiligt wird: „so ist in allen Stücken von dieser Art das Interesse des Drama’s unbeträchtlich; wenigstens gilt dieß von dem gegenwärtigen und verschiedenen von Rameau gesetzten“.⁵⁰ Seinem herabsetzenden Urteil kann man die Meinung eines modernen Musikwissenschaftlers entgegensetzen, der eben die gelungene Integration der *divertissements* in die Handlung unterstreicht.⁵¹

Die Aufführung der *Zaïde* im Jahre 1770 hält Burney für ein Beispiel des französischen Musikkonservatismus. Da das *ballet-heroïque* bereits 1739 entstand und 1770 zum vierten Mal über die Bühne geht, stellt es den Stillstand in der französischen Musikentwicklung unter Beweis. Während sich „die musikalische Schreibart [...] in dem ganzen übrigen Europa völlig verändert“ habe, seien die Franzosen alten Kompositionstechniken treu geblieben. Die Stagnation im Bereich der Musik reicht Burneys Ansicht sogar noch tiefer in die Vergangenheit zurück, seit Lullys Schaffen hat sich in Frankreich auf dem Gebiet der Musik kaum was verändert. Obwohl die Franzosen über Musik gern reden und schreiben, steckt die Musik bei ihnen, was die Kategorien der Melodie und des Ausdrucks betrifft, „noch immer in ihrer Kindheit“⁵². In musikalischer und dramatischer Hinsicht ist *Zaïde* daher „elend und unter aller Kritik“⁵³. Dafür bietet die Oper ein angenehmes Spektakel für die Augen. Kostüme, Dekorationen und maschinelle Einrichtungen machen zwar einen imponierenden Eindruck, aber die Aufführung verfehlt den eigentlichen Zweck eines Musikschauspiels, dem Ohr ein Vergnügen zu bereiten.

Heutzutage wird über die *Zaïde* ganz anders geurteilt. Obwohl man zugibt, das Royer viel von Rameaus Stil, vor allem bei der Gestaltung

⁴⁸ Der Begriff wurde zuerst von François Collin de Blamont and Louis Fuzélier für *Les fêtes grecques et romaines* (1723) gebraucht. Als das bemerkenswerteste Beispiel dieses Genres gilt Rameaus und Louis Fuzéliers *Les indes galantes* (1735). Vgl. Lionel Sawkins: A French bonbon for the Spanish Bourbons: Royer’s „Zaïde, reine de Grenade“. In: *Revista de Musicología*, Vol. 16, 1993, Nr. 5, S. 2988-3003, hier S. 2990. Nur einmal vor *Zaïde* wurde die Bezeichnung für ein aus mehr als einem Akt bestehendes Werk mit einem Einzelplot angewendet: Villeneuves and Pellegrins *La princesse d’Elide* (1728), auch später gab es nur noch wenige Stücke im *Zaïde*-Typus, die mit dieser Bezeichnung versehen wurden. Vgl. Sawkins 1993, S. 2991.

⁴⁹ Ebd., S. 2990.

⁵⁰ Burney 1772, S. 16 (Anm. 2).

⁵¹ Vgl. Sawkins 1993, S. 3001 (Anm. 48).

⁵² Burney 1772, S. 16 (Anm. 2).

⁵³ Ebd., S. 17.

der Vokalpartien und ihrer Begleitung, übernahm, also auf vorhandene Muster zurückgriff, werden seine individuellen Lösungen im Bereich der Ausdrucksmittel gelobt, die vor allem in den figurativen Instrumentalabschnitten zu beobachten sind.⁵⁴ Royers Erfolgsingredienzen sind fließende und ausdrucksstarke Rezitative sowie Tänze, die von einem bewundernswerten Einfallsreichtum zeugen. Royer beherrscht alle Techniken, die zu seiner Zeit eine gelungene Aufführung garantierten. Aus der Kombination von Leichtem und Ernstem, Tänzern und einer Heroengeschichte ergibt sich ein besonderes Werk⁵⁵: „that genuine rarity, a work in which every moment counts and which entertains its audience at every stage“, „a work of ravishing beauty, dignity and clear dramatic potential [...]“.⁵⁶

Charles Burney schließt dem Bericht über die Aufführung der *Zaïde* einen theoretischen Exkurs über das Postulat der Nachahmung der antiken Muster an. Die Malerei, Dichtung und Bildhauerei weisen in ihrer Geschichte das alternierende Schema von Wachstum und Verfall auf. Obwohl sie „stufenweise und unmerklich in das tiefste Verderben wieder herabsanken“⁵⁷, haben sie in der antiken Kunst einen Grad der Vollkommenheit erreicht, der sich für die Musik nicht nachweisen lässt. Niemand ist imstande anhand der wenigen vorhandenen Beispiele der antiken Musik, ihren Klang und ihre Eigenschaften zu rekonstruieren. Die Nachahmung, die im Bereich der Literatur und bildenden Künste ein wertvolles Mittel darstellt, bedeutet im Bereich der Musik einen Rückgang. Der Fortschritt scheint für die Musik die einzige vernünftige Lösung zu sein. Dieses von Burney angebrachte Argumentationsmuster kann zunächst insofern un schlüssig erscheinen, als die Ursprünge der italienischen Oper eben mit den Versuchen, das antike Drama wiederherzustellen, verbunden sind. Die Italiener haben sich aber von dem Nachahmungsgebot relativ früh getrennt. Bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vernimmt man in Venedig Stimmen, die die Befriedigung des modernen Geschmacks statt der antiken Regeln für die Oper fordern. Die antiklassischen Tendenzen gehören auch zu den schwerwiegendsten Vorwürfen, die die französischen Intellektuellen gegen die italienische Oper äußern. Nach Burney ist also die Aufhebung des Nachahmungspostulats ein progressives Phänomen und sie ergänzt die Begriffskette des *stile moderno*, der sich auch in Frankreich Bahn bricht. Zu den Anhängern der italienischen Oper, die inzwischen von dem Nachahmungspostulat abgewichen sind, zählt Burney z. B. Diderot und D’Alembert. Seine Zuordnung dieser Philosophen zur italienischen Partei und zu der damit verbundenen Begriffskette (Konservatismus der

⁵⁴ Vgl. Sawkins 1993, S. 2995 (Anm. 48).

⁵⁵ Vgl.ebd., S. 3001.

⁵⁶ Jan Smaczny: *Zaïde, reine de Grenade*. In: *Opera* 1992, zit. nach Sawkins, ebd. S. 3003.

⁵⁷ Burney 1772, S. 19 (Anm. 2).

französischen Musik, Vorrang der Melodie vor der Harmonie, Ablehnung von Rameau und Bewunderung für Rousseau) ist aber eine Vereinfachung ihrer komplexen Haltung im Rahmen der *Querelle des Bouffons*. Diesen Fehler begeht aber nicht nur Burney, sogar die heutige Forschung übersieht manchmal die Aspekte, die Diderot und D'Alembert unter den Verfechtern des italienischen Stils auszeichnen und scheint den Umstand, dass die italienische Partei keine homogene Gruppe war, nicht gebührend zu beachten.

Denis Diderot wurde nämlich zu den Anhängern der italienischen Partei vor allem aufgrund seines Sitzplatzes in der Oper, des sogenannten *coin de la reine* gezählt. Diderots musikästhetische Schriften liefern aber den Beweis, dass er die Kritik an der französischen Sprache, die Rousseau äußerte und die für die italienisch orientierte Fraktion konstitutiv war, nicht befürwortete.⁵⁸ Obwohl er von der Krise der französischen Sprache überzeugt war, sah er gleichzeitig eine Möglichkeit, diesen Zustand zu heilen und diese Ansicht unterschied ihn von Rousseau.⁵⁹ Jean Le Rond d'Alembert, Diderots Mitarbeiter an der *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, der sich bei allen seinen vielseitigen Forschungsinteressen auch mit der Musiktheorie beschäftigte, verhehlte seine Vorliebe für die italienische Oper nicht. In seinen Schriften setzte er sich für den Fortschritt im Bereich der Musik ein und verwies auf die Überholtheit des Nachahmungspostulats. In dieser Hinsicht scheint er also Burneys Anschauungen zu teilen. D'Alembert bedient sich derselben Argumentationsmuster, die von Burney benutzt wurden, so dass sich die Vermutung einstellt, die entsprechende Passage bei Burney ist unter dem Einfluss von D'Alemberts Schriften entstanden. Auch nach D'Alemberts Ansicht unterlagen die Musik und Dichtung weniger dem Einfluss der klassischen Muster als die Malerei und Bildhauerei. Im Falle der Musik war es sogar klar, dass man sie neu erschaffen musste, denn die antike Musik war unbekannt und die antiken Musikschriften lieferten keine konkreten Informationen darüber, wie sie geklungen haben mag. Daraus ergab sich für ihn, dass sich die modernen Komponisten den antiken Griechen nicht überlegen füllen konnten, weil es keine Möglichkeit gab, ihre Leistungen mit den antiken Vorbildern zu vergleichen. Die These von der Vollkommenheit der Antike konnte also im Bereich der Musik weder bestätigt noch widerlegt werden.⁶⁰

D'Alemberts Einstellung zur französischen Musik war aber vielschichtiger als es Burney zuzugeben beliebte. Bei aller Sympathie für die

⁵⁸ Tili Boon Cuillé: *Narrative Interludes: Musical Tableaux in Eighteenth-century French Texts*. Toronto: University of Toronto Press 2005, S. 25.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 28.

⁶⁰ Vgl. Jean D'Alembert: *Discours préliminaire de L'Encyclopédie*, Hg. von Louis Ducros. Paris: C. Delagrave 1893, S. 92-93.

italienische Oper blieb D'Alembert ein Bewunderer Rameaus. Seine Verdienste um die französische Musik zog er nie in Zweifel und war davon überzeugt, dass sein Schaffen einen großen Fortschritt bedeutete⁶¹. Nach Robert M. Isherwood war D'Alembert der einzige unter den französischen Philosophen, der sich in die *Querelle des Bouffons* nicht verwickeln ließ. In der Zeit, als sich andere Intellektuelle gegen Rameau und seine Harmonieprinzipien wendeten, konnte D'Alembert, der in seinen Schriften Rameaus Theorie für einen breiteren Leserkreis auslegte, trotz seiner Vorliebe für die italienische Oper, nicht gegen Rameau auftreten.⁶² Im Rahmen der *Querelle* vertrat er eine versöhnende Position, er versuchte sogar zwischen den beiden Parteien zu vermitteln: „he believed that it was natural for musical stiles to differ among countries, as languages, laws and customs differed“.⁶³ Die Überzeugung von dem Fortschritt der französischen Musik, seine Bewunderung für Rameau und seine musikästhetische Toleranz unterscheiden seine Haltung wesentlich von Burneys Radikalismus.

Das italienische Theater

Das italienische Theater (*Comédie Italienne, Théâtre-Italien*) besucht Burney zweimal. Beim ersten Mal wohnt er dort zwei Musikschauspielen bei, deren Titel er nicht nennt. Eins von ihnen, eine komische Oper, sei ein Beispiel für französische Musik im italienischen Stil. Burney hält die Verbindung dieser Art von Musik mit einem französischen Text für ein riskantes Experiment und bedauert den Komponisten, „denn er hatte eine Menge wirklich guter Musik bey schlechten Worten und für Zuschauer verschwendet, die [...] gar nicht geneigt waren, nur eine Weile ruhig zu zuhören“.⁶⁴ Die SängerInnen waren der Aufgabe, Arien im italienischen Stil eindrucksvoll vorzutragen, nicht gewachsen. Insgesamt findet Burney, dass weder das französische Publikum noch die Aufführenden ein für die Rezeption der italienischen Musik hinreichendes Niveau repräsentieren.

Beim zweiten Besuch im italienischen Theater sieht Burney *On ne s'avise jamais de tout* (1761) von Monsigny⁶⁵ und Grétrys *Huron*. Grétry, ein Komponist der komischen Oper, ist nach Burneys Ansicht

⁶¹ Ebd., S. 125-126.

⁶² Vgl. Robert M. Isherwood: The Conciliatory Parisian of Musical Liberty: Jean Le Rond D'Alembert, 1717-1783. In: Georgia Cowart (Hg.): French Musical Thought 1600-1800. Ann Arbor: UMI Research Press 1989, S. 95-120, hier S. 95.

⁶³ Ebd., S. 116.

⁶⁴ Burney 1772, S. 7 (Anm. 2).

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 31. Dieses Stück wurde 1762 zur Eröffnung des neuen vereinten Theaters nach dem Zusammenschluss der *Opéra-Comique* und des *Théâtre-Italien* neben *Blaise le savetier* (1759) von Philidor gespielt (vgl. Karin Pendle: L'Opéra-comique à Paris de 1762 à 1789. In: Philippe Vendrix (Hg.): L'Opéra-comique en France au XVIIIe siècle. Liège: Mardaga 1992, S. 79). Leider ist Burneys Bericht auf Grétrys *Huron* beschränkt und geht auf Monsigny nicht ein.

„ein junger Mann“ mit „angenehmem Aussehen und Betragen“⁶⁶. Burney lernte Grétry während des Aufenthaltes in Paris persönlich kennen und konnte mit ihm über das Problem eines für die Vertonung geeigneten Textes diskutieren. Dabei erwies sich, dass sie gleiche Ansichten vertreten und Pietro Metastasio für einen herausragenden „lyrischen Poeten“⁶⁷ halten. Unter dieser Bezeichnung verstehen sie einen Dichter, der die für eine musikalische Bearbeitung vorgesehenen Texte verfasst. Nicht jeder Text, der beim Lesen ausgezeichnet zu sein scheint, eignet sich für die Vertonung, was daraus resultiert, dass die Autoren das Prinzip des Einheitsaffektes nicht gebührend beachten. Eine Arie soll demnach auf einen Gegenstand oder Affekt beschränkt bleiben, was zuerst auf der Textebene und später von dem Komponisten in der Musik berücksichtigt werden sollte. Auf diese Weise bringen Burney und Grétry eins der obersten Gebote des italienischen Opernstils zur Sprache.

Die Musik zum *Huron* „hat viel artiges und sinnreiches“⁶⁸, worin Burney den Beweis dafür sieht, dass Grétry nicht umsonst acht Jahre in Italien verbrachte. Einer kritischen Bemerkung kann sich Burney trotzdem nicht enthalten: Grétry komponiere im italienischen Stil und trotzdem würden einige von seinen Stücken französisch klingen. In dieser Hinsicht seien die Engländer den Franzosen überlegen: wenn sie italienische Opern komponieren, vermeiden sie englische Stilelemente. Nach einer Erklärung für diesen Zustand braucht Burney nicht lange zu suchen: In Frankreich gebe es keine echte italienische Oper, also kein Vorbild, in Opposition zu England, wo die italienische Oper in ihrer Originalform, von Italienern komponiert und dargestellt, die Bühnen beherrscht.⁶⁹

Concert spirituel

Charles Burney versäumt es auch nicht, ein *Concert spirituel*, eine genuin französische Form der öffentlichen Musikdarbietung, zu besuchen. Burney erinnert an den religiösen Entstehungskontext des *Concert spirituel* mit seiner Bemerkung, dass er an diesem Tag, dem Fronleichnam, keine andere Wahl hatte, denn das *Concert spirituel* war „die einzige an diesen hohen Festen erlaubte öffentliche Belustigung“.⁷⁰

Das Programm des Konzertes, von dem Burney berichtet, umfasste – der Tradition gemäß – französische Motetten (es wurden u. a. die Motette *Dominus regnavit* von Michel-Richard de Lalande und eine Motette von François-André Danican Philidor, deren Titel Burney nicht an-

⁶⁶ Burney 1772, S. 29 (Anm. 2).

⁶⁷ Ebd., S. 30.

⁶⁸ Ebd., S. 31.

⁶⁹ Vgl. ebd.

⁷⁰ Ebd., S. 11.

gibt, aufgeführt), ein Violinkonzert, dessen Komponisten Burney nicht nennt, und ein Oboenkonzert des italienischen Komponisten Antonio Beozzi. Die Veranstaltung vereinte also polyphonische Genres aus Frankreich und Stücke im konzertierenden Stil aus Italien, was Burney die Gelegenheit bot, die Reaktionen des französischen Publikums auf die Darbietungen im *stile antico* und *stile moderno* zu vergleichen. Den Anwesenden schien zwar das Oboenkonzert von Beozzi zu gefallen, doch die französischen Motteten ernteten einen unvergleichbar stärkeren Beifall. Dabei erwiesen die Zuhörer ihre musikalische Unreife schon alleine dadurch, dass ihre Bewunderung für Werke im alten Stil nicht einmal durch die (laut Burney) schlechte Aufführungsart erschüttert wurde. De Lalandes Motette, die vorwiegend aus Chören bestand, wurde „mit mehr Kraft als Gefühl“⁷¹ gesungen (eine ironische Anspielung an die traditionelle große Besetzung der *grands motets*); eine Sängerin, Mademoiselle Delcambre, „[schrie] ein ‚Exaudi Deus‘ mit aller Kraft der Lunge, deren sie habhaft werden konnte“⁷² und wurde trotzdem von dem Publikum begeistert aufgenommen. Auch die letzte Motette, die für Burney den Inbegriff des Hässlichen darstellte, kühlte den Enthusiasmus des Publikums nicht ab. Burney konstatiert also „ein Ende mit Schrecken; es übertraf an Geschrey, alles Lärm, was ich je in meinem Leben gehört habe“.⁷³

Angesichts der für Burney offensichtlichen Aufführungsmängel bleibt ihm nur die Vermutung übrig, dass die Franzosen sich in ihrem Urteil nicht von den musikästhetischen Kriterien, sondern vom Nationalstolz leiten lassen: „Die Zuhörer aber gaben dem Stücke ihren ganzen Beyfall, empfanden seine Schönheiten und bewunderten es so sehr als sich selbst, weil sie in einem Lande gebohren waren, das solche Meisterstücke der Setzkunst und so ausgesuchte Spieler hervorzubringen vermochte“.⁷⁴

In dem Bericht vom *Concert Spirituel* zeigt Burney nicht nur seine Abneigung gegen die französische Musik besonders deutlich, sondern auch seine Unversöhnlichkeit in Bezug auf die italienisch-französische Musikkontroverse. Es kommt ihm unfassbar vor, dass man beide Stile zugleich schätzen kann, wie es das französische Publikum tat, indem es sowohl die Motette von de Lalande als auch das Oboenkonzert von Beozzi mit Beifall ehrte:

Es ist schwer [...] anzunehmen, daß Leute so entgegengesetzte Dinge als Licht und Finsterniß, gleich stark billigen können. Ist die französische Musik gut, und ihr Ausdruck natürlich und gefäl-

⁷¹ Ebd.

⁷² Ebd., S. 13.

⁷³ Ebd., S. 14.

⁷⁴ Ebd., S. 12.

lig, so muß die italiänische schlecht seyn; oder umgekehrt, wenn die italiänische Musik alles hat, was ein unverwöhntes, wohl geübtes Ohr wünschen kann; so läßt sich nicht vermuthen, daß die französische Musik, einem solchen Ohre eben so viel vergnügen machen werde.⁷⁵

Madame Brillon

Zu den aus der heutigen Sicht wertvollsten Erinnerungen Burneys gehört sein Besuch bei Frau Brillon, die nicht nur eine talentierte Klavierspielerin, sondern auch Komponistin und dadurch ein seltenes Phänomen in der männlich dominierten Musikwelt des 18. Jahrhunderts war. Frau Brillons Musikaufführungen blieben aber auf den privaten Kreis beschränkt. Da sie eine Dame aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie und Mutter von zwei Töchtern war, erlaubte es ihr der soziale Status nicht, in der Öffentlichkeit aufzutreten. In die Reihe erinnerungswürdiger Gestalten wurde Frau Brillon von der Nachwelt nicht aufgrund ihrer Musikbegabung aufgenommen, sondern wegen ihrer Beziehung zu Benjamin Franklin. Während seines Aufenthaltes in Paris fand der amerikanische Diplomat in ihrem Salon die Gelegenheit, seine Liebe zu Musik, Frauen und Schachspiel zu verbinden. So wurde man auf Frau Brillon zuerst im Rahmen der Franklin-Forschungen aufmerksam. Die Musikwissenschaft wandte sich ihr erst zu, als man ihre Notenbibliothek mit einer umfangreichen Sammlung ihrer eigenen Werke entdeckte.⁷⁶

Die Werke von Frau Brillon repräsentieren den italienischen Stil und sind ein Beispiel typischer geselliger Salonmusik, die zwar anmutig ist, aber in ihrer Einfachheit oder sogar Naivität an die großen Kompositionen ihrer Zeit nicht heranreicht.⁷⁷ Nichtsdestoweniger stellen die Kompositionen von Frau Brillon ein musikwissenschaftlich sehr interessantes Dokument dar, weil in einigen von ihnen zwei Tasteninstrumente: das Cembalo und das neuere Pianoforte (der Hammerflügel) einander gegenübergestellt werden. Sie liefert damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Klaviers, in ihren Werken spiegelt sich die Umbruchszeit zwischen 1760 und 1780 wider, in der der Niedergang des Cembalo und der Aufstieg des Pianoforte erfolgten.⁷⁸ Wie Bruce Gustafson feststellt, ist Burneys Beschreibung von Madame Brillons Spiel der informationsreichste Beitrag, den wir zu diesem Thema besitzen.⁷⁹

⁷⁵ Ebd., S. 12-13.

⁷⁶ Bruce Gustafson 1987, S. 522-526 (Anm. 11).

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 532-534.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 530.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 527.

Für Burney ist Madame Brillon eine der größten Cembalospielderinnen ihrer Zeit, eine talentierte Zeichnerin und Ätzerin sowie „ein vollkommenes und angenehmes Frauenzimmer“⁸⁰. Sie spielt nicht nur Klavier, sondern auch andere Instrumente und kennt sich in den Eigenschaften aller Instrumente aus, so dass sie beim Komponieren ihrer Eigenart gerecht werden kann. Burney bemerkt auch, dass Frau Brillon sowohl „auf dem Flügel als auf dem Fortepiano“⁸¹ spielt, d. h. er erwähnt eben die zwei verschiedenen Tasteninstrumente, deren Anwendung in den Kompositionen von Frau Brillon heutzutage Interesse der Forschung erweckt. Aus Burneys Bericht können auch Schlüsse über Frau Brillons Spielweise gezogen werden.⁸²

Fazit

Charles Burney zeigt in seinem Tagebuch vorwiegend eine äußerst kritische Einstellung der französischen Musik gegenüber. Sein Reisebericht enthält zwar einige interessante musikhistorische Informationen, sein Blick auf die französische Musiklandschaft ist aber einseitig und sehr subjektiv. Burneys Tagebuch bestätigt die These, dass Darstellungen von Reisen sprachliche Gebilde sind und sich von den Reisen durch die narrative Inszenierung unterscheiden. Sie sind weniger Erzählungen über das Fremde als über ihren Verfasser – „[d]ie geistige Aneignung einer fremden Welt, die eine besondere Anstrengung erfordert, bleibt dem Mentalitäts- und Bezugsrahmen der Ausgangskultur verhaftet“.⁸³ In dem Reisebericht spiegelt sich Burneys Identität wider. Wenn er die französische Musikkultur mit der englischen vergleicht, wird in seinen Eintragungen ein Engländer erkennbar, der die Überlegenheit seiner Nation gern betont. In seinen musiktheoretischen Exkursen zeigt er sich einerseits als Vertreter der anbrechenden Geniezeit und an den Fortschritt glaubender Aufklärer. Andererseits lässt sich darin die Stimme eines leidenschaftlichen und beinahe fanatischen Anhängers der italienischen Musik vernehmen.

Burneys Vorliebe für Italien diktiert ihm bestimmte rhetorische Strategien, mittels deren die italienische Musik zum Ideal erhoben und die französische Musik herabgesetzt wird. Die Subjektivität seiner Wahrnehmungen wird dabei (womöglich unbewusst) auf geschickte Weise verschleiert, damit der Eindruck einer objektiven Betrachtung entsteht. So beschließt Burney z. B. Frankreich vor Italien zu besuchen, denn die

⁸⁰ Burney 1772, S. 25-26 (Anm. 2).

⁸¹ Ebd., S. 25.

⁸² Vgl. Gustafson 1987, S. 527 (Anm. 11).

⁸³ Arnd Bauerkämper/ Hans Erich Bödeker/ Bernhard Struck: Einleitung: Reisen als kulturelle Praxis. In: Arnd Bauerkämper/Hans Erich Bödeker/Bernhard Struck (Hg.): Die Welt erfahren: Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute. Frankfurt/Main: Campus-Verlag 2004, S. 9-32, hier S. 14.

umgekehrte Reihenfolge könnte bewirken, dass ihm die französische Musik nach dem Genuss der italienischen viel schlechter erscheint. Er betont, dass er „von eben solchen Vorurtheilen“⁸⁴ nicht hingerissen werden möchte und übersieht, dass sich bereits in dieser Planung die Annahme verbirgt, die französische Musik könne der italienischen nicht standhalten.

In Frankreich besucht Burney nur drei Städte, als einem Gelehrten ist ihm klar, dass diese Erfahrungen nicht ausreichen, um allgemeine Urteile zu fällen. So wehrt er mögliche Vorwürfe bereits in der Einleitung ab, indem er beteuert, dass er sich nicht anmaßt, aufgrund der Erkenntnisse von „den wenigen Wochen [...], die er sich in Frankreich aufhalten konnte“⁸⁵, über den Zustand der Musik in Frankreich kompetent zu urteilen. Seiner Reise gehen jedoch zwei frühere Paris-Aufenthalte voraus und sein seit zwanzig Jahren eifrig betriebenes Studium der französischen Musik und des französischen Musikschritums.⁸⁶ Was als wissenschaftliche Redlichkeit interpretiert werden kann, dient auch zur Legitimierung der folgenden Kritik.

Ein interessantes Beispiel für Burneys Strategie, die Leser von seiner Vorurteilslosigkeit zu überzeugen, bietet die Beschreibung des *concert spirituel*. Burney verspricht nämlich „offenherzig [zu] sagen, was für eine Wirkung sie [die aufgeführten Stücke] so wohl auf [ihn], als das übrige Auditorium hatten, so weit nemlich ein Zuschauer dies entdecken konnte“.⁸⁷ Durch den Zusatz „so weit nemlich ein Zuschauer dies entdecken konnte“, gibt Burney die Beschränkung seiner Wahrnehmung zu. Seine Überredungsstrategie wird aber dadurch nicht geschwächt, sondern eher bestärkt. Jemand, der sich seiner Schwächen bewusst ist, also über sich selbst ein vernünftiges Urteil formuliert, wird wohl auch in anderen Angelegenheiten vernünftig urteilen können. Die scheinbare Objektivität ist auch in Burneys „aber-Rhetorik“, die er auffallend oft verwendet, feststellbar: das Spiel war gut, aber altmodisch, die Orgel vorzüglich, aber die raumakustischen Bedingungen schlecht. Auf diese Weise scheint Burney Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen, er gibt vor zu loben, um kritisieren zu können.

Charles Burney fährt nach Frankreich mit der Überzeugung, dass die italienische Musik ein ästhetisches Ideal ist. Während seiner Reise wird er mit Traditionen und Besonderheiten der französischen Musik konfrontiert, die er jedoch nicht schätzen kann, weil er sich im Voraus ein negatives Urteil darüber gebildet hat. Seine Wahrnehmungen ordnet er und kommentiert so, dass sie mit seiner vor der Abfahrt formulierten

⁸⁴ Burney 1772, S. 4 (Anm. 2).

⁸⁵ Ebd., S. XV.

⁸⁶ Ebd., S. XVI.

⁸⁷ Ebd., S. 11.

These übereinstimmen. Die Feststellung, dass die französische Musik schlechter als die italienische ist, ist nicht das Ergebnis von Burneys Reise, sondern die Voraussetzung seiner Reiseerkenntnisse. Der Zustand der französischen Musik, den er auf der Reise zu beschreiben scheint, ist in seinem Bewusstsein längst vorprogrammiert.

Carl Burney's der Musik Doctors Tagebuch einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien. Deutsch von Christoph Daniel Ebeling. Hamburg: Bode 1772.

[S. 1] Gegenwärtiger Zustand der Musik in Frankreich und Italien.
Lisle⁸⁸.

Da ich mich nirgends lange aufgehalten hatte, bis ich diesen Ort, die Hauptstadt im französischen Flandern erreichte: so machte ich hier den Anfang meiner Untersuchungen. Ich bemühte mich zuerst die Art, den gregorianischen Gesang zu singen, welcher durch ganz Frankreich in den Dom- und Stift-Kirchen üblich ist, ausfindig zu machen. Er wird öfter ohne Orgel, als mit derselben gesungen; und obgleich hier und im ganzem Königreiche in allen grossen Kirchen Orgeln sind, so finde ich doch, daß man sie, wie in unsern Pfarrkirchen nur des Sonntags und an hohen Festen gebraucht. [...] Bloß des Sonntags und an Festtügen fügt man zu dem Choralgesange, (*Canto fermo* oder *plain chant*)⁸⁹ noch mehr Stimmen hinzu; sonst singen alle im Einklange. Die Bü-[S. 2]-cher, woraus die Priester singen, sind durchgehends auf Pergament in gregorianischen Noten, das ist, mit den alten rautenförmigen Notenzeichen, bloß auf vier Linien und Zwischenräumen geschrieben.⁹⁰ Um mich hievon näher zu unterrichten, machte ich mit Herr Devillers, Organisten bey der Hauptkirche zu St. Peter⁹¹, einem angenehmen und in seiner Kunst geschickten Manne Bekanntschaft. Ich hatte mit ihm eine lange Unterredung über den Gebrauch des Choralgesanges, wovon er mir erzählte, daß die Chorknaben ihn nach den gregorianischen Noten erlernten, und daß keine andere bey den Geistlichen gebräuchlich wären.

Man hat in den französischen Kirchen auf beyden Seiten des Chors ein Instrument, welches ohne Zweifel seiner Gestalt wegen Serpent

⁸⁸ Lisle (geschrieben auch L'Isle) ist der altfranzösische Name der Stadt Lille.

⁸⁹ Die mit sperriger Schrift markierten Hervorhebungen stammen von Charles Burney. *Canto fermo* ist die italienische Bezeichnung für *cantus firmus* und bedeutet eigentlich eine früher vorhandene Melodie, die die Grundlage einer neuen mehrstimmigen Komposition bildet. Als *cantus firmus* benutzte man oft eine gregorianische Weise, deswegen kann Burney diese Bezeichnung als Synonym für den *plain chant* verwenden. Mit *plain chant* ist der gregorianische Gesang gemeint, d. h. der einstimmige, unbegleitete und lateinische Gesang der römisch-katholischen Kirche.

⁹⁰ Burney beschreibt hier ein musikalisches Zeichensystem, das im Mittelalter verwendet wurde. Anders als in der modernen Notation mit runden Notenköpfen wurden in den mittelalterlichen Handschriften quadrat- oder rhombenförmige Zeichen verwendet. Das vierlinige Notensystem, das später zum fünflinigen ausgedehnt wurde, stammt aus dem 11. Jahrhundert. Seine Erfindung wird Guido von Arezzo zugeschrieben.

⁹¹ Die Kirche *St. Peter* (franz. *St Pierre*) wurde 1794 infolge der schweren Beschädigungen während der Belagerung durch die Österreicher im ersten Koalitionskrieg abgerissen. Es sind nur die Reste der Krypta erhalten geblieben, die zum Historischen Monument erklärt wurden.

(*)⁹² genannt wird, weil es einer sich bewegenden Schlange ähnlich⁹³ sieht. Es giebt bey dem Singen den Ton, und man spielt den Baß darauf, wenn in verschiedenen Stimmen gesungen wird. Meistentheils wird es schlecht gespielt, doch könnte es, mit Verstande gebraucht, gute Wirkung thun. Allein so wird es gewöhnlich überblasen, und seine Begleitung ist für die Stimmen zu stark. Sonst vermischt es sich besser mit ihnen, als die Orgel, indem es den Ton verstärken oder schwächen kann, und weniger Gefahr dabey ist, daß eine schlechte Temperatur die Vollkommenheit, [S. 3] deren die Menschenstimme allein fähig ist, unterdrücke oder zerstöre.

Die Orgel in dieser Kirche ist doppelt und sehr groß. Sie hat vier Claviere und vier und sechzig Register, und dabey, welches etwas Ausserordentliches ist, dreyzehn Reihen Pfeiffen im Gesichte. Sie ist vor etwa sechzig Jahren gebauet worden.⁹⁴ Das Gehäuse ist artig verziert, und die Vorderpfeiffen sind, wie überhaupt hier zu Lande, weiß und von der natürlichen Farbe des Metalls; da man sie hingegen in England vergulden muß, damit sie nicht anlaufen. Ich habe durchgehends gefunden, daß man von der Orgel in Frankreich nur wenigen Gebrauch macht, selbst an den Tagen, wenn man sich ihrer noch am meisten bedient. Das Serpent erhält die Sänger im Tone.

Da eben ein Jubiläum (*)⁹⁵ war, als ich nach Lisle kam, so hoffte ich bessere Musik, als die gewöhnliche zu hören, aber ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen. [...]

[S. 5] Paris.

[...]

[S. 6] Mittwochs den 13ten.⁹⁶

Den Vormittag brachte ich in der Bibliothek des Collegiums des quatre nations zu, welches Cardinal Mazarin gestiftet hat. Sie ist sehr schön. Ich sah die Catalogen nach, und fand verschiedene von den mir fehlenden Büchern.

⁹² (*) In Kircheri *Musurgia* T.I.p. 505. steht eine Beschreibung und Abbildung davon. (Fußnoten, die mit einem Sternchen in Klammern gekennzeichnet sind, stammen von Charles Burney.)

⁹³ Der Serpent ist ein schlangenförmig gewundenes Holzblasinstrument, das zur Familie der Zinken gehört.

⁹⁴ Die Orgel, die Burney beschreibt, kann man aufgrund der Angaben über die Anzahl der Manuale und Register dem Typus der klassisch-französischen Orgel zuordnen.

⁹⁵ (*) Ein Jubiläum nennt man gewöhnlich ein Kirchenfest, welches angestellt wird, um Ablaß vom Pabste zu erhalten. Ausserdem giebt es besondere Jubelfeste in einigen Städten, wenn gewisse Feyertage zusammen fallen, z. B. wenn Maria Verkündigung auf den stillen Freytag, oder Johannistag auf das Frohnleichnamfest fällt. S. *Encyclopedie*. Art. *Jubilée*.

⁹⁶ Den 13. Juni 1770.

Des Abends sah ich auf dem italiänischen Theater⁹⁷ zwey Schauspiele, worin der Gesang das Schlechteste war. Ungeachtet die neuern französischen Componisten alles nachzuahmen wagen, was die Italiäner in diese Kunst eingeführt haben, so wird es doch schlecht vorgetragen, und die Zuhörer verstehen so wenig davon, daß es gar keinen Eindruck macht. Man hat itzt auch arie di bravura⁹⁸, oder feurige schwere Arien versucht, aber [S. 7] sie werden so elend ausgeführt, daß niemand, der den wahren italiänischen Gesang gewohnt ist, ausser den Worten und der Action das Geringste davon loben wird. Eins von diesen Stücken war neu, und stellte eine comische Oper⁹⁹ vor. Man hatte nehmlich zu französischen Worten italiänische Musik nach neu französischer Art (das ist im italiänischen Styl componirte Musik) gesetzt. Recitative waren gar nicht darin; das ganze Gespräch und der erzählende Theil ward gesprochen. Dies Stück ward so stark ausgepiffen, als je eins. Ich bildete mir ein, daß ein französisches Parterre sein Misfallen nie so laut würde auszudrücken wagen, als bey dieser Gelegenheit geschah. Es war ein eben so starkes mit überlautem Gelächter vermischtes Geräusch, als ich je in Drurylane und Coventgarden gehört habe. Kurz, das Stück ward völlig auf englische Art verworfen, ausgenommen, daß man weder Bänke, noch den Schauspielern die Köpfe zerbrach, und beständig hisch rief, anstatt daß wir hissen. Der Verfasser des Textes hatte sich zum Glücke oder sehr weislich nicht genannt; der Componist aber, Herr dü St. Amant¹⁰⁰ war sehr zu bedauern, denn er hatte eine Menge wirklich guter Musik bey schlechten Worten und für Zuschauer verschwendet, die vornemlich in den beyden letzten Akten (es waren ihrer drey) gar nicht geneigt waren, nur eine Weile ruhig zu zuhören. Doch war die Musik, ungeachtet sie mir ihren Text weit zu übertreffen schien, nicht ohne Fehler; [S. 8] die Modulation war zu studirt, ja nicht selten unnatürlich, und that dem Gehör nie ein Genüge. Die Anfangsymphonie war hingegen recht gut gesetzt, voll reiner Harmonie, hatte eine gefällige niedliche Melodie, und viele Stellen voller Ausdruck. Der Hoboist bey diesem Theater ist vortreflich; ich habe nicht leicht einen so angenehmen Ton oder Spielart gehört. Einige Arien wären auch

⁹⁷ Das italienische Theater spielte seit 1762, als es zur Fusion der *Comédie Italienne* mit dem *Théâtre de l'Opéra Comique* kam, im *Hôtel de Bourgogne*.

⁹⁸ Eine *arie di bravura* ist eine besonders virtuose Arie, die dem Ausführenden die Gelegenheit gab, seine Vokalfähigkeiten unter Beweis zu stellen.

⁹⁹ Burney beschreibt hier das speziell französische Genre der *opéra comique*, für das die Übernahme der italienischen Stilelemente im Bereich der Musik, ein Libretto in französischer Sprache und die Ersetzung der Rezitative durch gesprochene Dialoge charakteristisch waren.

¹⁰⁰ Louis-Joseph Saint-Amant (1749-1820), heutzutage in der Musikliteratur eher unter dem Namen Saint-Amans zu finden, war ein französischer Komponist, dessen Werk fast ausschließlich aus den komischen Opern bestand. Am 13. Juni 1770 wurde im Italienischen Theater in Paris seine dreiaktige *opéra comique Dom Alvar et Mencia ou Le Captif de retour* dargeboten. Der Autor des Libretto, den Burney nicht nennt, war A.-G. Cailly, dem als Vorlage der Text von Alain René Le Sage diente.

vortreflich gewesen, wenn sie mit wahrem italiänischen Ausdrücke wären gesungen worden. Allein die französischen Stimmen kommen bloß aus der Kehle; auf keiner Bühne wird man hier eine *Voce del petto*¹⁰¹ oder ein gehöriges *portamento*¹⁰² oder Tragen der Stimme antreffen. Zwar sind verschiedene von den hiesigen Theatersängern Italiäner, aber sie sind seit ihrem Hierseyn so ausgeartet, daß ihre Vorstellung mich nimmermehr überredet hätte, sie für Italiäner zu halten. Das neue Stück enthielt verschiedene Arien, so wie man sie in der ernsthaften Oper zu hören pflegt; denn das ganze Stück war in Versen und ausserordentlich ernsthaften Inhalts, einige launigte Stellen in *Calliots*¹⁰³ (*)¹⁰⁴ Rolle ausgenommen, welche dennoch die Zuschauer nicht abhielten, es für *detestable*¹⁰⁵ zu erklären.

[S. 9] Donnerstag, den 14ten.

Da dieses *Fete Dieu* oder Froherleichnamstag und eines von den höchsten Festen im ganzen Jahre war, so ging ich aus, um die Proceßionen zu sehen, und die hohe Messe in der Kirche de *notre Dame* anzuhören. Ich hatte viele Mühe, dahin zu kommen. Keine Kut-sche darf sich regen, bis alle Proceßionen, deren eine Menge in der ganzen Stadt herum schwärmet, vorbei sind. Die Strassen wodurch sie auf dem Wege zu den Kirchen kommen, sind ganz mit Tapeten, oder in Ermangelung deren mit Bettgardinen und alten Weiberröcken behangen. Die feinem Leute (*les gens comme, il faut*)¹⁰⁶ gehen in diesen Tagen alle aus der Stadt um dem *embarras*¹⁰⁷ des Meßgehens oder dem *ennui*¹⁰⁸ des Haussitzens auszuweichen. So oft die Proceßion wegen des Gedränges still halten muß welches nicht selten geschieht, so singen die Priester einen Psalm, und alles Volk fällt mitten auf der Strasse, sie mag rein oder kothigt seyn, auf die Knie. Ich trug kein Bedenken, diese Ceremonie mitzumachen, um niemand anstößig zu werden, oder Aussehn zu machen. In der That beschloß ich schon, da ich ausging auf den Strassen und in der Kirche alles mit zu machen; denn sonst hatte ich da nichts zu thun. Daher sahe ich mich genöthigt einige

¹⁰¹ Die Bruststimme.

¹⁰² Auch als *portar la voce* (das Tragen der Stimme) bekannt: das Gleiten der Stimme von einem Ton zum anderen.

¹⁰³ Hier unterläuft Burney eine Ungenauigkeit bei der Wiedergabe des Namens. Der berühmte Schauspieler und Sänger hieß nämlich Joseph Caillot (1733-1816).

¹⁰⁴ (*) Calliot ist mit Recht der Lieblings-Actör und Sänger in der comischen Oper zu Paris. Seine Stimme, die er nach Belieben, als Baß und als Tenor brauchen kann, ist vortreflich, und er ist in allem Betrachte ein sehr anziehender und unterhaltender Schauspieler.

¹⁰⁵ Abscheulich (franz.).

¹⁰⁶ Die feinen Leute (franz.) Das Komma nach „comme“ ist ein Editionsfehler in der deutschen Erstausgabe.

¹⁰⁷ Qual, Unannehmlichkeit (franz.).

¹⁰⁸ Langeweile (franz.).

zwanzig mahl nieder zu knien, ehe ich Notre Dame erreichte. Dieß ward mir um desto weniger beschwerlich, da ich ich sahe daß jedermann es so machte, und manche weit besser gekleidete Leute sich ganz niederwarfen, indem ich nur [S. 10] mit einem Knie die Erde berührte. Endlich erreichte ich die Kirche, wo ich gleichfals ein Conformist war; inzwischen gieng ich hier doch fleißig ums Chor und in dem grossen Creuzgange herum, wie auch andere thaten. Ich machte meine Anmerkungen über die Orgel, den Organisten, den Choralgesang und die Motetten¹⁰⁹. Ungeachtet dieß ein sehr hohes Fest war, so begleitete die Orgel den Chor nur wenig. Sie ward nur vornehmlich dazu gebraucht, die Melodie der Gesänge vorzuspielen, ehe sie gesungen ward. Ich fragte einen jungen Abbé den ich als meinen *nomenclator*¹¹⁰ mitgenommen hatte, wie das hieße? C'est *proser*¹¹¹, antwortete er mir. Es scheint, als ob das englische Wort *prosing*¹¹² von dieser ungeschickten und albernen Art des Vortrages herkäme. Die Orgel ist recht gut, allein wenn sie vollstimmig gespielt ward, war die Zurückprallung des Echo so stark, daß man nichts deutlich vernahm; jedoch konnte ich in dem Rückpositive und den Echoregistern¹¹³ alle Noten deutlich hören. Der Organist hatte eine feine vernünftige Manier die Orgel zu schlagen; aber seine Gedanken waren altmodig. Wenigstens schien dasjenige was er während des *offertorio* spielte, welches sechs bis acht Minuten währte, zu steif und regelmäßig für eine Fantasie zu seyn. Der Chor sang auch verschiedene Motteten, welche aber öfter vom Serpent als von der Orgel begleitet wurden. Ungeachtet ich beym ersten Eintritte in die französischen Kirchen das Serpent oftmals für eine Orgel gehalten habe; so [S. 11] fand ich doch gleich, daß es bald bessere, bald schlechtere Wirkung that, als dieß Instrument. Diese Compositionen sind unsern alten Kirchenmusikern sehr ähnlich, voller Fugen und Nachahmungen: und enthalten mehr Erfindung und Arbeit, als Melodie. Ich werde täglich mehr und mehr von der Wahrheit meiner Anmerkung, daß Tallis¹¹⁴ zur Zeit der Reformation bloß englische Worte dem alten

¹⁰⁹ Die Motette unterlag seit ihrem Aufkommen im Mittelalter verschiedenen Veränderungen. Im 16. und 17. Jahrhundert ist die Motette eine polyphone, sogar mehrhörige Komposition zu einem geistlichen Text, die oft a *cappella* aufgeführt wird und somit als Inbegriff des *stile antico* gelten kann.

¹¹⁰ Im alten Rom ein Diener, der einen Patrizier bei öffentlichen Auftritten begleitete und der die Aufgabe hatte, dem Patrizier die Namen der getroffenen Personen zu nennen, damit er sie entsprechend begrüßen konnte.

¹¹¹ Es ist *Prosiren* (franz.). Die Bedeutung des Wortes „Prosiren“ (diese deutsche Variante wird später von dem Übersetzer verwendet) ist nicht ganz klar, aus dem Kontext kann man aber schließen, dass es ein Vorspiel bezeichnen soll.

¹¹² Langweilige, gemeine oder unbeholfene Ausdrucksweise (eng.).

¹¹³ Das Rückpositiv und die Echoregister sind Werke (Teile) einer Orgel, die jeweils über eine eigene Klaviatur angespielt werden.

¹¹⁴ Thomas Tallis (1505-1585) war ein englischer Komponist und Organist der *Chapel Royal* in London. In seinem Œuvre spielt die geistliche Musik eine zentrale Rolle. Obwohl er nach der Reformation für die musikalische Ausstattung des protestantischen Gottesdienstes sorgte, griff

canto fermo untergelegt habe, überzeugt; und es scheint nur daß die Musik in unsern Dom-Kirchen weniger verbessert ward, als der übrige Theil der Litturgie.

Um fünf Uhr gieng ich zu dem Concert spirituel¹¹⁵, welches die einzige an diesen hohen Festen erlaubte öffentliche Belustigung ist. Dies Concert, wird in dem grossen Saale des Louvre gehalten, und die Vocalmusik darin besteht aus einzelnen Stücken lateinischer Kirchenmusiken. Ich will die verschiedenen Stücke nennen, welche aufgeführt wurden, und offenherzig sagen, was für Wirkung sie so wohl auf mich, als das übrige Auditorium hatten, so weit nemlich ein Zuschauer dieß entdecken konnte. Das erste Stück war eine Mottete von de la Lande¹¹⁶ Dominus regnauit, welche vornehmlich aus Chören bestund, die mit mehr Kraft als Gefühl gesungen wurden. Die ganze Musik war in dem Style der alten französischen Oper, und, das zweyte Chor ausgenommen, welches eine ziemlich neue und angenehme Wendung hatte und feurig gesetzt war, für mich ganz unausstehlig. Die Zuhörer aber gaben dem Stücke [S. 12] ihren ganzen Beyfall, empfanden seine Schönheiten und bewunderten es so sehr als sich selbst, weil sie in einem Lande gebohren waren, das solche Meisterstücke der Setzkunst und so ausgesuchte Spieler hervorzubringen vermogte. Hierauf folgte ein Hoboenconcert von Bezozzi¹¹⁷ einem Neffen der berühmten Hoboen- und Bassonspieler dieses Namens zu Turin. Zur Ehre der Franzosen kann ich nicht umhin zu bemerken, daß dieß Concert grossen Beyfall erhielt. Es ist ein Schritt näher zur Reformation, wenn man anfängt das zu dulden, was eingeführt werden sollte. Dieser Virtuos hat manches in seinem Geschmacke und Ausdrücke, das wirklich vortreflich ist; aber ich glaube, er ist nicht immer gleich vollkommen. Er braucht die Doppelzunge sehr häufig, welches vielleicht öfter ein Ge-

ern gern auf das Genre der katholischen lateinischen Mottete und den gregorianischen Choral zurück, was auch Burney in seinem Bericht zum Ausdruck bringt.

¹¹⁵ In den Jahren 1725-1790 fanden unter diesem Namen im *Palais des Tuileries* Subskriptionskonzerte statt, die im *Mercure* annonciert wurden. Die Veranstaltungsreihe wurde von Anne Danican Philidor (1681-1728) begründet und sollte eine geistliche Unterhaltung bieten in den Zeiten, in denen die Oper aus religiösen Gründen verboten war (z. B. in der Fastenzeit). Das Programm der Konzerte bestand dementsprechend vorwiegend aus *grands motets*, außerdem wurden Violinsonaten und -konzerte gespielt.

¹¹⁶ Michel-Richard de Lalande (1657-1726) repräsentiert mit seinem Schaffen, das die Synthese des französischen und italienischen Stils darstellt, die Ästhetik des Hofes von Versailles. Zu seinen größten Errungenschaften werden die *grands motets* gerechnet, die er für die Kapelle des Sonnenkönigs komponierte. Eine *grand motet* ist eine französische Version der Motette, bei der ein lateinischer Text mit religiösem Inhalt vertont wird. Das Genre ist für Solisten, Chor und Instrumentalensembles bestimmt. Charakteristisch ist eine große Besetzung (bis zu 120 Ausführende).

¹¹⁷ Gemeint ist Antonio Besozzi oder Bezozzi (1714-1781), der am Hof des polnischen Königs August III. und später des sächsischen Kurfürsten Friedrich August in Dresden tätig war. Er gehörte einer Turiner Oboistenfamilie, die im 18. Jahrhundert sehr bekannt war und die Oboe populär gemacht hat.

kreisch des Rohres verursacht, als man wünschen mögte; auch ist sein Ton nicht stark genug, wenn er ihn nicht erzwingt, welches er hier vermuthlich deswegen für nöthig hielt, weil das Zimmer groß war. Indessen machte mir sein Spiel überhaupt viel Vergnügen. Es ist schwer von dem weit ausgebreiteten Beyfalle der Franzosen Rechenschaft zu geben, oder anzunehmen, daß Leute so entgegengesetzte Dinge als Licht und Finsterniß, gleich stark billigen können. Ist die französische Musik gut, und ihr Ausdruck natürlich und gefällig, so muß die italiänische schlecht seyn; oder umgekehrt, wenn die italiänische Musik alles hat, was ein unverwöhntes, wohl geübtes Ohr wünschen kann; so läßt sich nicht ver-[S. 13]-muthen, daß die französische Musik, einem solchen Ohre eben so viel Vergnügen machen werde. Die rechte Wahrheit ist, daß die Franzosen die italiänische Musik nicht leiden mögen; daß sie vorgeblich sie annehmen und bewundern; daß aber alles bloße Affectation ist. Nach diesem vollkommenen Stücke von *Bezozzi* schrie *Mademoiselle Delcambre* ein *Exaudi Deus* mit aller Kraft der Lunge, deren sie habhaft werden konnte, und erhielt so viel Lob, als wenn *Bezozzi* nichts gethan hätte. Hiernächst spielte *Signor Traversa*, erster Violinist des Herzogs von *Carignan*, ein recht gutes Concert auf der Geige; er trug manche Stellen mit Zärtlichkeit, gutem Tone und das Schwere mit leichter Ausföhung vor; aber alles das ward nicht so bewundert, als das vorhergehende *Exaudi*. Ja ich konnte sogar in den Gesichtern der Anwesenden und der Art wie sie zuhörten, erkennen, wie wenig sie es geföhlt hatten. *Madam Philidor* sang hierauf eine Motette von ihres Mannes Composition¹¹⁸, der tief aus *Welschlands* Quellen trinkt; allein ungeachtet dieß mehr als alle vorige Singstücke, gutem Gesange und guter Musik ähnlich war, so erhielt es doch nicht den feurigen Beyfall, der keinem Zweifel übrig läßt, daß es aus *Herz gedrunge*n sey. Das ganze Concert endigte sich mit *Beatus Vir* einer Mottete die aus vielstimmigen Chören, mit Solos und Duetten untermischt, bestund. Der erste Alt hatte einige Zeilen Solo zu singen, welche er mit solcher Gewalt heraus schrie, als wenn er unter dem Messer an der Kehle, um *Hül*-[S. 14]-fe rief. Allein so betäubt ich auch davon ward, so sah ich doch deutlich an dem Lächeln der unaussprechlichen Zufriedenheit, das sich in neun und neunzig von hundert Gesichtern in der Gesellschaft zeigte, und hörte, in den lautesten Tönen des Beyfalls, welchen ein entzücktes Auditorium geben kann, daß dieß gerade das war, was ihr Herz empfand und ihre Seele liebte. *C'est superbe!*¹¹⁹ hallte durch

¹¹⁸ Burney gibt an, dass die Motette von Philidors Frau gesungen wurde. Daraus kann man schließen, dass es sich um Philidor den „Jüngeren“, François-André Danican Philidor (1726-1795) handelte. Er war nicht nur Komponist, sondern auch ein genialer Schachspieler. Während seine Musik heutzutage wenig rezipiert wird, findet seine Schachstrategie immer noch Beachtung. Der Begründer des *Concert Spirituel*, Anne Danican Philidor, war sein ältester Bruder.

¹¹⁹ Es ist prächtig! (franz.)

das ganze Haus von einem zum andern wieder. Doch mit dem letzten Chore nahm das Concert ein Ende mit Schrecken; es übertraf an Geschrey, alles Lärm, was ich je in meinem Leben gehört hatte. Ich habe manchmahl gedacht, daß die Chöre in unsern Oratorien wohl zu laut und stark wären; doch mit diesen verglichen, sind sie eine so sanfte Musik, daß man dadurch die Heldin eines Trauerspiels in dem Schlaf singen könnte.

Freytags, den 15ten.

Als ich diesen Morgen die königliche Bibliothek besuchte, so fand ich, daß meine Reise über die Alpen unnöthig seyn würde, wenn ich mich mit den todten buchstäblichen Unterricht, so wie man ihn bloß aus Büchern erhalten kann, begnügen wollte; denn die Anzahl der hier befindlichen zu meinem Zwecke gehörigen Bücher, ist beynahe unendlich. Die Handschriften waren das erste, wornach ich mich bey dem Bibliothekär erkundigte, und ich fand, daß bloß das Verzeichniß davon vier Bände in Folio ausmachte. Diese betreffen frey-[S. 15]-lich nicht alle die Musik, doch ist diese Wissenschaft von dem Samlern dieser Bibliothek gar nicht vernachlässigt worden. Die ältesten Schriften welche mit der Musik zu thun haben (die sieben griechischen Schriftsteller ausgenommen, welche Meibom herausgegeben hat) sind die Liturgien und Kirchenagenden, nemlich die Missalen, Gradualen, Breviarien, und Psalter, sowohl in griechischer als lateinischer Sprache; doch von diesen künftig, wenn ich von der Musik der vergangenen Zeiten handeln werde. Von ihrem hiesigen gegenwärtigen Zustande glaubte ich keinen bessern Unterricht erlangen zu können, als wenn ich in die Oper *Zaïde*¹²⁰ gieng, welche diesen Abend in dem neuen Opernhause das an den Palais royal welcher dem Herzoge von Orleans gehört, stößt oder vielmehr ein Theil davon ist. Die vormahlige Operbühne war etwa vor sechs Jahren im Feuer aufgegangen, und während der Zeit ward die Oper in dem königlichen Palaste in Louvre aufgeführt, wo noch das Concert spirituel gehalten wird. (*)¹²¹ Die heutige Oper ward 1739 zum erstenmal gespielt; nachher in den Jahren 1745, und 1756 wieder hervorgesucht, und 1770 zum [S. 16] viertenmahle aufgeführt. Die Franzosen nennen sie ein Ballet-heroiq ue oder heroisches Ballet¹²²; indem

¹²⁰ Der volle Titel der Oper lautet *Zaïde, Reine de Grenade*. Der Autor des Libretto war Abbé de la Marre (ca. 1708-ca. 1746), der Komponist Joseph-Nicolas-Panrace Royer (ca. 1705-1755).

¹²¹ (*) Nach geendigter Oper hat man gewöhnlich im Sommer in dem Tuilleries eine der schönsten Aussichten. Denn weil die Oper des Abends zwischen sieben und acht Uhr aus ist, so ergießt sich die ganze Gesellschaft der Zuschauer, in völligem Putze, in die grosse Allee: totis vomit ædibus undam, und macht eine Assemblée, dergleichen man sonst nirgends in der Welt antrifft.

¹²² Das Genre *ballet-heroiq ue* weist eine strukturelle Verwandtschaft mit dem *opéra-ballet* auf, d. h. seine zwei konstitutiven Merkmale sind eine jeweils andere, von den übrigen Akten unabhängige dramatische Handlung und mindestens ein aus Arien und Tänzen bestehendes

die Tänze in die Fabel hineingewebt sind und einen wesentlichen Theil derselben ausmachen. Wie mir dünkt, so ist in allen Stücken von dieser Art das Interesse des Drama's sehr unbedeutend; wenigstens gilt dieß von dem gegenwärtigen und verschiedenen von Rameau gesetzten. Die Musik der Zaide ist von Royer; und es ist ziemlich wunderbar, daß seitdem nichts besseres, nichts in einem modernern Geschmacke ist gesetzt worden; die musikalische Schreibart hat sich in dem ganzen übrigen Europa völlig verändert; und doch sind die Franzosen welche man mehr Leichtsinns und Wankelmuth zu haben beschuldigt, als ihre Nachbarn, die sind seit dreyßig oder vierzig Jahren in der Musik unveränderlich geblieben: ja man kann noch weiter gehen und kühnlich behaupten, daß sie in ihrer ernsthaften Oper seit Lully's¹²³ Zeiten, das ist, seit hundert Jahren nur wenige Veränderungen erlitten hat. Mit einem Worte, so viel und so gut die Franzosen auch über die Musik reden und schreiben können, so ist sie doch bey ihnen in Ansehung zweyer wesentlicher Dinge, der Melodie und des Ausdrucks, noch immer in ihrer Kindheit.

Doch wieder auf Herrn Royers Oper Zaide zu kommen, welche, was die Melodie, was Licht [S. 17] und Schatten, oder hervorstechende Mannigfaltigkeit und Wirkung anbetrifft, elend und unter aller Kritik ist, so muß man doch zugleich gestehen, daß die Schaubühne nett und edel ist, daß die Kleidungen und Verzierungen artig, die Maschinerien gut erfunden, und daß die Tänze vortreflich sind: allein dieß alles sind leider nur Gegenstände für die Augen, und eine Oper ist doch eigentlich zum Vergnügen des Ohres bestimmt. Ein musikalisches Drama, dessen Poesie nichts Anziehendes hat, wobey die Musik schlecht und das Singen elend ist, muß nothwendig keinesweges der Idee entsprechen, die man sich in andern Ländern von dieser Art Schauspielen gemacht hat. [...]

divertissement in jedem Akt. Von dem *opéra-ballet* unterscheidet sich das *ballet-heroïque* durch die Wiedereinführung der aus dem *opéra-ballet* verbannten Götter und Helden. Damit nähert es sich der *tragédie lyrique*. *Zaide* ist insofern ein untypisches *ballet-heroïque*, als es aus drei Akten mit einer kontinuierlichen Handlung besteht. Der Einzelplot rückt die *Zaide* noch enger an die *tragédie lyrique*, wobei alle attraktiven Elemente des *opéra-ballet* beibehalten werden.

¹²³ Jean-Baptiste Lully (1632-1687) war eigentlich ein italienischer Komponist, aber er brachte den größten Teil seines Lebens in Frankreich. Er erfreute sich einer hohen Position am Hof des Königs Ludwig XIV. Paradoxiertweise trug der Italiener Lully auf entscheidende Weise zur Entwicklung des französischen Opernstils bei. Er war zwar nicht der Begründer der französischen Oper, aber er sicherte ihr die Hegemonie auf französischen Bühnen, so dass die italienische Oper in seiner Zeit nur gelegentlich, von wandernden Truppen gespielt wurde. Seine Werke wurden für die folgenden Generationen zum ästhetischen Muster. Bei der *Querelle des bouffons* im 18. Jahrhundert beriefen sich die Gegner der italienischen Oper auf Lullys Autorität.

[S. 21] Sonntags

Ging ich nach St. Rocque den berühmten Balbastre¹²⁴ Organisten dieser Kirche, wie auch zu Notre Dame und im Concert spirituel, zu hören. (*)¹²⁵Er hatte mir die Wahl gelassen, ihn in seinem Hause zu besuchen oder zwischen drey und vier Uhr in besagter Kirche auf ihn zu warten. Ich hielt das Letztere für besser, weil ich glaubte, es würde ihm weniger Mühe machen, da er doch ohnedem in der Kirche seyn mußte; allein ich fand, daß man ihn nicht erwartete, und daß er bloß aus Höflichkeit dahin kam. Es war sehr gütig daß er mich mit auf die Orgel nahm, wo ich sowohl sehen als hören konnte. Diese Orgel ist ein erstaunend grosses Werk, und etwa vor zwanzig Jahren gebaut; sie hat vier Manuale und ein Pedal; das Hauptwerk und Rückpositiv können gekuppelt werden; das dritte Clavier ist für die Rohrwerke, und das obere für die Echoregister. Dies Werk thut unten vortreflichen Effekt, oben aber sind die Töne unerträglich schreyend. Herr Balbastre gab sich sehr viel Mühe mich zu unterhalten; er spielte in verschiednen Stylen, indem er den Gesang des Chors begleitete. Als das Magnificat gesungen war, spielte er gleichfals einige Minuten zwischen jedem Verse, Fugen, Imitationen [S. 22] und allerley andere Stücke, sogar Jagdstücke und Giquen, ohne daß die Versammlung, so viel ich merken konnte, im geringsten dadurch befremdet oder beleidigt ward. Beym Prosiren fand ich, daß er den Gesang mit dem Pedale spielte, den er mit dem untern Fingern der linken Hand verdoppelte, und über diese Grundlage spielte er gelehrt und erfindungsvoll. Die Baßstimme war in Semibreven, wie unsere alten Psalmodien geschrieben. Was vom Chore ohne Orgel gesungen wurde, war mit gregorianischen Noten geschrieben.

Nach der Kirche lud Herr Balbastre mich nach seinem Hause, um einen schönen rückerischen Flügel zu sehen, den er inwendig mit eben so seinem Geschmack hatte mahlen lassen, als die schönste Kutsche oder Schnupftobacksdose, die ich irgend zu Paris gesehen habe. Auswärts sieht man die Geburt der Venus, und inwendig auf dem Deckel, die Geschichte von Rameau's¹²⁶ berühmtester Oper, Castor und Pollux. Hier sind die Erde, die Hölle und Elysium vorgestellt worden; in dem letztern sitzt dieser berühmte Komponist selbst auf einer Nasenbank, die Leyer in der Hand; das Bildniß ist überaus ähnlich, denn ich sah Rameau im Jahre 1764. Der Ton dieses Instruments hat mehr Zärtlichkeit als Stärke; das Octävchen ist mit Ochsenleder gedämpft, aber sehr angenehm; der Anschlag ist leicht, welches von dem Befiedern kömmt, das in Frankreich immer sehr leicht geschieht.

¹²⁴ Claude Balbastre (1724-1799), ein französischer Komponist, Organist und Cembalist.

¹²⁵ (*) Es sind vier Organisten zu Notre Dame, die ein Vierteljahr ums andre spielen, nemlich Couperin Balbastre, D'Aquin und Foucquet.

¹²⁶ Jean-Philippe Rameau (1683-1764) repräsentierte in der *Querelle des bouffons* die französische Partei.

Herr Balbastre hatte in dem nemlichen Zimmer eine sehr grosse Orgel mit einem Pedalen, derglei-[S. 23]-chen einem französischen Organisten zur Uebung nöthig seyn kann; sie ist aber für ein Zimmer zu groß und stark, und die Stimmen sind so lärmend als die zu St. Roque. Inzwischen gab Herr Balbastre sich alle ersinnliche Mühe mich zu unterhalten, und ich hatte viel Ursache mit seiner Gefälligkeit sowohl, als mit seinem Spielen zufrieden zu seyn.

Montags, den 18. Julius.

Diesen Abend gieng ich nach St. Gervais, um Herrn Couperin¹²⁷ zu hören, der ein Neffe des berühmten Hoforganisten Ludwigs des funfzehnden und des Regenten Herzogs von Orleans ist. Da es die Vigilie, oder der Abend vor dem Feste der Kirchweih war, so fand ich die Kirche sehr voll. Herrn Balbastre mit seiner Familie fand ich auch daselbst. Dieß jährliche Fest ist, wie ich merke, die rechte Zeit wo die Organisten ihre Talente zeigen können. Herr Couperin begleitete das *Te Deum* welches bloß gesungen ward, mit vieler Geschicklichkeit. Die Zwischenspiele zwischen jedem Verse waren meisterhaft. Er zeigte viele Abwechselung im Registriren und im Styl, nebst vieler Gelehrsamkeit und Kenntniß des Instruments, und Finger die an Stärke und Geiläufigkeit jeder Schwierigkeit gewachsen waren. Er brachte viele nachdrückliche Gedanken mit beyden Händen oben im Discante hervor, wozu der Baß mit dem Pedal gespielt ward.

[S. 24] Herr Balbastre machte mich nach geendigten Gottesdienste mit Herrn Couperin bekannt. Ich freute mich, daß ich zwey vorzüglich geschickte Männer von einer Profession, so offen und freundschaftlich mit einander umgehen sah. Herr Couperin scheint mir zwischen vierzig und funfzig zu seyn. Sein Geschmack ist nicht völlig so modern, als er vielleicht seyn könnte; allein wenn man seinem Alter, dem Geschmacke seiner Nation, etwas zu gut hält und die Veränderungen bedenkt, welche die Musik seit seiner Jugend ausser seinem Vaterlande erlitten hat, so bleibt er immer ein vortreflicher Organist, er hat eine glänzende fertige Ausübung, ist mannigfaltig in seinen Melodien, und meisterhaft in der Modulation.

Es wäre sehr zu wünschen, daß unsre Organisten in England, die Talente und gute Instrumente besitzen, dergleichen gute Gelegenheiten, wie diese jährliche Versammlung, hatten. Dieß würde Nacheiferung erwecken und das Genie anspornen; der Spieler wäre versichert, daß man ihm zuhörte und die Versammlung würde angenehm unterhalten.

¹²⁷ Armand Louis Couperin (1725-1789) war ein französischer Komponist und Organist, der aus einer traditionsreichen Musikerfamilie stammte. An der Kirche *St Gervais* waren bereits einige Mitglieder der Couperin-Familie als Organisten tätig. Der berühmteste von ihnen, François Couperin *Le Grand* (1668-1733), übernahm das Amt im Alter von 17 Jahren und bekleidete es bis zu seinem Tod.

Die Orgel zu St. Gervais, welche sehr gut zu seyn schien, ist fast ganz neu, und von eben dem Herrn Cliquot¹²⁸ erbauet, von dem die in St. Rocque ist. Das Pedal begreift drey Oktaven. Der Ton des Hauptwerks ist stark, voll und angenehm, wenn man langsam spielt; aber bey geschwinden Stellen ist der Wiederhall in diesem großen Gebäude so laut, daß alles verworren und [S. 25] undeutlich wird. Der Tonkünstler darf sich bey dem Zwischenspielen sehr weit ausbreiten; nichts ist zu glänzend oder zu ernsthaft, alle Schreibarten finden hier Statt; und obgleich Herr Couperin die wahre sanfte gebundene Manier der Orgel hat, so versuchte er doch oftmals, und zwar nicht ohne Glück, eigentliche Flügelpassagen, scharf abgestossen, in ungebunden und abgesonderten Noten. [...]

Mittwoch, den 20ten.

hörte ich Herrn Pagin¹²⁹ auf der Geige, in dem Hause der Frau Brillon¹³⁰ zu Passy. Sie ist eine der größten Spielerinnen auf dem Clavicymbel. Dieß Frauenzimmer trägt nicht nur die schweresten Stücke mit grosser Genauigkeit, Geschmack und Gefühl vor, sondern spielt auch vortreflich vom Blatte weg. Ich ward davon überzeugt, da ich ihr etwas von meiner Komposition gab, das sie überaus gut wegspielte. Sie setzt auch; und war so gütig, einige von ihren eignen Sonaten, so wohl auf dem Flügel als auf dem Fortepiano zu spielen, wobey Herr Pagin sie begleitete. Ihr Fleiß und Talente sind nicht bloß auf den Flügel eingeschränkt; sie spielt verschiedne andre Instru-[S. 26]-mente, und kennt die Spielart aller gebräuchlichen, welches ihr, wie sie sagte, nöthig wäre, um nicht unnatürliche oder unmögliche Sachen für dieselben zu setzen. Ausserdem zeichnet und ätzt sie sehr gut, und ist ein sehr vollkommes und angenehmes Frauenzimmer. Verschiedene berühmte deutsche und italiänische Komponisten, die sich einige Zeit in Frankreich aufgehal-

¹²⁸ Burney entstellt hier abermals einen Personennamen. Es handelt sich um François-Henry Clicquot (1732-1790), einen berühmten französischen Orgelbauer. Die Orgel in *St Roch* ist tatsächlich sein Werk, aber das Instrument in *St Gervais* wurde von ihm nicht erbaut, sondern modernisiert.

¹²⁹ André Noël Pagin (1721-1785), ein französischer Violinist und Komponist. Er war Schüler von Giuseppe Tartini. In den Jahren 1747-1750 trat er regelmäßig in den *Concerts spirituels* auf. Nach 1750 zog er sich aus dem öffentlichen Konzertleben zurück. Seitdem er 1759 Violinist beim Grafen von Clermont wurde, spielte er nur noch im privaten Kreis. Es ist ungewiss, ob er seine Konzerttätigkeit aufgab, weil er darunter litt, dass das Publikum seinen italienischen Geschmack nicht schätzte (diese Ansicht vertritt Burney). Tatsächlich kam aber in dieser Zeit ein anderer erfolgreicher Geiger auf, Pierre Gaviniès, der Werke im französischen Stil spielte. Es ist also möglich, dass Pagin von dem jüngeren Konkurrenten verdrängt wurde.

¹³⁰ Anne-Louise Brillon de Jouy, geb. Boyvin d'Hardancourt (1744-1824), französische Klavierspielerin und Komponistin.

ten, haben dieser Dame ihre Werke zugeeignet, z. B. Schobert¹³¹, und Boccherini¹³².

Herr P a g i n war ein Schüler von T a r t i n i¹³³, und man hält ihn hier für seinen besten Lehrling; er hat viel Ausdruck und ungemeine Leichtigkeit, schwere Stellen herauszubringen; aber ich weiß nicht, ob er sich, weil das Zimmer klein war, nicht angriff, oder woher es kam, genug sein Ton war nicht stark. Er macht nun aus der Musik kein Geschäft mehr; denn er hat eine Stelle bey dem Grafen von Clermont, die ihm jährlich etwa zwey hundert und funfzig Pfund Sterling einbringt. Er hatte die Ehre in dem Concert spirituel ausgezischt zu werden, weil er es wagte im italiänischen Style zu spielen, und deswegen legte er seine Profesion nieder.

[S. 28] Freytag.

[...]

Herr G r e t r y¹³⁴ der beste, und itzt der mo-[S. 29]-digste Komponist für die komische Oper, hat acht Jahre in Italien gelebt, und ist Verfasser der *Lucile*, des *Tableau parlant* und des *Huron*¹³⁵, (*)¹³⁶ lauter Stücke die grossen Beyfall erhalten haben. Da ich sie weder gesehn noch gehört habe, so will ich nicht bestimmen, mit wie vielem Rechte; doch nach der Beschreibung die mir Leute von gutem Geschmacke und gesundem Urtheile davon gemacht haben, erwarte ich etwas vortrefliches. Der Verfasser ist ein junger Mann, und hat ein angenehmes Ansehen

¹³¹ Johann Schobert (ca. 1740-1767) war Komponist und Pianist. Die biographischen Informationen über ihn sind spärlich. Einiges erfährt man aus der *Correspondance littéraire* des Frédéric Melchior Grimm. Schobert soll aus Schlesien gekommen und „einer der besten Cembalisten in Paris“ gewesen sein. Grimm berichtet auch über Schoberts Tod: Schobert sei an Pilzvergiftung gestorben, mitsamt seiner Familie und einigen Freunden. Die Pilze haben die Betroffenen selbst gesammelt und zubereitet, obwohl sie von zwei Personen gewarnt wurden, dass die Pilze giftig seien.

¹³² Luigi Rodolfo Boccherini (1743-1805) war ein italienischer Komponist und Cellist, dessen Nachlass vor allem Kammermusik für Streichinstrumente umfasst. Boccherini war am Hof des spanischen Infanten Don Luís Antonio de Borbón y Farnesio tätig. Bevor er sich in Spanien niederließ, verbrachte er einige Monate in Paris. Der Aufenthalt in Paris und die Kontakte, die er im Salon der Madame Brillon geknüpft hatte, trugen entscheidend zu seiner musikalischen Karriere bei.

¹³³ Giuseppe Tartini (1692-1770), italienischer Komponist, Violinist und Musiktheoretiker. Er leitete in Padua eine Musikschule, in der viele europäische Violinisten ausgebildet wurden.

¹³⁴ André-Ernest-Modeste Grétry (1741-1813), belgisch-französischer Komponist. Seine komischen Opern (z. B. die von Burney genannten *Le Huron*, *Lucile*, *Le tableau parlant*) wurden von dem Pariser Publikum mit Begeisterung aufgenommen.

¹³⁵ Dieses Stück wurde 1762 nach dem Zusammenschluss der komischen Oper (*Opéra-Comique*) und des italienischen Theaters (*Théâtre-Italien*) zur Eröffnung des neuen vereinten Theaters neben *Blaise le savetier* (1759) von Philidor gespielt.

¹³⁶ Seitdem hat er auch *Silvain, les deux Avars* 1770 und *l' amitie à l' ep-reuve*, wie auch *Azor*. 1771 gesetzt. *Le Tableau parlant* ist in Partitur heraus.

und Betragen. Er bat mich, einen Brief an den Pater Martini¹³⁷ mitzunehmen, bey dem er in Bologna studiert hat.

Es wird vielleicht nicht unrecht seyn, hier zu bemerken, daß Herr Gretry ein junger lyrischer Komponist, bey Gelegenheit einer Unterredung über die lyrischen Gedichte, welche er in Musik setzten mußte, mit mir völlig einerley Meynung war, und behauptete, daß es in Frankreich und anderwärts noch viele Dichter gäbe, die sehr schöne Verse voller Witz, Erfindung und Ausdruck der Leidenschaften machten, die sich vortreflich lesen ließen, aber sehr schlecht zur Komposition eingerichtet wären; und vielleicht mögte man sich unterstehen zu behaupten, daß unter allen geistreichen und schönen Dichtern unsrer Zeit, Me-[S. 30]-tastasio¹³⁸ der beste und beynahe einzige lyrische Poet sey. (*)¹³⁹

Eine für die Musik gesetzte Arie sollte nur aus einem Gegenstande oder einer Leidenschaft bestehen¹⁴⁰, die in so wenigen und so sanften Worten, als möglich, ausgedrückt wäre. Seit der Verfeinerung der Melodie, und der Absonderung der Recitative können in einer Arie, die den Inhalt einer Scene wiederholt, erläutert oder mit Nachdruck beschließt, weder epigramatischer Witz, noch eine Reihe mannigfaltiger Gedanken oder lautschallende Metaphern Statt finden. Wenn der Dichter das geringste Mitleiden mit dem Komponisten oder einige Liebe zur Musik hat, wenn er wünscht auch nur einige Gelegenheit zur Symmetrie in der Melodie seiner Arien zu geben: so wiederhole ich es, muß der Gedanke nur ein einziger und der Ausdruck so leicht und lakonisch seyn als möglich ist. In unsern Arien hingegen bringt jede Zeile einen neuen Gedanken herbey; so daß der Komponist, wenn er mehr für die Ehre des Dichters, als für seine eigene besorgt ist, bey jeder Zeile eine neues Thema anbringen oder dem Dichter zuwider arbeiten muß: beydes aber ist unerträglich. (**)¹⁴¹

[S. 31] Die Leidenschaft in einer Arie kann nur durch wiederholte Eindrücke aus Herz dringen; und die rührendste Musik von allen ist vermuthlich die, wo ein schöner Gedanke geschickt wiederholt wird,

¹³⁷ Giovanni Battista Martini (1706-1784), italienischer Komponist, Musiktheoretiker und Pädagoge. Zu seinen Schülern gehörten, außer Grétry, u. a. Johann Christian Bach und Wolfgang Amadeus Mozart.

¹³⁸ Pietro Metastasio (1698-1782) war der berühmteste Librettist der italienischen Oper des 18. Jahrhunderts.

¹³⁹ Unter einem lyrischen Poeten wird hier einer, der für die Musik schreibt, verstanden.

¹⁴⁰ Charles Burney fasst in diesem Abschnitt die wichtigsten Grundsätze der Affektenlehre und des italienischen Opernstils zusammen.

¹⁴¹ Dieß alles ist weitläufiger in des seel. Advokat Krausens zu Berlin Abhandlung von der musikalischen Poesie, Berlin 1752. ausgeführt. Vgl. Des Grafen von C** Essai sur l'union de la Poesie et de la Musique. Paris 1765, und desselben Observations sur un Ouvrage nouveau, intitulé: Traité de Melodrame. Paris. 1771.

und wo man auf eine einsichtsvolle Weise zu dem Thema zurückkehret, in dem es noch immer in unserm Gedächtniß schwebt und die Nerven des Gehörs noch davon erzittern. Dieß kann zu weit getrieben werden, und geschieht ohne Zweifel oftmals, aber nicht von Männern, die wirklich Genie und Geschmack besitzen. [...]

Maja Baran

Bogislaw Friedrich von Dönhoffs Reise von Dönhoffstadt nach Warschau im Jahre 1780

Carl Ludwig Friedrich Bogislaw von Dönhoff¹ (1754-1809) entstammte dem preußischen Adelsgeschlecht, das ursprünglich aus Westphalen kam. Sein Großvater Bogislaw Friedrich Dönhoff errichtete in Ostpreußen eine prächtige Residenz – Dönhoffstadt (Drogosze)² – und eben von dort aus trat der junge Graf 1780 seine Reise nach Warschau an. Vom Leben des Gutsherrn erfahren wir aus den Familienandenken und Dokumenten, die von seiner jüngsten Tochter Sophie von Schwerin in mehrere Bände *Les mémoires de ma mère*³ aufgenommen wurden. Neben zahlreichen Urkunden und Korrespondenzen enthält dieses Archiv auch private Aufzeichnungen und Tagebücher seiner Reisen. Der hier dargestellte Reisebericht gehört in ein Tagebuch des Grafen, das in französischer Sprache verfasst wurde und nach den Kriegswirren unverseht blieb. Die Handschrift im roten Einband befindet sich heutzutage im Staatsarchiv in Allenstein⁴, wobei seine Abschrift auch in der Samm-

¹ Die Familiengeschichte Dönhoff reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Zwei jüngere Söhne des Adelsgeschlechtsbegründers Gerhard Dönhoff – Gerhard und Kaspar – bildeten den Ursprung für die polnischen Geschlechtlinien (mit dem später geänderten Namen Denhoff), die preußische Linie begann mit dem ältesten Sohn Gerhards – Magnus Ernst. Die Familie Dönhoff, die von 1633 den Grafitel trägt, siedelte sich in den Gütern Friedrichstein im Kreis Königsberg-Land an. Dönhoffstadt, das vormalig der Familie Rautter angehörte, ging in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Besitz von der Familie Dönhoff über, und Bogislaw Friedrich Dönhoff, Enkelkind von Magnus, änderte den bisherigen Namen der Güter von Gross Wolfsdorf auf Dönhoffstadt. Auf seine Anregung errichtete man dort 1710-1714 einen ansehnlichen Palast. 1816 starb in Dönhoffstadt die männliche Linie aus und die Güter wurden unter fünf lebenden Töchtern Bogislaw Dönhoffs verteilt. Dönhoffstadt wurde der viertjüngsten Tochter Wilhelmina Angelika zuteil, die 1866 ohne Nachkommen starb und ihre Erbschaft der Nichte Marianna Romberg, der späteren Frau von Konrad Stolberg-Wernigerode, vermachte. Auf diese Weise wurden die Dönhoffstadter Güter mit den schlesischen Gütern der jüngeren Grafenlinie Stolberg-Wernigerode vereinbart und blieben in ihren Händen bis 1945. Siehe: Beata Waclawik: Archiwum rodziny Dönhoff z Drogoszy, pow. kętrzyński 1685-1945, Archiwum Państwowe w Olsztynie, S. 3-7.

² Die Familie wohnte auch im Berliner Palais Dönhoff, das an der Wilhelmstraße 63 gelegen war. Der Hauptsitz in Ostpreußen war eine der drei größten Residenzen auf diesem Gebiet, die es mit den besten Vorbildern der Berliner Residenzarchitektur aufnehmen konnte. Siehe: Małgorzata Jackiewicz-Garniec, Mirosław Garniec: Pałace i dwory dawnych Prus Wschodnich. Olsztyn: Studio Arta 2001, S. 184-189.

³ Archiwum Państwowe w Olsztynie [Staatsarchiv in Allenstein, weiter in den Fußnoten: APO], Sign. Nr. 380/o/232, 380/o/233, 380/o/234, 380/o/235.

⁴ APO, Sign. Nr. 380/o/53/6a.

lung Sophie Schwerins in derselben Einrichtung aufbewahrt wird. Der Inhalt des Tagebuchs wurde bisher nicht veröffentlicht. Das ihm beige-fügte Porträt des Grafen wurde hingegen auf einer Ausstellung präsentiert, die zum 200. Todestag von Ignacy Krasicki vorbereitet wurde.⁵

Von der Jugendzeit des Grafen Bogislaw Dönhoff lässt sich wenig sagen. Seine Schuljahre verbrachte er unter religiösen Flüchtlingen in Berlin, wo er gute Französischkenntnisse erwarb und eine allseitige Bildung genöß.⁶ Im Alter von 16 Jahren begann er ein Jurastudium an der Universität Halle, einer Hochschule mit sehr lebhafter protestantischer Tradition, interessierte sich aber vielmehr für Geschichte, Literatur und klassische Fremdsprachen.

Ähnlich wie viele junge Adlige seiner Zeit trat Dönhoff zahlreiche Reisen in Europa im Rahmen der sog. *grand tour* an. Er begab sich u. a. nach Italien, Paris und England, um sich anschließend beim König Friedrich zum Dienst zu melden.⁷ Die Reisen des Grafen trugen nur ansatzweise zum Erwerb eines systematisierten Wissens bei. Sie waren eher freie Streifzüge, die vor allem den Kulturkonsum und die Erkenntnis der Kunst und Literatur zum Ziel hatten. Der Graf schätzte bald seine Jugend, die er auf ziellosen Reisen vergeudete, zum Nachteil seiner gründlichen Bildung ein. Diese Mängel trugen dazu bei, dass er seine Aufmerksamkeit auf die Bildung seiner Töchter lenkte.⁸

1779 kehrte Dönhoff zu seiner Familienresidenz in Ostpreußen zurück und griff sofort die Idee auf, den ansehnlichen Palast, der von ortsansässigen Adligen gerne besucht wurde, zu renovieren.⁹ Er gab aber Reisen nicht auf. In Warschau kam er ein Jahr später mit dem mit ihm befreundeten Freiherrn Löw an, und 1781 begleitete er seine Mutter und seinen Stiefvater auf der Reise nach Italien. Unter den Andenken, die von Sophie Schwerin gesammelt wurden, stößt man auch auf den Bericht aus dieser letzten Reise, der gemeinsam von der Mutter und dem Sohn verfasst wurde. Er zeigt eine besondere Vorliebe des Grafen für die Kunstgeschichte, was doch nicht wundert, denn Italien war ein idealer Ort, wo er seinen Leidenschaften, die Kunst zu erkennen und hervorragende künstlerische Objekte zu sammeln, nachgehen konnte. Unter den letztgenannten stand die Malerei im Mittelpunkt seiner Interessen, denn für den Erwerb der Gemälde bestimmte er einen großen Teil seines Vermögens, und zu seinen beliebten Werken gehörten religiöse

⁵ Krystyna Stasiewicz, Andrzej Rzempoluch, Zbigniew Goliński: Ignacy Krasicki (1735-1801). Ostatni z wielkich mieszkańców zamku lidzbarskiego – katalog wystawy czasowej. Olsztyn: Muzeum Warmii i Mazur 2001, S. 55, kat. nr 22.

⁶ Kerrin Gräfin von Schwerin: Wilhalmstrasse 63: Schicksalsjahre einer preussischen Familie. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2008, S. 34.

⁷ Ebd., S. 35.

⁸ Ebd., S. 32.

⁹ Ebd., S. 36.

Gemälde im Stile Rafaels.¹⁰ Während des Aufenthalts in Rom gewann er den Zugang zu zahlreichen *ateliers* angesehener Maler und Kunstliebhaber, darunter Joachim Winckelmanns. Seine künstlerischen Interessen kommen auch in beiden Residenzen und ihrer Ausstattung zum Vorschein. Seine erste bedeutende Kunstsammlung, die sich in Berlin befand, umfasste Werke hervorragender europäischer Künstler dieser Zeit.¹¹

Die Interessen des Gutsherrn Dönhoffstadts beeinflussten auch den Erzählstil seiner Erinnerungen. Er widmete den Darstellungen der besuchten Residenzen, künstlerischen Objekten und wunderschönen Gärten die größte Aufmerksamkeit. Nicht anders ist es im Falle der besagten Reise nach Warschau. Sie begann im Herbst 1780, und der Reisebericht fängt mit dem 24. September an, als Graf Dönhoff mit seiner Begleitung, dem Freiherrn Löw, in Janowo, der ersten polnischen Stadt, ankommen. Ähnlich wie die nächsten Orte, die sie auf dem Weg in die Hauptstadt besuchten, macht Janowo keinen guten Eindruck auf den Reisenden. Das einzige Gebäude aus Ziegelstein ist die Kirche. Die anderen Häuser sind aus Holz gebaut, was wegen ungünstiger Bausteinpreise in dieser Gegend nicht wundert. Die Fremden stießen hier auf erste Zollformalitäten und bemerkten beinahe sofort den Jahrmarkt, der sonntags stattfand. Laut dem Zöllner, der diese lokale Gewohnheit erklärte, sollen die Ortsansässigen, die an den Werktagen keine Zeit haben, die Stadt zu besuchen, zum Jahrmarkt eben sonntags kommen. Graf Dönhoff erinnert sich daran, dass er sich während seiner Reise durch Ermland und Oberland an Schmutz, Elend und die für ihn unverständliche polnische Sprache bereits gewöhnte. Alle diese Unbequemlichkeiten überraschen ihn in Janowo daher nicht, obwohl die Kleidung der Einwohner auffallend ist. Sie sind es nämlich, die über die Vorteile der Stadt entscheiden, und „obwohl sie viel ärmer und schlechter angezogen als das preußische Volk sind, zeigen sie sich ungeheuer demütig und ergeben gegenüber jedem, der einen höheren Stand repräsentiert. Andererseits sind sie relativ gewalttätig und laut gegenüber den ihnen Gleichen“. Sie scheinen eine Vorliebe für Musik und Tanz zu haben, „der Geigenklang erreicht sie von jeder Seite“. Den nächsten Halt erlauben sie sich in Krzynowłoga, einer Ortschaft, „die noch provinzieller und elender als die vorige wirkt“. Das dortige Wirtshaus erweist sich als so miserabel, dass sie den Tag mit dem Abendmahl im... Stall abschließen!

In seinem Bericht lenkt der Graf seine Aufmerksamkeit auf die unterwegs bewunderte Landschaft. Sie ist trist: „nichts mehr als Sand ab

¹⁰ Ebd., S. 32.

¹¹ Die Sammlung umfasste u. a. die Werke von Mengs, Battoni, Cavaceppi und Azzaro. Für die Supraporten im Ovalsaal des Palais an der Wilhelmstrasse 63 war Johann Gottfried Schadow, der die berühmte Quadriga für das Brandenburger Tor modellierte. Kerrin Gräfin von Schwerin: Wilhelmstrasse 63 (Anm.6), S. 32.

und zu mit einzelnen Sträuchen und Kiefern“. Der Autor weist auch auf die auf diesen Gebieten primitive Felddüngung mittels der Waldbrände hin. Auf anständige Haltbedingungen stoßen Dönhoff und sein Begleiter erst im Wirtshaus in Pułtusk, wo die beiden am 25. September ankommen. Größeren Ansehens vonseiten der Reisenden erfreut sich die Landschaft in dieser Gegend, die „ein großes Flachland mit fruchtbarem Acker und prächtigem Wild“ bildet. Die Beschreibung der Stadt, die vom Bischof von Płock regiert wird, ist eher lakonisch. Die Stadt ist groß, die Gebäude sind aus Ziegelstein. Bemerkenswert sind zahlreiche Klöster, einige „schöne Kirchen“ und das günstig gelegene, bischöfliche Schloss.

Hinter Pułtusk gelangen die Reisenden in ein außerordentlich miserables Wirtshaus. Die Bedingungen darin erweisen sich als so skandalös, dass sie sich entschließen, in ihrem Wagen zu übernachten. Der enttäuschte Graf fügt einige allgemeine Bemerkungen bezüglich der polnischen Wirtshäuser hinzu: Auch wenn dieses Wirtshaus das erste auf dem Weg nach Warschau war, das einem Juden gehörte, werden die meisten eben von Juden geleitet. Dönhoff missachtet solche Wirte und stellt fest, dass man „von allen, die zwar deutscher Abstammung, aber gleichzeitig Juden seien, keine sogar kleinsten Anzeichen der Reinheit erwarten könne“. Nach dieser ungewöhnlichen Übernachtung treten die Fremden die weitere Reise nach Zegrze an, wo sie beschließen, den Garten zu besuchen, der an der Residenz des Generals Krasiński angelegt wurde. Hier überrascht sie, dass der Gärtner ihr Landsmann ist. Zum ersten Mal im besagten Reisebericht ist Graf Dönhoff, der Ästhet und Kunstliebhaber, völlig zufrieden, denn er widmet der Parkdarstellung mehr Aufmerksamkeit. Ihn entzückt die schöne Lage des Terrassengartens und vor allem der Blick auf den unten fließenden Bug. Bemerkenswert ist es, dass es ihm besonders die vollkommene Ordnung in der Gartenarchitektur und der Geist der recht deutschen Zuverlässigkeit gefallen, wofür er seinem Begleiter Komplimente macht. Diese natürliche Sympathie gegenüber den Landsleuten, denen er in einem fremden Land begegnet, kommt immerfort im Tagebuch des Grafen Dönhoff vor.

Am Abend speisen die Reisenden während eines Halts im Wald, eine Meile vor Warschau. Diesmal wird der Halt zum Anlass für einige Bemerkungen über den technischen Zustand der polnischen Landstraßen. Der Graf zeichnet auf, dass die Strecke, die zur Hauptstadt führt, modernisiert und befestigt wird. Seiner Meinung nach erfolgt es aber unrichtig und unsorgfältig: „Rundholz wirft man auf den Weg ohne Ordnung und ergänzt mit Ähren bis zu einer bestimmten Höhe, um nachher alles mit Sand zu bedecken“. Ihn stört eindeutig die fehlende polnische Zuverlässigkeit und Oberflächlichkeit der Arbeit. Der weitere Weg ist daher sehr sandig und der Graf befürchtet, dass sie bald im Sand ver-

sinken. Diese Unbequemlichkeiten belohnt der erste Anblick Warschaus. Die Stadt stellt sich sehr günstig dar. Dönhoff beschreibt zunächst die Prager Vorstädte, wo man ausschließlich auf Holzgebäude stößt, und die hier stationierende preußische Garnison. Die Reisenden treffen polnische Wächter erst beim Eingang zur Brücke. Ihr Bau enttäuscht den Grafen ähnlich wie früher die „polnischen Wege“. Die Brücke ist schlecht erbaut, der Verkehr ist aber gut organisiert: über die Brücke führen vier Strecken: zwei für die Fußgänger und zwei für die Wagen. Auf diese Weise können die Reisenden die beiden Ufer problemlos erreichen.

Als die beiden, Graf Dönhoff und Freiherr Löw zur Stadt gelangen, übernachten sie in einem Wirtshaus. Der Autor beschreibt ausführlich das Zimmeraussehen und die Ausstattung. Er tut es, jedesmal wenn er einen Raum betritt. Manche dieser Beschreibungen zeichnen sich durch eine außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit aus. Man kann die Feststellung wagen, dass er sowohl derartigen Berichten als auch den getroffenen Personen gleich viel Aufmerksamkeit schenkt. Das erste Warschauer Zimmer ist wenigstens tapeziert, obwohl die bescheidene Ausstattung aus „4 Stühlen, von denen sich jeder von dem anderen unterscheidet, einem Tisch und einem Holzbett“ besteht. Als Unbequemlichkeit empfindet er die Nachbarschaft des voll gefüllten Stalls. Die Reisenden wechseln ihren Aufenthaltsort auf das Hotel an der Kapuzinerstraße schon am nächsten Morgen. Leider auch diesmal ist das Aussehen des Raums enttäuschend: „Wir waren nicht imstande, die Farbe der Tapiserie in der Antikammer zu erraten, die im Zimmer war gelb und hatte Malereien *en grisaille*“. Die Stube ist zum Glück relativ groß: da findet man den Salon, zwei große Zimmer und Räume für Dienstleute.

Der erste Eindruck des Grafen nach einem Spaziergang in Warschau ist eher positiv, die Stadt scheint ihm relativ kosmopolitisch zu sein, überall sieht man „eine Menge von englischen Kutschen mit angespannten schönen Pferden“. Der englische Akzent kommt im Bericht des Grafen hier und da vor und betrifft nicht nur die populärsten Transportmittel, sondern auch die Kleidungsstücke und Waren. Ein junger englischer Gentleman, mit dem beide Reisende einen Spaziergang unternahmen, war eine der ersten Personen, der sie in der Hauptstadt begegneten. Es erwies sich, dass seine Eltern hier einen großen Laden mit einheimischen Waren gehabt hatten.

Am nächsten Morgen, d. i. 28. September, beschließen beide Adligen, die ersten gesellschaftlichen Besuche abzustatten, können aber niemanden zu Hause antreffen. Am Rande sollte man hinzufügen, dass Graf Dönhoff in seinem Reisebericht die polnischen Namen inkonsequent notierte, denn es scheint, dass er sie vom bloßen Hören niederschrieb. An vielen Stellen seiner Erzählung ließ er aber leere Stellen, um später die Namen der Helden bzw. der besuchten Orte zu ergänzen.

Leider blieben sie unvollständig, was nicht selten große Schwierigkeiten bereitet, denn man weiß nicht, um wen es geht.

Graf Brühl, der Begleiter der preußischen Adligen während ihres Aufenthalts in Warschau, besucht sie am nächsten Morgen. Er wird in der Erzählung sehr häufig erwähnt, weil er die Reisenden bei einzelnen Besuchen begleitet, über das gesellschaftliche Leben berichtet und sie den polnischen Magnaten vorstellt. Übrigens äußert sich Graf Brühl über die letztgenannten schon während des ersten Treffens in Warschau. Dönhoff beschreibt eine ziemlich amüsante Situation: Brühl besucht sie in aller Frühe, als die beiden erst aufgestanden sind. Sie führen das Gespräch hinter dem Wandschirm hervor, was dem Grafen ungewöhnlich vorkommt. Nichtsdestotrotz knüpft er in seinem Tagebuch an die Meinung seines Landsmannes über die polnischen Magnaten und die politische Situation an, weil dieser erzählte, „wie merkwürdig dieses Land sei und wie wenig es an viele andere erinnere“. Er beklagte die Habsucht der Magnaten, die das staatliche Gemeinwohl gefährden, um den eigenen Reichtum zu vermehren. Das Chaos, das sich daraus ergab, trieb es bereits auf die Spitze. Der Graf führte auch eine Anekdote an, „dass er, als er zum Artilleriemeister ernannt wurde, 11 Kanonen, 32 Soldaten und 44 Offiziere“ zur Verfügung hatte (sic!). Er bedauerte auch das, was sich im polnischen Sejm abspielt. Niemand weiß, wer wofür zuständig ist, und auf der Tagesordnung sind Streitereien, Intrigen und Misshelligkeiten.

Zuerst besuchen die Reisenden einen preußischen Diplomaten.¹² Dönhoff beschreibt jedesmal den ersten Eindruck, den die neu begegneten Personen auf ihn machen, und bemüht sich darum, mindestens in ein paar Worten ihre Vorteile zu nennen. In diesem Falle bezeichnet er seinen Landsmann als außerordentlich hilfsbereit und mit hervorragenden Französischkenntnissen. Ähnlich charakterisiert er Gräfin Humiecka, bei der die beiden Reisenden ein paarmal speisen. Der Graf hält sie für eine Person „im gewissen Alter, die viel spreche und sich richtig äußere, eine lebendige Vernunft habe, eine Gewandtheit in der Welt gewonnen habe, aber Französisch viel energischer als fehlerlos spreche“. Bemerkenswert ist es, dass die Französischkenntnisse einen bedeutenden Platz in der Personencharakteristik einnehmen. Höchstwahrscheinlich bediente sich der Autor in den Kontakten mit den polnischen Adligen nur dieser Fremdsprache. Er übergeht dabei Kleinkinder nicht. Die ihm vorgestellte vierjährige Tochter Rzewuskis erstaunt ihn mit ihren Französisch-, Deutsch- und Polnischkenntnissen. Die Charakteristik der Gräfin Sapiha beschränkt sich hingegen ausschließlich auf einen einzigen Aspekt: „Sie spricht schlechtes Französisch“.

¹² 1780 war es Ludwig Heinrich von Buchholtz (1740-1811).

Bereits die ersten Besuche bieten für den Autor die Gelegenheit, an die gesellschaftlichen Neuigkeiten anzuknüpfen. Einige der von ihm angeführten Gerüchte schwanken an der Grenze mit dem Anstand, wie beispielsweise die Anekdote über Fürstin Lubomirska, „die sich schon lange her von ihrem Mann trennte und – nach der *Chronique scandaleuse* – von ihrem Vater mehr geliebt ist, als sie es sollte“. Mit der äußersten Natürlichkeit erinnert er sich an die Mätresse des Bischofs von Plock.¹³ Der Autor charakterisiert die getroffenen Personen eher kurz, beschreibt am häufigsten ihr Aussehen und seinen ersten Eindruck und führt manchmal – wo es notwendig ist – eine mit ihnen verbundene Geschichte an. Graf Dönhoff ist auch ein treuer Beobachter der Verhältnisse und Einstellungen unter den polnischen Adligen. Er bemerkt Gesten und Verhaltensweisen, die beispielsweise mit der Ankunft des russischen Botschafters Otto Magnus von Stackelberg verbunden sind. Die Treffen beim Botschafter stehen übrigens im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens Warschaus und im Tagebuch Dönhoffs kommen sie mehrmals vor.

Die Besuche bei einzelnen Magnaten sind aber für den Grafen vor allem eine Gelegenheit, das Aussehen ihrer Häuser kurz zu beschreiben. Es gilt beispielsweise für die Residenz des Großmarschalls Fürsten Lubomirski, die die beiden Reisenden und Brühl am 30. September besuchen: „Sein Haus sei schön, man habe mehrere Antikammern durchgehen müssen, [um zum großen Saal mit Gemälden zu gelangen – M.B.]“. Dönhoff äußert sich mit Respekt auch über die Wohnung des Großhetmans Branicki, die – wie er betont – vom Grafen Brühl selbst eingerichtet wurde. Er preist den Geschmack und die Fähigkeiten seines Landsmannes auf diesem Feld. Schließlich erkennt er selbst, dass er diesen Fragen wahrscheinlich zu viel Aufmerksamkeit verleiht: „[Das Haus – M.B.] sei entzückend, mit großem Geschmack [eingerichtet – M.B.]; zwei Antikammern, rechts das Speisezimmer mit dem *bas-relief*, ein schönes Büfett, die die Antike nachahmenden Ornamenten auf dem Gewölbe, ähnlich wie in den übrigen Zimmern, alle zahlreich und mit Geschmack, aber doch ohne Übertreibung komponiert. Links ein kleines Zimmer, dann das Schlafzimmer, das zusammen mit den Pilastern mit dem Streifenornament und den Arabesken geschmückt seien. Ich hoffe, dass ich die Möglichkeit habe, dieses Haus zu bewundern, und höre schon mit den Beschreibungen auf“.

Die lokale Kunst und die Warschauer Künstler erfreuen sich eines ähnlichen Ansehens des Grafen. Er bemerkt die Gipsstuckaturen, die zu dieser Zeit in Warschau hergestellt werden. Sie ahmen die Stuckornamente nach und erlauben „sich in allen neu gebauten Häusern sehr

¹³ Es geht um den Bruder des Königs Stanislaus August – Michał Jerzy Poniatowski (1736-1794).

günstig zu fühlen“. Der Autor erwähnt auch einige sich in der Hauptstadt aufhaltende Künstler, derer Arbeiten er in den besuchten Residenzen bewunderte. Künstlerische Neigung bemerkt er auch bei den ihn umgebenden Adligen, z. B. beim Kapitän Folino, der im Zeichnen und Stechen relativ begabt ist, oder bei der Schwägerin des Königs, die hervorragende Miniaturen malt. Am 2. Oktober, als die Reisenden das königliche Schloss besuchen, haben sie die Gelegenheit, einen neuen Saal zu bewundern, der vom angesehenen Domenico Merlini entworfen ist. Die Arbeiten waren zu dieser Zeit noch nicht abgeschlossen. Der Autor erwähnt mit Vorliebe die einzelnen Elemente des Innern, preist dabei ihre vollkommene Ausführung. Es fehlen auch keine privaten Bemerkungen: „[...] das einzige, was mir nicht gefällt, sind beinahe alle Ornamente, auch jene auf dem Gewölbe, die vergoldet werden. Ich befürchte, es tut ihnen nicht gut“.

Der Besuch im Beratungssaal des Senats wird zum guten Anlass, um die Spezifik der polnischen Beratungen zu schildern. Der Saal ist einfach eingerichtet: Stühle für die Senatoren, angehäufte Bänke für die Gesandten und ein Thron für den König. Von dort aus geht man zum Abgeordnetensaal, wo der Marschall gewählt wird. Auf den Tribünen befanden sich zu dieser Zeit einige Frauen, unter denen sich Gräfin Sapieha auszeichnete, die die Wahl ihres Sohnes für den Marschall des neuen Ständigen Rats befürwortete: „Wir sahen sie aufstehen, – sie ist sehr groß –, sich einigen Barthaaren nähern [so bezeichnete der Autor die Gesandten – M.B.], ihre Hände greifen und Höflichkeiten austauschen“. Während der Beratungen kam es zu einigen Doppelwahlen, weswegen einer der Gesandten zum Verzicht gezwungen wurde. Die Lösung dieser Frage erstaunt den preußischen Grafen: „Wir sahen, dass einer von ihnen [zum Verzicht – M.B.] überredet wurde – Graf Brühl überredete einen anderen, mit der Kraft der Höflichkeiten, und schließlich mit 80 Dukaten und Pferd – was für Menschen sind es!“ Der Autor dieses Berichts ist empört über die Bestechlichkeit der polnischen Magnaten: „Häufig protestiere man hier gegen die Wahlen, und bei den zwei gleichzeitig gewählten Gesandten, die der Ursprung aller dieser Intrigen seien, sei es so in diesem Falle gewesen“. Nachher versammeln sich die Gesandten und setzen sich nach der Wappenordnung, die ihnen die Reihenfolge der Pilaster vorschreibt. „Der ehemalige Marschall setzt sich am Ende des Raums mit einem weißen Stab in der Hand, hält eine kurze Rede und seit diesem Moment erfolgt die Wahl eines neuen Marschalls, jedoch müssen alle, die keine Gesandten sind, den Saal verlassen“. Ähnlich ausführlich berichtet der Graf über die Beratung des Senats am nächstfolgenden Tag, d. i. am 3. Oktober.

Graf Dönhoff konzentriert sich in seinem Reisebericht auf den 12. September, an dem sich die preußischen Adligen zum Hof begeben. Der Autor berichtet: „Wir fanden uns unter so merkwürdigen Persönlichkei-

ten, dass ich beinahe in Ohnmacht fiel; Säbel, Schnurrbärte, Fliegen und der Geruch waren dort untragbar“. In solchen Bedingungen wurden die Fremden dem König vorgestellt. Dönhoff beschreibt seinen „majestätischen Gesichtsausdruck und vornehme Gesten“. Das nächste Treffen mit dem König fand beim Hofmarschall Aleksandrowicz statt (seine Schwiegermutter stammte aus dem polnischen Familienstamm Denhoff). Der Graf berichtet, dass die Residenz von Aleksandrowicz jeden Abend mit Gästen überfüllt war und auch der König die hiesige Gesellschaft besonders häufig, auch für kurze Zeit besuchte. So war es auch diesmal, als er ein wenig Zeit dem Gespräch mit dem Autor widmete, indem er ihm „auf eine höflichste Weise“ erzählte, dass er von ihm einen Brief und ein Paket vom ermländischen Bischof Ignacy Krasicki erwarte. Der König erklärte den Reisenden, warum sie auf solche Schwierigkeiten bei geplanten Besuchen stoßen. Der Sejm, während dessen die meisten Adligen zu Hause abwesend sind, fällt ihm zufolge gerade auf die Zeit ihrer Reise. Dönhoff berichtet über Gewohnheiten, die diese gesellschaftlichen Treffen charakterisieren, und bemerkt auch das seiner Meinung nach Merkwürdige insbesondere im Zusammenhang mit den großen Privilegien der Gesandten: „Während des Sejms hat [niemand – M.B.] das Recht, einen Gesandten anzufassen, sonst verliert er seine Hand. Sollte sich jemand entscheiden, ihn anzugreifen, so verliert er zweifelsohne seinen Kopf“. Eine andere polnische Merkwürdigkeit ist die Teilnahme der Frauen an der Politik. Polen hält er für ein Land, wo „die Frauen viele Angelegenheiten erledigen und einen großen Einfluss ausüben“.

Der Ästhet und Liebhaber der schönen Künste nahm selbstverständlich am kulturellen Leben der Hauptstadt teil. Besonders häufig erwähnt er in seinem Tagebuch die Besuche in der Oper und im Theater. Vergeblich sucht man hier aber nach einer besonderen Begeisterung des Grafen, der zwar mit der großen Welt vertraut ist und in Berlin erzogen wurde, aber das Warschauer Theaterleben eher schlecht bewertet, auch wenn er ein paarmal positiv überrascht wird. An den ersten Theaterbesuch erinnert er sich folgendermaßen: „Wir gingen also zum Theater. Der Saal ist klein, aber schön, die einzelnen Logen reichlich geschmückt, viele Leute befanden sich im Erdgeschoss, die Logen waren wenig überfüllt. Es war eine polnische Originaloper, die zweite dieser Art, das Ganze war nicht so gut, die Schauspieler durchschnittlich, die Musik wenig aufreißend, [...] die Kleider waren gut und die ganze Repräsentation ebenfalls, die Tänzer relativ gut – da ich dieses Ballett in Paris gesehen habe, hat es hier auf mich keinen großen Eindruck gemacht“. Eines großen Aufsehens erfreuten sich in der Hauptstadt dage-

gen die Auftritte zwei italienischer Musiker – Pugnani und Viotti¹⁴, auf die der Graf während eines anderen Besuchs im Komödientheater stieß. Die Künstler wurden in der Gesellschaft sehr herzlich aufgenommen. Der König gewährte ihnen eine Unterbringung und eine entsprechende Ausstattung, sie wurden auch in der Gesellschaft aufgenommen. Der Auftritt Pugnanis sollte seine Premiere in drei Wochen erleben.

Neben den gesellschaftlichen Besuchen fanden die Reisenden auch Zeit, um die Stadt und ihre Umgegend zu besichtigen. Und so am 4. Oktober unternahmen sie mit Brühl eine Kutschfahrt in die Vorstädte, und von dort aus gelangten sie zum Łazienki-Park. Graf Dönhoff scheint von der Landschaft und Architektur entzückt zu sein, die ihm endlich die Gelegenheit bieten, seine ästhetischen Eindrücke ausführlich zu beschreiben. In erster Linie schildert er die königliche Residenz, die von den italienischen Architekten errichtet wurde. „Der untere Teil stellt nichts Besonderes dar, ist nach einem alten [barocken – M.B.] Geschmack eingerichtet, aber der König fügte hier ein Zwischengeschoß hinzu“.¹⁵ Wie immer schildert er sehr ausführlich die Räume und die einzelnen Einrichtungselemente, bemerkt zwei im königlichen Schlafzimmer hängende Porträts der russischen Zarin, die auf einem von ihnen als Minerva, auf dem anderen als Diana abgebildet wurde: „Es sind jene, die der König immer in der Nähe seines Bettes hielt, bevor er noch König wurde“. Mit einer für ihn charakteristischen Sorgfältigkeit erwähnt der Autor weitere Ausstattungselemente, die von den aktuellen Trends zeugen: Möbel im königlichen Arbeitszimmer, Spiegel, Tapiserien, Chinoiserie. Ausführlich berichtet er über die Ordnung und Form der einzelnen Räume, schildert ihre architektonischen Elemente. Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich selbstverständlich auf den Schmuck – Möbelbezug, Stuckaturen, Wandmalerei, Tapiserien, Spiegel- und Gemälderahmen. Es scheint, dass kein Detail dieses zu dieser Zeit populären Rokokostils seiner Aufmerksamkeit weichen kann.

Außer dem Palais verleiht er mehr Aufmerksamkeit dem Weißen Häuschen, das für die königliche Schwester errichtet wurde. Sein Blick richtet sich nach hervorragenden Arabesken nach dem Vorbild Rafaels, die noch bis zum heutigen Tag dieses Haus schmücken, wie auch nach der Skulptur der „Mediceischen Venus“ von Le Brun¹⁶. Der weitere Spaziergang führt u. a. zum Sitz und Garten des Kammerherrn, des königlichen Bruders. Obwohl das Chaos und die Unordnung der Gartenarchi-

¹⁴ Gaetano Pugnani (1731-1798) – italienischer Geigenspieler und Komponist – unternahm in den Jahren 1780-1782 samt seinem Schüler Giovanni Battista Viotti (1755-1824) eine Konzerttournee in der Schweiz, in Dresden, Warschau und Petersburg.

¹⁵ Der Autor besuchte das Palais noch einmal vor dem klassizistischen Umbau Merlinis, der auf die Jahre 1788-1793 fiel.

¹⁶ Der Bildhauer ergänzte nur die Verluste (den Kopf und die Handfragmente) in der antiken Venusstatue, die speziell für diesen Raum besorgt wurde.

tektur den Autor stören, erwähnt er alle Elemente der Parkarchitektur: Brücken, Lauben, Vogelhäuser, Kaskaden, übergeht auch keine Pflanze in seiner Beschreibung.

Das Königliche Schloss besuchen die beiden Reisenden zwei Tage nachher, d. i. am 6. Oktober. Dönhoff lenkt seine größte Aufmerksamkeit wie immer auf die zahlreichen und hervorragenden Kunstwerke. Im Arbeitszimmer überraschen ihn zahlreiche Miniaturen, unter denen die meisten die beliebten Frauen des Königs schildern. An dieser Stelle seiner Erzählung erwähnt er die Entführung Stanisław Augusts, bezeichnet die Tat als schändlich, ohne sich auf Details einzulassen.

Der nächste Ort, den die Reisenden am 8. Oktober besuchten, war Mokotów, die Residenz der Fürstin Lubomirska. Im Bericht findet man ihre ausführliche Schilderung. Im Zusammenhang mit dem Haus und kleinen architektonischen Formen im Garten erwähnt der Autor Szymon Bogumił Zug, einen hervorragenden Warschauer Architekten. Die Reisenden besuchen alle Winkel des modischen Sentimentalgartens: Grotten, kleine Hütten, einen kleinen Tempel, Lauben, Vogelhäuser, exotische Zelte, Ruinen, eine Dorfhütte. Den Spaziergang krönt ein Hügel, von dem aus sich ein schöner Blick auf die Weichsel, das Schloss Ujazdowski, den Łazienki-Park, Wilanów und in der Umgegend liegende Dörfer erstreckt. Es macht aber keinen besonderen Eindruck auf den Grafen, die einzelnen Gartenteile harmonisieren miteinander nicht, die Pflanzen sind zu eng und zufällig komponiert, das Gewässer und das Wassersystem, die wieder vom begabten Zug stammen, sind dagegen vollkommen ausgenutzt.

Die Reisenden besuchen weiter Wilanów. Der Graf führt eine kurze Geschichte des Palais an und bewundert die Schönheit der italienischen Villenarchitektur und regelmäßigen Ordnung der Gartenarchitektur. Er schildert eine Skulptur des Königs auf einem Pferd und geht auf eine damit verbundene Anekdote ein. Während der Ankunft des türkischen Botschafters wurde die Skulptur mit Leinwand bedeckt. Er wollte sie aber unbedingt sehen. Nach der Enthüllung des Denkmals begann man sich zu rechtfertigen und dem Botschafter zwei türkische Sklaven, unten gefesselt, zu erklären. Der Botschafter erwiderte: „Hätten wir begabte Bildhauer, stellten wir uns die Christen auf ähnliche Weise vor“.

Den nächstfolgenden Tag verbrachten die beiden in Powązki. Bei dieser Gelegenheit führt der Graf eine tragische Geschichte der Fürstin Czartoryska, Ehefrau des Generals von Podolien an. Im Alter von 14 Jahren fiel ihre beliebte Tochter dem Feuer zum Opfer. Die den Tod der Tochter immer noch bereuende Mutter errichtete in ihrer Residenz ein gewisses „Schmerzenssanktuarium“, ein kleines Häuschen auf der Insel, in dem sie Kindandenken aufbewahrte und in Einsamkeit trauerte. Der Beschreibung des Gartens fügte der Graf seinen kleinen Plan hinzu, der sich bis zum heutigen Tag im Tagebuch befindet.

Die Schilderungen von Mokotów und Powązki sind mit Sicherheit am ausführlichsten, wenn man den ganzen Bericht dabei berücksichtigt – der Graf erwähnt sogar den Möbelbezug wie auch die Farben und Muster der Tapiserie in den nacheinander besuchten Räumen. Die Reisenden begeben sich auch nach Młociny, zu den Dorfgütern Brühls, wo sie sich mit Fürstin Potocka, „einer großen und gut gebildeten Frau, einer dieser polnischen Schönheiten“ treffen. Nach dem Besuch in Marymont, auf dem Rückweg in die Stadt fahren sie an einem Ort vorbei, wohin der entführte König geführt wurde. Der Autor wiederholt eine allgemeine Annahme, dass die Russen davon einiges wissen sollten, weil davon viele Umstände zeugen. Der Tag – aber auch die Erzählung des besagten Tagebuchs – endet im Warschauer Haus Brühls. Dort speist der Autor in der Gesellschaft, mit der er früher die Fahrt unternahm: mit Gräfin Czapska, der Schwägerin der Fürstin Potocka, ihren zwei Brüdern und dem Freiherrn Löw. Der letzte Satz informiert, dass die Treffen, die an diesem Ort stattfanden, die angenehmsten von allen waren. Es wundert aber nicht, dass sich Graf Dönhoff frei fühlte, immer wenn er bei seinem Landsmann zum Gast war, denn er konnte mit ihm über alle „polnischen Merkwürdigkeiten“ diskutieren, die die beiden in Warschau erfuhren.

Für die politischen und historischen Fragen interessiert sich der Autor, soweit er dank ihnen die Verhältnisse zwischen den einzelnen Helden beschreiben kann. Vielmehr beobachtet er das gesellschaftliche Leben und die zwischenmenschlichen Verhältnisse, vernimmt die persönlichen Geschichten und nimmt vor allem die Kultur wahr. Der letzte Aspekt kommt auch in seiner Korrespondenz vor.¹⁷ Der Reisende erinnert sich auch an unangenehme Situationen, wie z. B. an das Gespräch mit dem Gesandten Tugut, der schon früher erwähnt wurde, und zwar wegen eines Fauxpas, den er gegenüber dem König beging, indem er ihn mit dem russischen Botschafter verwechselte. Während eines der zahlreichen Treffen beim Botschafter fragte er hingegen Grafen Dönhoff, ob der Biermangel während der Reise nach Italien für ihn eine große Unbequemlichkeit war. Der beleidigte Autor berichtet: „Ich antwortete ihm, dass ich [das Bier – M.B.] nicht begehrte, und fragte ihn, ob er glaubt, dass ich Bier trinken sollte, weil ich Deutscher bin. Nie mehr haben wir miteinander gesprochen“.

Die Empfindlichkeit des Grafen auf die umgebende Wirklichkeit weicht eigentlich von anderen ähnlichen Erzählungen dieser Zeit nicht. Er ist aber kein so scharfsinniger und eloquenter Beobachter wie beispielsweise Ernst von Lehndorff, der das Leben am Hof Friedrich des Großen beschreibt. In den von ihm angeführten Gesellschaftsanekdoten findet man viele Skandale, persönliche Dramen, Liebesaffären wie auch

¹⁷ APO, Sign. Nr. 380/1/3/185.

Erzählungen mit übernatürlichen Elementen. Sie kommen in Form von einzelnen Merkwürdigkeiten auf dem Hintergrund der polnischen Sittlichkeit, der Spezifik des sozialpolitischen Systems, das die Fremden so wundert, und der Kultur vor. Graf Dönhoff erweist sich als ein Autor, der sehr ästhetisch orientiert ist und sich vor allem auf das Aussehen der nacheinander besuchten Residenzen konzentriert. Alle diese Elemente seines Tagebuchs bilden eine sehr abwechslungsreiche Erzählung, die sich auf ein fremdes Land bezieht und nicht nur die Sitten, sondern auch die Landschaft und außergewöhnliche Kunstwerke schildert. Dabei ist sein Tagebuch nicht nur eine Berichterstattung aus den besuchten Orten und eine Auflistung der Namen der getroffenen Personen. Es gehört zum reichen Material aus der Kultur- und polnischen Sittengeschichte, die aus der Perspektive eines neugierigen Fremden geschildert wird.

Der beigegefügte Text des Reiseberichts von Warschau wurde von der Handschrift abgeschrieben, die im Staatsarchiv in Allenstein aufbewahrt wird. Die Seitennummerierung entspricht der sekundär eingesetzten Paginierung, die mit dem Berliner Teil des Tagebuchs 44 Karten umfasst. Der besagte Reisebericht beginnt auf der Seite 10, endet auf der Seite 43. Auf der Seite 41 befindet sich eine Zeichnung, die die Gartenarchitektur in Powązki schildert.

Carl Ludwig Friedrich Bogislaw von Dönhoff: *Voyage de la Prusse à Warsovie*, 1780 (bearb. anhand einer Handschrift aus dem Staatsarchiv in Allenstein, Sign. 380/0/53/6a).

[S. 1 (10)] Le 24 de Septembre 1780, nous arrivâmes, le Baron de Löw et moi, à Janow¹⁸, première ville polonaise, son aspect n'est pas de plus riant, il n'y a pas une seule maison de brique, hormis l'église, elles sont toutes bâties de longues poutres posées horizontalement, l'une sur l'autre, et jointes par les angles; cette façon de bâtir est adopté dans une grande partie de la Prusse, dans les villages, surtout en Lithuanie; elle ne peut se pratiquer que là où le bois est sans prix, et a l'avantage d'être chaude quand on a soin de bien calfeutrer ces maisons qui résistent assez longtemps aux injures de la saison. Nous trouvâmes la douane polonaise à Janow, un gentilhomme (à en juger par la tête rasé et l'uniforme de son Grot) en sortit – il nous dit, en polonais, que son devoir exigeait qu'il voye ce que nos males renfermaient, et par politesse il ne mit la main à rien et nous laissa parler. C'était un dimanche et nous fumes etonné de voir le marché rempli de vivre.

[S. 2 (10v)] L'on nous répondit que c'était la coutume du pays, les gens n'ayant pas le temps d'aller aux villes les jours ouvriers. Deux couchées et un diné en Warmie et par l'Oberland, là où il touche la Pologne nous avait accoutumé à la malpropreté, à la misère, à l'embaras de ne comprendre personne, le polonais étant déjà là, la langue de ces provinces; malgré ceci nous trouvâmes Janow différent en bien de choses, l'habillement surtout y frappe un étranger, il est avantageux pour homme et pour femme, et pare le peuple à nos yeux, quoiqu'au fond il est bien plus mal mis que le nôtre. Son ton, et son geste est extrêmement humble, suppliant et rampant pour tout ce qui lui paraît supérieure, brutal et braillard envers leur égal. Ils paraissent aimer la dance et la musique, nous entendîmes racler le violon par tout.

Nous sortîmes de ce village, honoré du nom de ville, pour aller diner à un autre de la même espèce, plus village encore que le premier, à deux milles et demi, qui se nomme Krrynowtaga¹⁹, nous y trouvâmes auberge abominable, et dinâmes à l'écurie trouvant celle ci plus propre que la chambre. Cet endroit est dans le même goût que le précédent, les rues plus larges, les maisons séparés, par leur jardins, er presque toutes [S. 3 (11)] en très mauvais état. Le pays que nous avons passé toute la journée, était très mauvais, rien que sables et terres en friches, couvertes de broussailles et de sapins. La façon de préparer un champs en ces contrés est d'allumer le bois, l'on laisse brûler les arbres de

¹⁸ Janowo.

¹⁹ Krzynowłoga.

hautes futaies et les broussailles, et cette œuvre, sert à fertiliser médiocrement cette terre stérile. Entre le diné et la couchée à Prasnitz²⁰, l'on entre dans une plaine imanse, où l'on trouve quelques petits bois vert, le terrain cesse d'être aussi sableux et pierreux et est plus cultivé. L'on voit plusieurs villages, et le tout est assez vieut.

Le 25. nous allâmes²¹ très bon train, sur un terrain ferme, fertile et cultivé, grande pleine, couverte de beau bétail, dont la taille et la bigarrure fait un coup d'œil très agréable, leur berger ne le sont pas autant, et la moitié de leur brebis sont noires comme jet; nous fîmes les 5 milles jusqu'à Pultusk²² en peu de temps et y dinâmes, l'auberge y est très belle, c'est-à-dire il y a deux ou trois chambres à y dinner, où l'on trouve une table et trois escabeaux. La ville appartient à l'Evêque de Plotzkow²³, elle est assez grande, il [S. 4 (11v)] y a une place où toutes les maisons sont de briques, plusieurs monastères et quelques belles églises; un château épiscopale, dont la situation, sur une hauteur auprès du confluent de deux rivières est de plus agréable; les jardins paraissaient être bien entretenu. D'ici il y a un peu de montagne, beaucoup de pierres et du sable, des bois, cependant coupé fréquemment, par des terres labourées; nous arrivâmes tard à une vilaine auberge, dont je n'ai pu bien apprendre le nom, à trois milles de Pultusk et 4 de Warsovie ; tout y était si bien, que nous restâmes dans la voiture; nous désirions y avoir une planche, pour nous servir de table, il falu briser une porte d'écurie, et nous étalâmes la dessus nôtre nappe, passâmes la nuit en voiture, et continuâmes nôtre route le 26 au matin. Ceci fut le premier endroit où nous trouvâmes un juif pour hôte, d'ailleur ce sont eux qui occupent les cabarets et auberges de tout le pays; il sont tous allemands, mais comme ils sont aussi juifs, il ne faut point s'attendre à trouver la moindre propreté chez eux. A un mille [S. 5 (12)] de là, nous fîmes arrêter à Zegrze²⁴, à l'auberge, nous y trouvâmes un allemand, bel homme, qui avait déserté le service de l'Empereur, lui dix-huitième, des dragons de Löwenstein aux chevaux²⁵ et équipage, par mécontentement d'un jeune colonel qu'on leur avait donné, il prétendait que plus de 60 hommes en avaient fait autant. Il y a ici une maison appartenant au General Krasinsky²⁶; nous apprîmes que le jardinier était

²⁰ Przasnysz.

²¹ In der Bearbeitung wurde die Rechtschreibung von „alames“ und anderen Wörtern dem heutigen Gebrauch „allâmes“ angepasst.

²² Pultusk.

²³ Plock.

²⁴ Zegrze.

²⁵ Im Zusammenhang mit dem semantischen Unterschied wurde die unrichtige Rechtschreibung „cheveaux“ (Plural des Subjektivs „cheval“) mit der heutigen Rechtschreibform „chevaux“ ersetzt.

²⁶ Kazimierz Krasieński von Ślepowron (1725-1802) – politischer Aktivist, 1764 Wahlmann von Stanislaus August Poniatowski vom Kreis Chełm.

allemand, et vîmes ce jardin sous les auspices de ce compatriote; il est singulier et des plus joli par la situation, la plus grande partie en est terrassé aux quelques angles, et couvert d'arbres de haies, et de vignes – au bas est la belle rivière de Bug, dont l'eau est très limpide, au delà, l'on voit des prairies qui sont, partout, bordées d'un bois superbe, quelques petits îles dans la rivières sont jolies. L'on fait beaucoup en cet endroit et l'on y agrandit afinement les jardins, qui sont en très bon ordre; le fruit y est bon et très diversifié, le potager et les promenades comme aussi les terres, sont dans un ordre parfait, nous en fîmes compliment à nôtre ami le jardinier, ceci nous valut à chacun une pêche, et à lui, en revanche un florin de plus que nous ne lui avions destiné.

[S. 6 (12v)] La maison est petite, mais très logeable, la vue y est des plus belle. Les bâtiments œconomiques sont tout neuf et très beaux, l'on fait un grand mur autour du jardin, et au bas des terrasses un quai, avec le parapet en brique. L'on passe ici la rivière sur un mauvais bac, l'autre coté est assez sableux, puis un bois, puis du sable, presque toujours bois, et beau bois, mais qu'on saccage à un point horrible, les coups qu'on y fait, pourrissent sans être emportées, et tous les arbres qui bordent le chemin, sont à demi brulé.

Nous dinâmes à un cabaret dans le bois, à un mile de Warsovie, le chemin est ici très large, et l'on y travaille pour en faire une chaussée, cependant la façon de s'y prendre n'est pas bonne – l'on y jette des arbres et des branches, jusqu'à certaine hauteur, puis l'on les couvre de sable. Le chemin est très sableux jusqu'aux portes de Warsovie, où l'on se croit enterré dans les sables; cette ville se présente très bien de ce coté là, étant [S. 7 (13)] élevée; nous passâmes les faubourg de Prague²⁷, qui ne consiste qu'en maisons de bois, un peu plus grandes que celles des villes de nôtre passage pour ici. Nous trouvâmes garnison Prusse ici, ils y montent la garde, etc. Arrivé au pont nous vîmes garde polonaise. Ce pont n'est que sur des bateaux, et très mal fait ; l'ordre y est bon, et nécessaire, il est partagé en quatre rues pour les voitures et les piedtons, qui vont, et qui viennent. Nous étions très embarrassé pour nôtre logis; nous avons écrit au Docteur Moran, mais n'en avons aucune réponse; Mons. Kalnaschy²⁸, à la suite du Prince Evêque de Warmie²⁹, nous avait précédé d'un jour; nous demandâmes de ces nouvelles à l'autre bout du pont, où l'officier de la douane nous arrêta, cet homme avait servit chez l'Evêque, et nous dit que Mr. Kalnaschy venait d'aller dans une maison a deux pas du pont – au bout de peu de minutes, il vint nous tirer de notre embarras, et nous mena passer la nuit dans une auberge, ou nous trouvâmes beaucoup de monde et de

²⁷ Prag.

²⁸ Joachim Otto Zygmunt Kalnassy (1741-182) – ermländischer Domherr, Privatsekretär von Ignacy Krasicki.

²⁹ Ignacy Krasicki (1735-1801) – Bischof von Ermland in den Jahren 1767-1795.

chevaux, une grande chambre en papier, quatre chaises, toutes différentes, une table et un bois de lit. Nôtre chariot de [S. 8 (13)] bagage nous fut d'une très grande utilité, nos lits faits, nous dormîmes, un peu incomodé du voisinage des écuries, qui étaient remplies de chevaux bigarrés, il y avait deux attelages de 6 chevaux près. Mr. Kalnaschy revint le matin avec le Docteur Moran, qui était encore venu le soir nous voir, il me parla d'un logis dans une belle rue, j'allai le voir; la maison était bâtie en hôtel, dans la Rue des Capucins, d'ailleurs mauvaise, et de bois, très malpropre; notre appartement consistait en deux grandes chambres sales; la couleur de la tapisserie de l'antichambre n'a jamais pu être reconnu par nous – celle de nôtre chambre était jaune avec une peinture en gris, sur toile; deux cabinets pour nos gens – j'accordé un ducat et demi par jour et y commandé nôtre diné. De retour chez nous, je fis transporter les voitures et bagages, en payant pour nôtre nuit 8 fl³⁰ de Pologne, c'est a dire 1 écu et 8 gros; j'allai à pied avec le Baron de Löw, et j'eus le bonheur de le mener à nôtre Hôtel sans m'égarer. Nous vîmes en chemin quantités de voitures toutes à l'anglaises, des chevaux fringants et beaux, et des Varnois très lestes, quantités de belles livrées, et tout annonce une grande ville remplie de Seigneurs.

[S. 9 (14)] Nous dinâmes très bien, chez nous, et même proprement. L'après diné nous nous mîmes à écrire quelques lettres; après quoi, vers le soir, nous fîmes une course dans quelques rues voisines, où nous trouvâmes de beaux Hôtel, tel que celui du Prince Primas, qui est tout neuf, celui de Radziwil et plusieurs autres. En chemin faisant nous vîmes un jeune homme qui nous parut anglais, il nous parla et dépassa quelques plusieurs fois, à la fin il nous accosta, croyant parler à des compatriotes; nous lui répondîmes en anglais et fîmes la promenade avec lui; il se trouvait depuis un an à Varsovie avec ses parents qui ont un grand magasin de marchandises anglaises. Le 28 au matin nous fîmes nos visites au Ct. Brühl³¹, au Pr. Stanislas neveu du Roi³², au G. Mochronosky³³, à l'Evêque de Cujavie Rebinsky³⁴, au résident de Prusse Mr. Axt³⁵, mais nous ne trouvâmes personne. Après avoir diné chez nous, nous fîmes visite à la Comtesse Humiecka née Rzewuska³⁶, au

³⁰ Florins.

³¹ Alojzy Fryderyk Józef von Brühl (1739-1793) – General der Kronartillerie, Diplomat.

³² Stanisław Poniatowski von Ciołek (1754-1833) – Sohn Kazimierz Poniatowskis, 1780 Mitglied des Ständigen Rats.

³³ Andrzej Mokronowski von Bogoria (1713-1784) – Marschall und Sejmabgeordneter des Warschauer Landes.

³⁴ Józef Ignacy Tadeusz Rybiński von Radwan (1745-1806) – Bischof von Kujawien, seit 1778 Sejmabgeordneter.

³⁵ Von Axt – Botschafter Preußens in Polen in den Jahren 1779-1780.

³⁶ Anna von Rzewuska Humiecka (geb. ca. 1740).

Comte Unruh³⁷ et a sa femme, mais ne fumes pas reçu. Le 29 au matin nous fîmes demander au C. Brühl quand nous pourrions passer chez lui, il nous fit répondre qu'il viendrait lui même; il arriva aussi un quart d'heure après, et nous trouva sortant du lit, il entra cependant, le Baron Löw lui prendra une lettre qu'il avait pour lui, et moi je parlai mes choses derrière un paravent [S. 10 (14v)] et paru tout à coup, c'était une scène singulier – il nous parlait de la façon la plus gracieuse; je lui donnai une lettre du Capitaine de Schrödter, il nous promit tous les services possibles, dit qu'il demanderait par qui on est présenté au Roi en l'absence de je ne sais quel marechal. Il nous conta combien ce pays est singulier et ressemble peu à tout d'autres, ce plaignit de la voracité de tous les nobles, qui abîmaient le bien de l'état pour faire leur fortunes, du désordre extrême qui en résultait – il nous dit, que pour exemple, il pourrait nous assurer, que quand il fut fait grand maitre de l'artillerie il trouva 11 canons, 32 soldats et 44 officiers; que le Roi avait beaucoup donné pour cette partie, et qu'il avait passé par ses mains plus 15 000 que le Roi avait donné pour mettre ceci en outre (je suppose qu'il parlait de florins de Pologne). Le discours tomba sur le Roi, il en dit un bien infini, qu'il l'avait beaucoup connu avant, qu'il fut Roi, qu'ils avaient même voyagé en semble – mais qu'ensuite, pour affaires de familles, ils avaient du se battre – qu'il était venu pour cette fin à Varsovie, et fut fort étonné d'entendre qu'il était candidat pour la Royauté – que ceci ne lui a jamais fait de tout [S. 11 (15)] et qu'il avait été comblé des bontés de ce Roi, dont la situation est bien désagréable en tout de choses facteurs. Il parla des affaires que tout le monde se faisait pour la diète, que personne, en ce moment, ne savait ce qu'il faisait, que l'affluence et le bagarre était extrême. Il partit en nous assurant que nous aurions bien tôt de ses nouvelles. Nous vîmes le D. Maron chez nous. Je reçu une lettre de ma Mère qui m'annonça le retour de mon beau-père de Spaa³⁸ à Berlin, et puis le mort de C. Reuss³⁹ le Grd. Marechal qui m'affligea beaucoup à cause de sa famille, surtout pour sa femme, qui se croyait encore dans l'aisance et qui se trouvera dans milles embarras. Nous fîmes quelques visites et ne fumes reçu que du Résident de Prusse⁴⁰, qui fit l'empresé à nous servir, qui parlait très éloquemment le français, et faisait un peu le petit maitre. Il a épousé la fille du jeune Tepper, banquier fameux et très riche. Rentré chez nous, Mr. Kalnaschy nous

³⁷ Aleksander Unruh (1726-1806) – königlicher Kammerherr, in den Jahren 1765-1794 Direktor der staatlichen Münze, verheiratet mit Anna Maria Wilhelmina Augusta de Berlepsch.

³⁸ Es geht höchstwahrscheinlich um Spa in Belgien – im 18. Jahrhundert war es ein Begegnungsort der europäischen Adligen.

³⁹ Heinrich IX Graf von Plauen (1711-1780) – königlicher Hofmarschall und Staatsminister Friedrich des Großen, Nachkomme der jüngeren Familienlinie von Reuss.

⁴⁰ Höchstwahrscheinlich Ludwig Heinrich von Buchholtz (1740-1811) – preußischer Diplomat, preußischer Botschafter in Warschau in den Jahren 1780-1787. 1780 war auch der besagte von Axt preußischer Botschafter.

dit, que M. Humieska nous recevait l'après diné: et qu'il y avait assemblé chez l'Ambassadeur C. Stackelberg⁴¹, nous ne savons pas si nous irons ou non; ayant à la vérité une lettre pour lui, mais ne sachant par qui nous faire présenter dans une foule telle qu'une assemblé où nous ne connaissons personne. Vers les cinqs heures nous passâmes [S. 12 (15v)] chez la Comtesse Humiecka, qui nous reçut: c'est une femme d'un certain âge, parlant beaucoup et très bien, ayant cette grande aisance du monde, de la vivacité et de l'esprit, s'exprimant plus énergiquement que correctement en français. Nous lui donnâmes une lettre de son frère le cadet le Pissaruk⁴², elle en parla comme d'un jeune étourdi et écervellé, que son frère le Marechal de la cour, avait fait ressortir du pays, pour refaire des études mal finies; qu'auprès ses affaires de divorces et d'autres, il était bon qu'il quitta la Pologne. Elle appela une petite demoiselle et nous la présenta comme fille de Rzewusky, elle avait quatre ans, et ressemblait, quoiqu'en laid, à son père. Un moment après arriva l'ambassadeur de Russie, le Cte de Stackelberg, la Comtesse alla à sa rencontre, jusque dans l'autre chambre, tout le monde se leva – et se retira un peu en arrière. Kalnaschy, qui était chez la Comtesse, me fit remarquer que l'ambassadeur ne rendait pas le salut à un Pr. Radziwil⁴³ au quel il parlait cependant; il me dit que celui-ci était cependant supportable, quoique haut; mais que Repnin⁴⁴ l'avait été cent fois davantage.

[S. 13 (16)] L'ambassadeur partit, plusieurs personnes entrèrent et sortirent, et arriva le Prince Biron⁴⁵, frère du Duc de Curlande, le même qui avait été à la Bastille pour faussé lettres de charges. Sa femme, née Poninska, était avec lui, elle est grande, bien faite et jolie; la conversation tomba sur Mme de Rogalinska⁴⁶ née Dönhoff, chaqu'un plaisantait sur ce mariage, et l'un assurait qu'elle ne pouvait pas laisser son bien à son mari. Le C. Rebinsky, Evêque de Cujavie, entra. C'est un très aimable homme, d'une jolie figure, et s'enroulant parfaitement bien. La petite Rzewuska était à une table de jeu, avec une fille de 12 à 13 ans, à jouer aux cartes; elle à quatre ans, comme je l'ai dit, et parle le

⁴¹ Otto Magnus von Stackelberg (1736-1800) – russischer Diplomat, in den Jahren 1772-1790 russischer Botschafter in Warschau und Stockholm, an der Spitze des Ständigen Rats.

⁴² Kazimierz Rzewuski von Krzywda (1750-1820) – in den Jahren 1774-1792 Kronfeldschreiber, in den Jahren 1775-1783 Kronhofmarschall.

⁴³ Höchstwahrscheinlich Karol Stanisław Onufry Radziwiłł von Trąby (1734-1790) – Woiewode von Vilnius, General-Leutnant, Starost von Lemberg.

⁴⁴ Nikołaj Wasiljewicz Repnin (1734-1801) – russischer Fürst, General-Feldmarschall und Diplomat, in den Jahren 1764-1768 russischer außerordentlicher Gesandter und Minister in Warschau, verließ die Rzeczpospolita 1769.

⁴⁵ Karol Ernest Biron von Curland (1728-1801) – Fürst von Kurland, General-Major der russischen Truppen. 1778 heiratete er Apollonia Ponińska.

⁴⁶ Konstancja Rogalińska Dönhoff (1717-1791) – in der Ehe mit Fürsten Janusz Aleksander Sanguszko (1712-1775) dem Hofmarschall von Litauen. Seit April 1780 in zweiter Ehe mit Józef Rogaliński (gest. 1820).

français, l'allemand et le polonais – et joue aux cartes. Je passai chez la Pr. Grande Marechalle⁴⁷, elle me fit dire qu'elle s'habillait. De retour chez nous, nous trouvâmes un billet du Cte Brühl, où il marquait qu'il voulait nous venir prendre pour passer chez le Grand Marechal Prince Lubomirsky⁴⁸, et pour dîner le lendemain chez lui. Auprès d'un bon feu de cheminée, avec une douzaine de tasses de thé, nous finîmes nôtre journée.

[S. 14 (16v)] Le 30 Le Comte Brühl vint nous prendre, nous allâmes chez le Grand Marechal; sa maison est belle, il fallu passer quelques antichambres, une grande salle⁴⁹ orné en tableaux; toutes remplies de monde, nous entrâmes dans la chambre de Prince Lubomirsky, il était entouré d'une vingtaine de personnes, beaucoup de cordons; il se leva de la table à écrire, nous parla peu – parla ensuite Polognais au Cte Brühl, nous reconduisit ensuite jusque dans la salle, en me disant des choses obligeantes sur ma famille, avec la quelle il est allié, que nous étions polonais, etc. C'est un homme d'une belle figure, qui a l'air seigneur, et qui l'est effectivement, par sa naissance et sa charge; du temps de la diète il a la juridiction suprême, et les nonces ont des droits extrêmes – celui qui ose en toucher un, perd la main, celui qui en blesse, perd la tête. Le Comte me dit, que les Russes venaient de recevoir ordre de quitter la Pologne, qu'il avait demandé au Prince G. Marechal, s'il le croit – oui, lui dit-il, car depuis trois jours le Roi est de mauvais humeur. C'est un homme rempli d'esprit, me dit-il, très capable et entendu, mais faux et méchant l'on ne peut davantage. Nous passâmes chez le Comte Branicky⁵⁰, Grand General, le Cte Brühl nous mena dans sa petite maison, par une aile du palais; c'est le C. Brühl qui l'a arrangé; elle est charmante, et d'un goût exquis; deux antichambres, à la droite de l'une la chambre à dîner, orné en bas reliefs, un beau buffet, et ornement antiques au plafond comme dans toutes les autres chambres, et tous distribués avec richesse et goût, sans être surchargé. À gauche une petite chambre, [S. 15 (17)] puis la chambre à couché, qui était avec des pilastres, en bandes, en arabesques; le trumeau de même en arabesque, et tous les ornements conforme. D'ici l'on passe dans un cabinet. J'espère voir cette maison plus à mon aise et veux cesser d'en parler. Le G. General nous avait fait prier d'attendre, il partit accompagné de quelques cordons, et de plusieurs moustaches polonaises; c'est une belle figure, il est aimable et s'énonce bien, parla

⁴⁷ Izabela Lubomirska (1733 bzw. 1736-1816).

⁴⁸ Stanisław Lubomirski von Szreniawa ohne Kreuz (gest. 1783) – Großmarschall, Mitglied der Kronschatzkommission, 1780 Mitglied des Ständigen Rats.

⁴⁹ Im Zusammenhang mit dem semantischen Unterschied wurde die unrichtige Rechtschreibung des Subjektivs „sale“ mit der heutigen Rechtschreibform „salle“ ersetzt.

⁵⁰ Franciszek Ksawery Branicki von Korczak (1730-1819) – Starost des Halitscher Landes, General-Leutnant der Krontruppen, in den Jahren 1774-1793 Großhetman der polnischen Krone.

assez longtemps avec nous, et, apprenant que j'étais le fils de Mme de Knyphausen, il me dit combien il était reconnaissant de toutes les attentions que ma famille lui avait témoigné à Berlin, me dit que sa maison serait la nôtre, et que ce ne serait qu'un renda de hauts qu'on avait fait pour lui. Nous parlâmes chez sa sœur, la princesse Sapieha⁵¹ – elle parle peu le français – nous trouvâmes, quoique c'était le matin, beaucoup de monde chez elle – elle nous dit, qu'elle serait charmé de nous voir chez elle souvant, mais que cela ne pourrait être qu'en quelques jours d'ici, la diète occupant trop. – Ceci paraîtrait étrange tout autre part qu'ici, où les femmes font beaucoup d'affaires, et où elles ont un influence extrême. Elle désire faire ellire son fils à une charge de Diète, je ne sais plus la quelle, et a fait vœux pendant ce temps de crise, de ne pas mettre du rouge – qu'elle belle résignation !

[S. 16 (17v)] Nous fîmes quelques visites sans être reçu, entre autre chez le Prince Adam Czartorinsky⁵², etc. Nous trouvâmes le Prince Primat⁵³, un [?]⁵⁴ au Palais de Saxe, son palais n'étant point achevé. Il a été Ulhan, et portant la pique dans l'arrière saison, il trouva que ce métier exposait plus au froid que l'église, il puis se parti, est primat, et jouit de 800 000 fl de P⁵⁵ de rente. Il aime beaucoup à bâtir, ce qu'il nous dit au plus vite en mauvais français, et voulu que nous nommions un jour pour diner chez lui; – cela finit par n'y être pas invité; il a de mauvaises façon et sent encore un peu la pique. Nous parlâmes au pallais du Prince Palatin de Russie Czartorinsky⁵⁶, y voir sa fille la Grande Marechalle qui depuis longtemps ne vit plus avec le Prince Lubomirsky, et qui, comme le dit la Chronique Scandaleuse, était plus aimée de son père que fille ne doit, ou ne peut être. J'avais vu le P.G. Marechalle, il y a 12 ans pour le moins, elle était très grande et pincée en ce temps – je retrouvé une femme qui avait vingt ans de moins, toute petite maitresse qui avait des vivacités, des elleins de gaieté – lorsqu'elle aprît de qui j'étais fils, elle témoigna, par un saut de dessus sa chaise longue, le plaisir qu'elle avait, d'avoir des nouvelles de ma Mère, se jetta en louanges et remerciements des amitiés qu'elle en avait [S. 17 (18)] reçu et me dit, qu'elle me devait beaucoup pour payer une partie de ses

⁵¹ Elżbieta von Branicka Sapieżyna (1734-1800) – Frau des Woiewoden von Mszislau, Freundin Stanislaus August Poniatowskis. Sie nahm an den Vorbereitungen der Landtage und des Sejms und aktiv an den Sejmbesprechungen teil.

⁵² Adam Kazimierz Czartoryski (1734-1823).

⁵³ Antoni Kazimierz Ostrowski von Grzymala (1713-1784) – in den Jahren 1777-1784 Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen.

⁵⁴ Eine Leerstelle im Originaltext.

⁵⁵ Florins de Pologne.

⁵⁶ August Aleksander Czartoryski (1697-1782) – russischer Woiewode, in den Jahren 1729-1782 Oberleutnant-Kommandant des Infanterieregiments.

dettes envers ma Mère. Nous y retrouvâmes la Pr. de Courlande⁵⁷: son appartement était joli – quelques tableaux ornaient la chambre; un serin y voltigeait en faisant le mutin avec tout le monde, et se donnant des airs et des grâces aussi enfantines que la Maitresse, l'on prétendait cependant que le canari était plus jeune qu'elle. Le C. Brühl nous quitta, nous allâmes voir un C. Unruh, qui a une charge à la Monnaie, sa femme est une Berlepsch, je les avais vu à Berlin, mais peu – il me parut comme disait feu Mitchel, bon enfant, pauvre espèce.

A Diné chez le C. Brühl, nous trouvâmes sa femme, une Pototzka⁵⁸, jeune, jolie et aimable; ils ne sont marié que depuis six semaines. Il y avait deux des frères de la Comtesse, jeunes encore; Madame de Schapska ⁵⁹, connaissance de ma Mère, le Comte de Prebentowsky⁶⁰, encore un ami de ma Mère – un Comte Chavanne⁶¹, fameux par le procès malheureux des refusé, qui est Chambellan du Roi de P. et vient de faire son service à présent et un Capitaine Folino⁶², de l'artillerie. Nôtre diné, à table ronde (où il ne parut sur table que la soupe, et ensuite le dessert, tout étant présenté) fut très gaie, la Comtesse et Mme de Schapska l'étaient, et le C. Brühl paraît l'être toujours. La parla du Sieur Caillastro qui [S. 18 (18v)] avait fait beaucoup de bruit ici, voulant duper tout le monde, les uns par la médecine, les autres par des esprits qu'ils faisait voir; il fut enfin forcé de partir, après des propositions qu'il avait fait à une jeune fille, pour lui faire voir des esprits, et même lui en faire. L'on tomba sur Schröpfer⁶³, et sa secte, le Comte Brühl rejetta toutes ses visions, mais raconta deux faits singuliers. L'un, de son père, le fameux Brühl, qui, étant très mal et ayant plusieurs personnes auprès de lui, dont le Comte était l'un, et il nous en nomma plusieurs autres encore; son père tout à coup ôta son bonnet et donna le bonjour au fourier de la cour en l'appellant par son nom, et priant qu'on lui fasse donner une chaise – les enfants, et les autres, croiant que c'était un accès de transport; ne voyant personne – le père demanda au fourier, pourquoi, il était en noir – et pourquoi il partait – en le priant de rester et disant de courir après lui – l'on connut, l'on demanda, et il n'avait pas paru dans la maison – le père demanda si sérieusement personne n'avait vu

⁵⁷ Anna Charlotte Dorothea von Medem (1761-1821) – Herzogin von Kurland und Semgallen, in der Ehe mit Peter von Biron (1724-1800).

⁵⁸ Marianna Potocka (gest. 1782) – seit 1780 in der Ehe mit Friedrich Alois Brühl, Schwester seiner ehemaligen Frau Marianna Klementyna Potocka (gest. 1779).

⁵⁹ Czapska.

⁶⁰ Ignacy Franciszek Przebendowski von Kuna (1730-1791) – Woiewode von Pommerellen, in den Jahren 1779-1783 Krakauer Generalstarost, Mitglied des Ständigen Rats.

⁶¹ Olivier Larguier de Chavannes (1745-post 1808).

⁶² Bartłomiej Folino (1730-1808) – Kapitän des Korps der polnischen Kronartillerie in Warschau.

⁶³ Johann Georg Schröpfer (1730-1774) – deutscher Zauberkünstler, Freimaurer und Okkultist, einer der Pioniere der öffentlichen Séance-Unterhaltung.

le fourier – l'on lui assura qu'il n'y avait pas été – il se mit sur cela à pleurer près d'un quart d'heure, [S. 19 (19)] se leva, pria le monde et les enfants de se retirer, et se mit à écrire jusqu'au soir, où il parut plus tranquille, et se recoucha. Peu de jours après le Roi mourut – le C. Brühl craignit d'annoncer cette nouvelle à son père – lui dit que le Roi était malade – celui-ci le fixa, et lui demanda s'il n'était pas mort – il lui dit que oui – Eh, bien dit-il ouvrez ce tiroir, vous y trouverez les lettres pour tout les Magnés et tout ce qui est nécessaire à l'Ellecteur, allez les lui apporter. Le second fait est que plusieurs sentinelles prétendirent avoir vu la femme blanche aux châteaux, et qu'elle leur avait dit de faire rapport de son apparition, pour que le Roi l'apprenne. L'on fit arrêter les visionnaires, dont il y en eut un qui tomba malade – l'on promit des coups à ceux qui auraient des visions – et quatre jours après, le Roi mourut d'un coup d'apoplexie, n'ayant pas été malade auparavant. Il conta encore de son père un fait connu; il avait coutume d'aller à certaine heure faire un partie d'ombre auprès d'un poêle au palais; ce jour-là, il retarda de plus d'une demie heure; disant, *l'on me prépare quelque chose, mais je l'échappera* – puis, regardant à la montre – *à présent il est tant, le coup est parti* – arrivant dans cette salle, il se tourne que le poêle a sauté, par [S. 20 (19v)] une mine, et que la table de jeu, préparée pour le ministre est en mille pièces.

L'un parla de son vieux valet de chambre qui a plus de 70 ans, il nous en conta, qu'il y a un an, que cet homme fit à cheval une course de 12 milles, et qu'ensuite, il alla à pied avec le flambeau à la main, 7 autres milles encore, devant la voiture du Comte qui devait rentrer vite en ville. À l'âge de 24 ans ce même homme ayant été attaqué du haut mal, but du sang humain, d'une femme décapitée – l'on le fit traîner ensuite par des gens à cheval allant brides abattues; il prit 12 accès de son mal, de suite, mais en fut guéri. Sa chemise se conserve, à Dresde, elle est rougie du sang sorti de tous les parts. L'un parla de la Princesse de Nassau⁶⁴, qui après avoir en 5 ans un Pr. Sangusko, se trouva encore pucelle, en épousant à présent ce Pr. Nassau. L'ambassadeur de Russie, avait dit à ce sujet, que ce Sangusko était fait pour aventures bizarres – *il se sépare de sa femme et la laisse pucelle, en épouse une autre et lui fait un enfant 6 mois trop tôt*, dit-il.

Nous vîmes la maison du Comte, c'est à dire l'arsenal, qu'il fait arranger en ce moment; l'appartement est grand, très joli, et surtout, d'un [S. 21 (20)] goût infini – les détails sont charmants, presque toutes les moulures sont d'une pâte qu'on fait à présent à Varsovie, qui imite tous les ornements en stucs et dont on se sent très avantageusement dans toutes les nouvelles maisons. Je laisse encore du temps avant de

⁶⁴ Karolina Gozdzka (1751-1807) – in den Jahren 1773-1778 in der Ehe mit Jan Modest Sanguszko-Kowelski (1749-1806). 1780 heiratete sie Carl von Nassau-Siegen (1745-1808).

parler des tableaux de cette Hôtel, dont il y en a de beaux. Nous descendîmes avec le Comte, chez un jeune peintre qu'il a chez lui – il se nomme Shiffner⁶⁵, est écolier de Schöneau⁶⁶, sort de sa manière – travaille plutôt en celle de Ditrich, et deviendra bon – il montre un grand talent naissant et réussit en paysage. De là nous allâmes voir le Capitaine Folino, demeurant aussi à l'arsenal; qui a beaucoup de talent pour le dessin, et grave assez bien, quoiqu'il ne se ressemble pas toujours. Son chef d'œuvre est un dessin de Roi de P. en pied – qui est à la craye noire et de haute beauté – d'un achevé extrême ; Il nous donna l'estampe du Roi, qui est dure, et celle du C. Brühl qui est mieux. Nous trouvâmes ensuite chez la Comtesse la C. Unruhe⁶⁷ que j'avais vu à Berlin – et fîmes la connaissance de Mr. de Königfeldt à la suite de l'ambassadeur Comte de Stachelberg – nous passâmes avec le Comte chez la Grande Generale de Lithuanie Oginska⁶⁸, y [S. 22 (20v)] trouvâmes grand monde, et une belle maison, le Comte Schall, y était – nous y vîmes Mme [?]⁶⁹ qui avait été maitresse de nôtre G. Lentulus⁷⁰, et qui l'est à présent du frère du Roi, l'Evêque de Ploztkow; elle doit avoir été très joli, et est encore bien, et très aimable – la maitresse du logis voit beaucoup de monde, mais ne pu jamais nous faire une seule question. Nous passâmes la soirée chez nous.

Le 12 Octobre, nous allâmes à la cour, où le Pr. Primat avait en son audience en cérémonie, et Mr. de Tugut⁷¹ comme ministre aussi. Nous trouvâmes un monde si prodigieux, que je fus sur le point de me trouver mal; sabres, moustaches, mouches, et odeur y étaient insoutenable. Nous fumes présenté au Roi, après qu'il fut ressorti de la chapelle où il était précédé de trois officiers de la couronne, dont le Grand Marechal était le premier, à la porte, de la salle d'audience, l'on fit prêter serment à trois nouveaux sénateur, à genoux devant le Roi, entourré de ses officiers. Ce Prince a la mine bien majestueuse, douée et noble, son voix est des [S. 23 (21)] plus gracieux. Nous fîmes ensuite quelques visites sans trouver personne, et allâmes diner chez nous. À la cour nous vîmes le Prince Stanislas Poniatowskiy et lui fumes présenté, de même qu'au frère du Roi l'Evêque de Plozkw; nous trouvâmes aussi le G.

⁶⁵ Gottlieb Schiffner, genannt Bogumil (1755-1755) – sächsischer Maler, Schüler Schenaus an der Dresdener Akademie, bis 1784 in Warschau. Die Erwähnung im besagten Reisebericht beweist, dass er sich hier bereits 1780 aufhielt.

⁶⁶ Johann Eleazar Zeissig, genannt Schenau (1737-1806).

⁶⁷ Unruh.

⁶⁸ Józefa Aleksandra von Czartoryska Ogińska (1730-1798).

⁶⁹ Eine Leerstelle im Originaltext.

⁷⁰ Robert Scipio Freiherr von Lentulus (1714-1786).

⁷¹ Höchstwahrscheinlich Jan Antoni Thugutt (geb. ca. 1750).

Mochronoskiy⁷²; en sortant de la cour Mr. de Tugut y revint, chose qui parut singulière y ayant reçu audience une heure auparavant.

Nous allâmes chez la C. Humiecka, l'Evêque de Cujavie y était, il nous conta que Mr. de Tugut s'était approché du Roi par derrière, l'avait pris par le bras en lui disant – *bon jour Mr. l'Ambassadeur*, l'on peut s'imaginer sa surprise en voyant à qui il parlait. L'on dit que le Roi répondit *Je Vous demande pardon, je ne suis que le Roi*. Nous allâmes chez l'ambassadeur, il y avais eu un diné, comme tous les dimanches, et toute la ville y allait – nous trouvâmes un embarras de voiture affreux – fumes obligé, après avoir attendu un demie heure à la porte, d'entrer par une autre cour, et parvîmes à un appartement, plein comme un œuf – il y avait plus de 40 cordons dont il y en avait 15 pour le moins cordons bleu, le neveu de Roi y était – mais Mr. l'ambassadeur [S. 24 (21v)] s'était retiré; il ressortit après un quart d'heure – c'est un homme de beaucoup d'essais dit-on, il s'enroule bien et paraît en seigneur; haut envers les premiers de ce pays ci, il est poli envers tous les étrangers. Nous allâmes au spectacle. La salle est petite, mais jolie – plusieurs loges richement décorés – grand monde au partère, les loges médiocrement remplies. C'était un opéra polonais, original, le second de cette espèce – le tout peu bon – les acteurs médiocres, la musique assez indifférente. Un ballet de Novaire⁷³, les Horaces et les Curiaces – l'habillement était bien, et toute la représentation bonne, les danseurs assez bon – ayant vu ce ballet à Paris, il ne me fit que bien peu d'effet. Nous passâmes chez le Palatin de Russie. Il y a tous les soir grande assemblé chez lui, il est petit – a pour le moins 80 ans, est cependant assez conservé, et a l'air seigneur, et le ton de l'ancienne cour, et toute la politesse. Nous y vîmes son fils le Prince Adam, qui est un homme bien aimable.

Nous passâmes au château, chez le Marechal du Roi, Mr. Alexandrowitsch⁷⁴, dont la femme née Ledikofska⁷⁵ a pour Mère une Dönhoff; l'on trouve tout les soir ici grand monde, le [S. 25 (22)] Roi y est très souvant toute la soirée et ne manque guerre un seul voir d'y venir, ne avais- ce que pour un moment. Mad. d'Alexandrowitsch est grande, bien faite et jolie – un son de voix charmant; elle me parla beaucoup, de ma Mère, de Dantzig⁷⁶, etc. J'y fus présenté à Mad. de

⁷² Andrzej Mokronowski (1713-1784).

⁷³ Jean-Georges Noverre (1727-1810) – französischer Tänzer und Choreograf, Begründer der Ballette, die auf die Mythologie zurückgehen.

⁷⁴ Tomasz Walerian Aleksandrowicz (1732-1794) – polnischer Diplomat, Politiker, Übersetzer, Woiewode von Podlachien.

⁷⁵ Marcjanna Ledóchowska – in den Jahren 1777-1792 in der Ehe mit Tomasz Aleksandrowicz.

⁷⁶ Gdańsk.

Branicka⁷⁷, sœur du Roi, qui me parut aimable, c'est un grande femme d'un certain âge. Le Roi entra, et me dit de la façon du monde la plus gracieuse, qu'il me renvoie le lendemain, qu'il savait que j'avais un lettre et un paquet du Pr. Evêque de Warmie pour lui – il ajouta qu'on ne pouvait pas se plaindre en ce moment du peu de monde qu'il y avait en ville (nous étions même ici dans la plus grande presse) qu'il espérait après la diète pouvoir me voir plus souvent. Nous retournâmes chez nous, où nous passâmes la soirée. À la comédie je revis Pugnani et Viotti⁷⁸, ils me dirent combien ils étaient fêtés ici – que le Roi leur donnait logis, équipage, etc. – qu'ils étaient défrayés en tout, qu'on les admettaient en société – et qu'ils ne pouvaient assez se louer des bontés qu'on leur témoignait. Pugnani nous parla de son opéra [?]⁷⁹ qui se donnerait en trois semaines, qu'il fallait rester jusque là ici. Il nous montra Mr. Tomari – c'est un aventurier, il fut jouer, et dieu sait tout ce qu'il ne fut pas.

[S. 26 (22v)] Il est piémontais, est devenu très riche dans ce pays ci, a épousé une femme charmante, qui était danseuse, et qui vient à présent en beaucoup de maisons – nous la trouvâmes chez le Prince Palatin, elle est grande et a un port superbe. Depuis qu'elle vient chez le Palatin, il y vois moins de femmes qu'autre fois – il dit lui *je m'en moque, je me suis ennuié 50 ans avec elles, la Tomari m'amuse, et je la verrai.*

J'ai oublié de dire qu'à la cour, un jeune homme me fixa longtemps avec une attention singulière, il raprocha toujours plus – enfin il me demanda si je ne le reconnaissais pas – je l'avais vu comme enfant à Göthingue, il se souvient que je l'avais beaucoup aimé et m'en témoigna toute la reconnaissance – c'était le jeune Landzkoronskiy⁸⁰, fils du Palatin de Raslaw⁸¹; il paraît s'être formé – s'énonce bien et est une très jolie figure. Je retrouvai un C. Bistram que j'avais vu à Paris.

Le 2, Le Comte Chavanne⁸² vint chez nous, puis le capitaine Folino avec un autre Capitaine que le Comte Brühl nous ouvrait pour nous mener. Il faut que je conte ici un trait du capitaine Folino qui est trop beau pour être passé sous silence. Il était [S. 27 (23)] placé aux cadets, comme premier maître du génie, il avait desous lui un sous maître – lors des reforme, le sous maître fut renvoyé, celui-ci resta – il vint chez Folino, se plaignit d'être avec sa famille dans la misère – Folino n'avait

⁷⁷ Izabella Elżbieta von Poniatowska Branicka (1730-1808) – Schwester des Königs Stanislaus August. Seit 1748 in der Ehe mit Jan Klemens Branicki, Kastellan von Krakau.

⁷⁸ Gaetano Pugnani (1731-1798) und Giovanni Battista Viotti (1755-1824) – italienische Geigenspieler auf einer Tournee in Europa seit 1780.

⁷⁹ Eine Leerstelle im Originaltext.

⁸⁰ Jakub Lanckoroński von Zadora (1758-1825) – General-Major der Krontruppen, Sohn Franciszek Kazimierz Lanckorońskis (1723-1785), des Starosten von Rawa.

⁸¹ Rawa.

⁸² Chavannes.

rien que sa place – il alla la désigner, et dit qu’il ne connaissait personne de plus capable que le sous maître, au quel il procura sa place. Je crois avoir dit qu’il est Italien – ce trait est bien beau, et aura peu d’exemple. Le C. Brühl l’a placé dans l’artillerie, où il a l’inspection de l’arsenal si je ne me trompe.

Nous allâmes au château – le Roi alla à l’Eglise, avec le sénat et les nonces, il y avait un serment analogue à la diète – puis les nonces alleront déjeuner chez le Marechal du Roi – déjeuner copieux. Tout ceci fut très long – nous vîmes, en attendant, la nouvelle salle que l’architecte Merlin a fait, à la quelle l’on travaille encore. Elle est décorée de colonnes accouplées, en marbre jaune, plutôt brèche – la frise est de même – les ornements de l’entablement sont comme des chapiteaux, d’un achevé extrême, et tous bien choisis; ce qui m’en déplaît, est que presque tout ces ornements, comme ceux du plafond aussi, seront doré – je crains que cela ne fera pas bien – tout le [S. 28 (23v)] tour du plafond est marbré, poli, et très orné. Vis à vis de chaque fenêtre il aura une glace, et des lustres par tout. Cela sera la salle des ordres. Nous passâmes par la grande salle, où le Roi, le Senat et les nonces se réunissent – elle est simple – des chaises pour les sénateurs, des bancs en gradin pour les nonces, et un trône pour le Roi.

Nous passâmes à la salle des nonces, où ceux cis s’assemblent pour élire leur Marechal; nous fumes dans une grande tribune, il y avait plusieurs femmes, surtout se distinguait Mad. la Pr. Sapieha, qui se donnait beaucoup de mouvement pour son fils, qu’elle désire voir élire Marechal du nouveau conseil permanent – nous la vîmes se lever – elle qui est très haute – et aller à quelques moustaches, les prendre par les mains et les accabler de politesses. Il y avait quelques doubles élections de nonces, ceux cis devaient être jugés devant la diète, mais ils s’accommoderont tous – c’est à dire que l’un des élus, renonça – nous en vîmes persuader un – le C. Bruhl en persuada un autre, à force de politesses, [S. 29 (24)] et enfin, moyennant 80 Ducats et un cheval – quels gens! Souvent ce ne sont que des protestations contre des élections, et par deux nonces élus, qui causent ces intrigues, ceci était le cas ici. Après bien du temps ces Mrs. se rassemblèrent tous en uniformes, les uns des palatinats, d’autres de certains districts – ils se placent selon les palatinats, dont les armes sont sur les piliers – le Marechal de l’ancienne diète s’assoit à un bout de la salle, avec son bâton blanc à la main – tient un petit discours, et dès lors l’on va élire le nouveau Marechal – mais tout ce qui n’est pas nonce se retire. Nous apprîmes, l’après dîné, qu’un Malakowsky⁸³ avait été élu. Nous dînâmes chez la C. Humiecka – arrivâmes très tard et partîmes

⁸³ Antoni Małachowski von Nałęcz (1740-1796) – Großkronschreiber, Sejmarschall, seit 1780 Großkronsekretär.

immédiatement après, devant nous rendre chez le Roi. Nous y fumes avec le C. Brühl, mais y attendîmes longtemps; nous y fîmes la connaissance du General [?]⁸⁴ et du chambellan [?]⁸⁵; C'était dans la garde-robe du Roi, où nous vîmes 6 Hackert⁸⁶, et deux Vernet⁸⁷ – nous passâmes dans la chambre à couché, y vîmes quelques beaux bronzes fait à Varsowie, à la fonderie de l'arsenale. S'était des bustes, entre autres le père du Roi. Nous apprîmes l'aventure de Mr. de Tugut comme elle s'était parlé – Il [S. 30 (24v)] s'approche et dit au Roi – *j'ai eu l'honneur de parler à votre porte, j'espère que vous aures trouvé mon billet – à ma porte vous vous trompez Mr. – Je na parle donc pas à Mr. l'ambassadeur? – Non Mr.* le voilà lui dit le Roi. De Tugut s'en va, approche de l'ambassadeur et lui repette la même phrase – celui ci lui répond et lui dit en même temps que le Roi y est, et que c'était à lui qu'il venait de parler – sur ceci il fut assez embarrassé, point autant cependant qu'on aurait du le croire et alla faire des excuses au Roi.

Nous entrâmes, je remis ma lettre, le Roi questionna le Br. Löw sur l'ordre de Fridberg – nous ouvrîmes la caisse de l'Evêque de Warmie, et nous détaillâmes ce qu'il y avait, c'était une urne trouvé en Prusse. Il nous fit combien il était fâché de ne pouvoir nous voir plus souvent et à son aise, et dit au C. Brühl, *ayez bien soin en attendant de ces Mrs, je vous les recommande.* Ceci était très gracieux, mais fort inutile, étant impossible qu'on fasse plus pour personne que le Comte n'en avait déjà [S. 31 (25)] fait pour nous – les attentions et politesses surpassent tous ce qu'on pourrait en dire – je n'ai vu personne être plus serviable, et plus utile, et faisant semblant de ne rien faire du tout pour nous, et cela au moment de la diète où il était très occupé lui même.

Nous allâmes au spectacle, y vîmes la C. Brühl et Md. de Schapska⁸⁸, et plusieurs jolies femmes – c'était un opéra italien – nous n'entendîmes presque rien de la musique. Nous allâmes à l'assemblée du Castellan de Cracovie, un Pr. Lubomirsky⁸⁹, la maison, ou du moins l'appartement petit – il y avait de bien jolies femmes – nous y fumes présenté au Prince Poninsky⁹⁰ et à sa femme qui est très jolie. Nous nous retirâmes à 9 heures et demi chez nous. Le 3 nous allâmes de nouveau au Château, pour y voir la jonction des deux chambre; l'on devait commencer à 8 heures, nous arrivâmes à 11 et attendîmes jusqu'à

⁸⁴ Eine Leerstelle im Originaltext.

⁸⁵ Eine Leerstelle im Originaltext.

⁸⁶ Jakob Philipp Hackert (1737-1807) – deutscher klassizistischer Landschaftsmaler.

⁸⁷ Claude Joseph Vernet (1714-1789) – französischer klassizistischer Marinist, Landschaftsmaler und Kupferstecher.

⁸⁸ Czapska.

⁸⁹ Antoni Lubomirski von Szreniawa ohne Kreuz (1718-1782) – in den Jahren 1779-1782 Castellan von Krakau.

⁹⁰ Poniński, höchstwahrscheinlich Adam (1732-1798) oder Kalikst (1753-1817).

12 heures et demi avant que le Roi entra à la chambre du Senat – il parut – et le Senat se plaça sur les fauteuilles devant les bancs préparés pour les nonces. Les officiers de la Couronne entouraient le trône et firent faire silence. Les députés de la sale des nonces vinrent annoncer l'ellection de leur Marechall, [S. 32 (25v)] l'on choisit une députation du Senat accompagné de quelques officiers de la couronne pour complimenter la chambre base. En attendant leur retour l'on ne fit rien, au sénat, ce qui fut une pause très longue. Le sénat est composé du primas et des Evêques, des Palatins, Castellans, et d'un ou deux starostes; et de 16 conseiller du Roi. Le Castellan de Cracovie se trouve être le premier sénateur séculier du Royaume. Les députés rentrèrent – j'ai oublié de dire que ceux de la chambre de nonces, baisèrent la main au Roi. Sur ceci, l'on permit au nouveau Marechal d'entrer, à la tête des nonces – il fint un discours, puis s'aprocha pour baiser la main du Roi, le secrétaire du Roi cria ensuite à chaque Palatinat ou district, d'avancer et ils en firent autant. Ils étaient vêtu de leurs uniformes, tout à la polonaise qu'à la française, ce qui ferait un beau coup d'œil. Ceci finit, le vice Chancelier tint un discours, et l'on partit. Les nonces, en prenant place, eurent une dispute, l'on appella le G. Marechal, pour les arranger, il y en avait, qui occupaient des places appartenant à d'autre – l'autre y fut mis d'abord.

[S. 33 (26)] Nous dinâmes chez le Comte Brühl – il nous conta un trait qui fait bien honneur à Nôtre G. Möhlendorf⁹¹ – dans la guerre de 7 ans, à la mont du C. Brühl l'on demandait 24 000 écus de sa Seigneurie en Luzace⁹² pour contribution prussienne. Le jeune Cte n'ayant pu l'arranger d'abord, écrivît à ce General, de lui procurer du répit et qu'il payerait en peu ses lettres de charges . Möhlendorf lui répond – *L'on voit que Vous ne connaissez pas nôtre façon d'agir, nous nous ne donnons répit à personne; j'ai été assez teneur pour avoir de l'argent comptant, j'ai payé vos lettres de charges, vous me rembourserez quand vous pourriez.* Il trouva ses lettres de charges déchirés dans la lettre; ce trait ressemble bien à la façon noble de penser, du Generale.

Nous vîmes le magazin de marchandises anglaises – il est très bien fourni – allâmes à la comédie – où nous vîmes un ballet , le Fèstin de Pierre, qui est très bien fait et dessiné – la composition d'un jeune homme de l'orchestre est charmante. Il y a deux dancurs et danceuses qui sont assez bons – la Valentin se présente bien, exécute parfaitement ses pas, et la jeune, qui est allemande est bien pour les pieds, le haut pas [S. 34 (26v)] bon : un bouffon, bon sauteur, est très plaisant dans ses contorsions. L'habillement est bien, et toute la mise de même, et cela n'a

⁹¹ Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf (1724-1816) – preußischer Feldmarschall seit 1793, zeichnete sich besonders im siebenjährigen Krieg aus.

⁹² Lusace = Łużyce.

pas l'air aussi pauvre, comme l'ordinaire dans des spectacles d'entreprise.

Nous allâmes au Château chez Mme d'Alexandrowitsch – il y avait une cohue – j'y remis mes lettres au Pr. Stanislas – le Pr. General nous y dit des choses très obligeantes sur ce qu'il était empêché de nous faire politesse – Mme de Sapieha de même. Nous partîmes à 10 heures passé – le Roi n'y était point encore.

Le 4 Le Comte Brühl vint nous chercher à cheval, à 9 heures du matin, il montait un cheval ucraine⁹³ charmant, me donna un grand cheval polonais, et au Br. Löw un grand anglais. Nous allâmes voir un Château du Roi, au bout d'un faubourg de la ville – nous allâmes longtemps par les faubourg où il y a dimances jardins. Nous passâmes près du jardin du Pr. Stanislas, qui est sur le penchant d'une coline, et delà nous découvrîmes, tout d'un coup, la plus belle vue possible, sur la Vistule etc. Nous arrivâmes en bas dans la pleine, qui était couverte [S. 35 (27)] autre fois, d'un beau bois – à présent il est coupé en partie. Nous laissâmes sur la droite le Château qui est sur la montagne, dans la plus belle position possible, nous arrivâmes à un rond, coupé de 8 allées, où chaque percée, fait un coup d'œil charmant. Au bout de l'une nous mîmes pied à terre. C'était sur une chaussée, entre deux canaux, au dessus des deux ponts le Roi a fait élever quelques piliers extrêmement lourds, qui contiennent un plancher couvert à la chinoise, où l'un monte par quatres escalier. Le haut est faux grand; sans rime et sans raison; sans effet et sans agrément. La chaussée est bouclé de deux berceaux d'accia, un milieu est un chemin séparé des berceaux par une bande de fleur, l'effet de ceci est très joli. L'on arrive au bout des canaux, qui forment un bassin, dans la quel est l'isle où se trouve l'habitation du Roi, nommée le bain – la Gentzin⁹⁴. Cette maisonette fut bâtie par Jean Sobiesky, par des Architectes et sculpteurs Italiens. L'on en a conserve plusieurs morceaux, entre autre, l'ancien vestibule et la sale du bain, qui est au milieu de la maison, en dôme, éclairé [S. 36 (27v)] par en haut, le haut en roccaille. Le bas n'est pas grand chose – tout étant dans l'ancien goût – mais le Roi y a ajouté un entresol, en pratiquent deux petit escaliers, très étroits, mais commode. L'on passe par une garde-robe, puis dans la chambre à couchée, le lits et les textures sont d'un beau pékin bleu et blanc, le tout orné de tableaux – l'on y trouve deux portraits de l'Impératrice de Russie, l'un en Minerve, et l'autre Diane, qui sont ceux que le Roi avait toujours auprès de son lits avant d'être Roi. Une demie figure de Rembrandt, et plusieurs morceaux [?]⁹⁵. Une belle cheminée et de jolis bronzes sur la cheminée.

⁹³ D'Ukraine.

⁹⁴ Łazienki-Park.

⁹⁵ Unlesbar.

Quelques chambres en desseins et tableaux et le cabinet de travail du Roi, fort orné en glaces, avec quelques portraits de jolies femmes – de grandes tables de travail, et ce qu’il y a de plus jolis et singulier, est un grand tableau fait à la Chine, représentant Pékin, cette peinture est appliquée contre le mur, ou plus tôt sur le mur, et un verni passé dessus – y fait l’effet d’une glace, ce cabinet est grand, et très joli – les sonnettes du Roi, pour le Chambellan, le Secrétaire, valet de Chambre etc. y sont auprès de la table.

[S. 37 (28)] Il y a encore quelques dégagements. Le Roi y demeure tout seul dans cette jolie maison, il y voit du monde, comme particulier. Il y a des ponts, couvert de petits baldaquins, et des gondoles couvertes, pour les quels l’on y arrive. Sur un des canaux, en face de la maison, est un beau pont de pierre. De l’autre côté de la maison l’ouverture est charmante, c’est une place entourée du canal, apuîé contre le bois des deux côtés, et en face trois percées dont l’une à une rue sur une campagne éloignée, l’autre sur un village, et celle en face sur un pont chinois, traversent le canal; l’effet de ceci est charmant. Nous passâmes à une autre maison, bâtie pour une belle sœur de Roi⁹⁶, la neuve du général au service l’Autriche. Cette maison est singulière pour l’architecture – elle est joliment décorée en dedans – cependant rien de bien particulier. Nous traversâmes un bois où il y avait en des hermitages, des volières et des cabinets rustiques en tout genres – le tout avait déperit, depuis que la Princesse Poniatowska n’y vient plus: elle est auprès de son frère en Bohême le Pr. Kinsky. Nous traversâmes une partie du bois, où il y a des sentiers aquealles et arrivâmes à une auberge, au quinquette, où l’on fait des piquenics; il y a une belle salle [S. 38 (28v)] quelques chambres; nous y prîmes le café et allâmes à la Maison Blanche, que le Roi a fait bâtir pour sa sœur Mme de Cracovie⁹⁷; l’on voit d’ici la Gentzky⁹⁸ au bout d’un canal qui y menne. La maison n’est pas grande, mais charmante; la première salle est peinte sur le mur, tout en arabesque de couleur, d’après Raphael, et très bien exécuté – les bordures des glaces tout de même. Dans une niche, Venus de Médicis en marbre, très bien faite, par Le Brun, plusieurs bronzes et vases très beau – c’est une pièce charmante. De là l’on passe dans une autre chambre, dans chaque pan, est un tableau chinois appliqué sur le mur, sous verni, l’effet en est très gai; les meubles y sont charmant, quatre vases de porcelaine montées en bronzes, pour poser des bougies de côté et y placer des fleurs, sont joliment faits et bien inventé; il y a des corbeilles chinoises et quelques belles pagodes. Puis la chambre à coucher, qui est peinte en oiseaux, le tout très bien fait – à côté un petit

⁹⁶ Maria Teresa von Kinsky von Weichnitz und Tettau (1736-1806) – seit 1761 in der Ehe mit Andrzej Poniatowski (1734-1773).

⁹⁷ Izabella Elżbieta von Poniatowska Branicka (1730-1808).

⁹⁸ Łazienki-Park.

cabinet peint en vues de Vernet, avec des sofas riches. Derrière ceci des garde-robes et dégagements: Le tout d'une propreté charmante. Le haut est en mezzanines [S. 39 (29)] pour loger du monde – ce sont de petits appartements bien arrangé – presque toutes en blanc, avec des estampes, et rien qu'une bordure très légère en fleurs, faisant le haut, et des chambres, et des estampes. Nous quittâmes ce séjour délicieux pour aller au grand château, nous montâmes par une coupe faite dans la montagne, qui va entraîner la chute d'une chapelle qui est proche. Ce château nommé [?] ⁹⁹ est sur une hauteur dont la vue est de toute beauté, il domine la ville, les faux bourgs et la campagne et la Vistule – le dedans est comme le dehors – un assemblage de choses dont l'on ne sait que faire. L'on y travaille depuis longtemps, mais il paraît qu'il n'y a encore aucun projet arrêté – il y a une salle et une galerie presque faite – l'on trouve quantité de modèles pour ce palais – si l'on les exécute la chose deviendra très grande. L'on y trouve beaucoup de tableaux mais jetté dans des garde-meubles, et même dans des chambres où les ouvriers travaillent. Il y avait une chambre remplie de tableaux rendu par l'Evêque de Warmie. En quittant ce château, nous passâmes les grilles des jardins du prince Chambellan, frère du Roi – et nous en vîmes même une [S. 40 (29v)] partie, ce sont trois jardins séparés – celui où nous fumes, est le premier qu'il a arrangé – aussi commence-t-il à le négliger – c'est un amas de choses, sans ordre et sans le moindre objet. Nous entrâmes dans une cour, où était d'un côté des terres à perte de vue, presque toutes en annanas, de l'autre une église Gothique ruinée, un gazon entre deux où se trouvait quelques cabanes, des tas de foin, un colombier, la maison du marguillier. Une plantation d'arbres menait jusqu'à une montagne en collimaçon, qui est couverte de vigne. L'architecte dont le Prince se sert est un Saxon nommé Zug. C'est un garçon plein de talent, surtout dans la décoration. L'on nous ouvrit l'église et nous y trouvâmes un théâtre charmant – avec des gradins à l'antiques, et au dessus un second étage de gradins, très lardé, et bien exécuté. La maison de marguillier est une chambre avec quelques tableaux de la Chine, en ivoire, puis vient un petit cabinet en rotonde éclairé par en [S. 41 (30)] haut, avec deux petites niches. Le tas de foin, est une petite chambre dont les murs sont décorés de morceaux carrés de Fayence, où il se trouve sur un fond bleu, un rond où il y a un paysage de couleur – l'effet de ceci est très drôle – il y a encore quelques petits réduits tous différents – puis l'on vient à une pièce d'eau, terminée par une belle ruine; l'on passe quelques ponts très rustiques, fait en branche, et trônes d'arbres, l'on vient à un cabinet ouvert en face, couverts de joncs, dont le fond est une glace, l'effet en est très joli. L'on passe auprès d'une maison, pour aller à la ruine, l'on passe un petit ruisseau formant quelques cascades, et dans la ruine nous trouvons un

⁹⁹ Eine Leerstelle im Originaltext.

petit salon rond éclairé d'une seule fenêtre avec des colonnes autour, et des sujets d'histoires en grisaille. Ce salon est très joli et mène à un salon de concert, rond encore, mais éclairé quoique d'en haut par les cotés, à travers des transparents. Il y a des niches pour les sofas, les moulures et ornements sont charmants. La musique se place derrière les [?]¹⁰⁰.

[S. 42 (30v)] Nous passâmes une partie du jardin potager – dont les compartiments sont bordés d'arbres fruitiers, une partie immanse est couverte d'asperges, une autre de fraises, et ceci bordé en fleurs. L'on voit une cour, un salon élevé entre deux portes cochères la termine, deux ailes vont vers le jardin; l'une contient l'orangerie et des offices – l'autre est l'habitation. L'on passe quelques chambres, joliment meublés et l'on arrive à la salle du bal; il n'y a des fenêtres qu'au haut d'une galerie, au bout de la salle sont quelques marches qui mènent à un grand sofa d'où l'on voit toute la salle à son aise. L'on passe par une porte, comme dans une route, dessous ce lien enligné, et l'on entre dans un petit salon à quatre niches – le salon est encore une coupole, soutenue par des amours qui entrelacent des guirlandes, deux des niches sont éclairés par de demi-douces, et la porte et un sofa font les deux autres niches – tous les bas reliefs et ornements de ce cabinet sont voluptueux; tout effet est aussi gracieux que possible.

[S. 43 (31)] Il est aussi éclairé par des transparents. L'on passe par quelques réduits dans la salle à manger, orné de tableaux qu'on ne pu voir qu'en passant. Puis quelques cabinets – une salle, encore éclairée par le haut, où il y avait un poêle charmant, dont le bas était en fer orné de bronze et d'or moulu, forment le pied d'estal à un groupe d'enfants fait de terre cuite et bronze. Nous passâmes une jolie volière en péristyle, d'après les temples de Vestes. Ceci est une partie, de ce que je compte déduire de ces lieux, où le goût est mêlé à la bigarrure la plus singulière. Nous dînâmes, tout bûté, chez le C. Brühl, et y vîmes le Prince Stanislas l'après dîné; nous découvrîmes à la Comtesse le talent de la peinture, elle nous montra une miniature faite de grande manière. Le C. nous montra un paysage du Titien, tableau esquisse, qui est très connu. Le tableau devait aller en Espagne et a péri – il est sans figures. Nous vîmes au spectacle un nouveau ballet, la venue du Malabar – il était très mauvais. Et chez l'ambassadeur un monde prodigieux. Il y eut bal, et soupé à trois tables très bien servies; la salle à manger, où était le bal, est nouvellement décoré, et l'est [S. 44 (31v)] assez bien, mais un peu chargée. L'on dansa beaucoup de polonaises, le Roi y était, il dance

¹⁰⁰ Unlesbar.

bien cette dance. J'y vit, Mad. Rutnizka¹⁰¹ qui était la maitresse de Mr. de Berizky¹⁰². Je me retiré à minuit, au moment qu'on se mit à table.

Le 5 nous vîmes le matin un grand magasin de voitures, c'est un homme qui en a éttabli la fabrique ici – il y en avait pour le moins 12 complètement achevé, sans celles qui étaient rendues au point entièrement prettes. Il travaille bien, mais le verni et la dorure ne sont pas bonnes, et le haut très lourd – les coupes à l'anglaises. Nous passâmes chez un homme fameux pour les selles de baleines, qui sont très bien faites – j'en payé une, avec étriers et courroies. Le 9 nous dinâmes chez l'Evêque de Cujavie – la maison est jolie – toute meublée à la française, en satin dessiné à grand bouquets – nous y vîmes beaucoup de monde; allâmes chercher le C. Brühl, qui nous fit faire des visites – nous ne fumes reçu que chez la Princesse de Volinie¹⁰³, Sangusko¹⁰⁴, femme charmante et jolie. Nous y [S. 45 (32)] trouvâmes un cercle de joli femmes – la princesse Radziwil née Thurn¹⁰⁵, y vint, l'on conta, à l'oreille, que le soir d'auparavent en valçant chez l'ambassadeur, elle avait eu le malheur de marquer sa route partout en perdant [?]¹⁰⁶

Nous trouvâmes la Pr. March. Lubomirska¹⁰⁷, que le Roi a eu jadis – femme jolie et aimable, mais dont le ton est leste, elle ne manque pas d'esprit, mais le cherche aussi. Le soir, le ballet de Telemagne, qui est très joli.

Le 6 le matin, je fis partir mes chevaux pour D.¹⁰⁸, puis nous allâmes à la diète, et fumes placé derrière le trône, nous ne trouvâmes pas la scène intéressante – c'étaient les nonces qui remettaient leur listes dans les vases. Nous dinâmes chez l'ambassadeur, y vîmes une belle vaisselle. Le nonce M. de Tugut, et tout ce qui forme le corps diplomatique, y était l'auditeur du nonce, me demanda si je n'avais pas été fâché de ne pas trouver de la bierre en Italie – je lui dis que je n'en avait pas cherché et lui demandé s'il croiait qu'il faille que j'en boive étant allemand. Nous ne nous parlâmes plus.

[S. 46 (32v)] Nous allâmes au château, et y vîmes l'habillement du Roi, du jour qu'il avait été enlevé – il est vrai qu'il fut traité indignement. Dans l'antichambre nous vîmes les deux beaux Vernet

¹⁰¹ Rudnicka.

¹⁰² Berski?

¹⁰³ Wolhynien.

¹⁰⁴ Anna Ursyn-Pruszyńska von Rawicz (ca. 1754-1816) – seit 1779 in der Ehe mit Hieronim Jan Sanguszko-Kowelski, Woiewoden von Wolhynien.

¹⁰⁵ Sophia Dorothea von Thurn und Taxis (1758-1800) – deutsche Prinzessin, seit 1775 in der Ehe mit Hieronim Wincenty Radziwilł (1759-1786).

¹⁰⁶ Eine Leerstelle im Originaltext.

¹⁰⁷ Izabela von Czartoryska Lubomirska (1736-1816).

¹⁰⁸ Es geht höchstwahrscheinlich um Dönhoffstadt.

dont j'ai déjà fait mention; le levé du soleil et un clair de lune, tous deux de grande beauté, 8 Hackert, dont plusieurs, quoique jolis de couleurs, étaient encore un peu dure; les deux grands sont superbes pour le dessein, le feuillage et le ton. Dans la chambre à écrire du Roi, nous ne vîmes que quantités de mignatures, dont la plus part étaient des femmes qu'il avait aimé. Nous passâmes par un corridor, dans une autre grande chambre, pleine de tableaux – il faisait sombre, nous ne pûmes les distinguer, il parut qu'il n'y avait rien de bien beau. Un buste en marbre, de Voltaire, bien traité; et le modèle de la grande salle qui doit être bâtie pour le conseil – si la chose s'exécute, elle sera très belle – elle est ovale, avec des gradins, entouré d'une colonnade, entre la quelle l'on [S. 47 (33)] voit les statues des personnes illustres du pays – je crains bien que l'on ne songe pas à l'exécution. A côté il y a un cabinet éclairé d'une fenêtre, tout couvert de tableaux – nous y vîmes deux Hackert, l'un le lac de Nemi, répétition du tableau que je possède de ce maître. Nous vîmes deux Roberts, et autres morceaux, dont il y en avait de beaux. Nous allâmes à la comédie, puis souper chez le C. Brühl.

Le 7 Nous allâmes voir un magasin bien fourni de marchandises françaises, où il y avait exactement tout ce qu'il est possible de désirer; mais faut choisir; Nous dinâmes chez nous – et je ne sortis plus.

Le 8 le C. Brühl vint nous trouver avant 9 heures, nous allâmes en voiture ouverte à 6 chevaux blancs, d'Ukraine¹⁰⁹, menés par un seul portillon, à Mocotow¹¹⁰, maison de la Grande Marechalle. Son nom était Mon Coteau, mais il a été corrompu, et l'on l'a polonisé. Nous entrâmes par une tour gothique – vîmes à gauche la ménagerie; toutes sortes de bêtes aquatiques pour la plupart, très bien logés [S. 48 (33v)] dans des maisons séparées. Nous descendîmes à la maison, l'entrée est une rampe en grotesque, faite de pierre de tuf, dont la carrière est près de Cracovie – elle est de Zug et cache une partie de la maison, qui est d'un autre architecte. La première salle est en glaces, mais petits carreaux cachés sous des branches de fleurs les détails du meuble, qui est riche, des ornements, vases, bras, etc. est beau. La chambre à coucher, en taftas blancs peint en guirlandes de fleurs, est élégante, les meubles beaux, les rideaux chaises et sofa, en mousselines brodées en soie et entouré d'or. La salle à manger et un cabinet à côté – puis en haut un petit appartement, qui est gaie et joli, quoique très bas – il y a une quantité de belles porcelaines de Japon, en tasse et pots à thé. Dessous l'appartement, au souterrain est une salle en roc, en tuf, qui est jolie, et composé de deux pièces, il y a des sofas turcs – à côté, une chambre brillante, c'est celle pour le bain; les sofas et chaises, les lits, la cuve du [S. 49 (34)] bain, couverte des plus belles perses, au mousselines, l'une

¹⁰⁹ D'Ukraine.

¹¹⁰ Mokotów, Residenz *Mon Coteau*, die zu Izabela Lubomirska gehörte.

et l'autre brodée en or – des vases de belle porcelaine – des guirlandes dorées etc. Le tout est beau et galant. Le devant de la maison est un petit partère d'où l'on descend tout de suite dans un bouquet très touffu et où les chemins sont un peu trop étroits. Je ne parle pas de la façade de la maison, elle est laide, en comparaison de tout ce qui y est et qui l'environne. Nous trouvâmes un temple de Zug, dans ce bosquet élevé sur des troncs d'arbre pour colonnes, les chapiteaux en tuf, le dedans tapissé de nattes de joncs en différents compartiments, avec des guirlandes de mousse au festons de pommes de pins, puis de l'écorce d'arbre mêlée à tout ceci – l'effet ne peut à peine s'en décrire et est bien analogue à la chose, il n'y a rien de chargé, rien d'extravagant, mais le tout est charmant. L'on passe une petite grotte en tuf avec quelques coquillages en serpentant le long du chemin – de côté l'on vient à une espèce de galerie – c'est à dire un toit de roseaux soutenu par des troncs d'arbres – cela a l'air des cabanes des Indiens, et sert pour aller [S. 50 (34v)] de la maison jusqu'au bas du jardin, à couvert du soleil et de la pluie ; cela est dans un massif de broussaille et bois, qui débouche à une pièce d'eau charmante, limpide, et dont les bords sont couverts de gazons – ici est une petite retraite au cabane de pêcheur, orné, tout autour, de filets, et revêtu en jours, le petit sofa, chaises, etc. Tout est en coussins de mousse, couvert de fillets joint par des rubans de paille mathé. En tournant les bords de l'eau, est une espèce de pavillon en tinte – il est ouvert, avec une grande glace représentant le paysage qui est charmant; le tout est un arabesque légère, sur un fond blanc. D'ici l'on voit l'eau, une isle, un promenoir, et une ferme ruinée dans le lointain. L'on passe par deux ports et une isle, l'on arrive à une maisonnette, ronde qui est un petit cabinet indien, l'on y a suspendu des flèches et un arc – cela est joliment orné. D'ici l'on voit une maison de paysant – il y a une antichambre, en natte de paille, et les listeaux en [S. 51 (35)] roseaux et guirlandes de mousse – l'effet en est très agréable. La chambre est en papier avec quelques tableaux – de jolis meubles, en mousseline brodée. Nous passâmes encore quelques bras de l'eau qui forme ici d'aussi jolis détours, et vîmes la moitairie ruinée, où il y aura une chambre en haut. Elle est de Zug, et réussit à merveille, le ton des murs est des mieux, et l'endroit si bien fait, que je crus, en le touchant, le soubassement de pierre de taille. Nous revîmes au bord du Lac et y trouvâmes encore un petit réduit rustique, mais tout petit, en branches d'arbres et mousse. Nous remontâmes la montagne par les chemins dans les bosquets, qui sont trop fermés et étouffés – nous primes à gauche de la maison, et vîmes un pond plein d'eau, et les bords couverts d'arbres, qui avait été au chemin creux, ceci est très joli et fait une partie singulière. Nous montâmes la montagne en zigzag et en haut il y a une vue superbe, sur une plaine occupée par la Vistule, dont les bords opposés sont couverts de beaux bois – à gauche au tournant de ce coteau, [S. 52

(35v)] vous voyez en haut le Château de Ujazdow¹¹¹, et plus bas le bois, dans la traversé du quel l'on voit la Genky¹¹² – à droite, est Vilanow¹¹³ et bien d'autres campagne. Il y a ici une maisonnette joliment arrangé, en papier avec des estampes et tableaux. Nous repassâmes la ménageries, nous y vîmes plusieurs routes de beaux canards, et des pigeons – nous passâmes la laiterie, qui est en canaux d'Hollande et toute garnie en pots, jattes, assiettes et tasses de terre anglaise et terra sigillata sur des étagères; nous entrâmes dans un jardin potager et fruitier, régulier, et bien arrangé; une maisonnette au milieu où il y a de jolis estampes et quelques dessins. Il vient ensuite une tour avec une platteforme à coté – la tour contient l'escalier, il y a en haut une jolie chambre, avec quelques tableaux de Hackert et des vases sur des consoles – à coté de cette tour, est la grande entrée de ce jardin, par la quelle nous ressortîmes. Cette [S. 53 (36)] campagne est jolie – mais il n'y a pas assez d'ensemble – les parties n'accordent pas bien – et il n'y règne point un ton général – les plantations sont trop serré et mises à l'aventure et sans dessein – le bas du jardin est mieux et les bords de l'eau font la plus belle partie – Zug a dirigé les eaux et il compose le paysage aussi agréablement qu'il bâtit avec grâce ses édifices.

Nous passâmes d'ici à Vilanow – qui est une terre du Pr. Pallatin de Russie – nous y trouvâmes un détachement de ses troupes à lui – elles sont encore habillé comme les soldats de Charles VI sous le quel il a servi. Cette maison apartint à Jean Sobiesky – l'architecture en est riche et belle, et ressemble entièrement aux villes d'Italie – elle est couverte de bustes et bas reliefs représentent l'histoire de Sobiesky. C'est une grande avant cour, avec deux ailes. Le jardin est très élevé, et domine un second jardin qui est bordé d'un bras de la Vistule, et couvert d'arbres d'une hauteur et circonférence prodigieuse – cette partie est respectable, et a devant elle, une grande [S. 54 (36v)] prairie qui est une ilse appartenante au palais, couverte de bétail; la vue est de plus gracieuses. D'ailleurs tout est régulier – l'on voit de belles et de mauvaises statues de plomb d'oré qu'Auguste second y a fait poser – il occupait cette campagne à condition d'y laisser tout ce qu'on y trouvait à sa mort. Nous ne vîmes pas l'intérieur qui est beau, mais ancien. Une statue équestre de Sobiesky, en pierre, foulant aux pieds deux esclaves turcs, est pleine feu. L'on l'avait couverte lorsqu'un ambassadeur turc y fut, il voulu voir Sobiesky – l'on lui fit des excuses des deux esclaves. Il dit – *si nous avions des bons sculpteurs, nous en ferions autant des Chrétiens*. L'orangerie, le potager et les bâtiments œconomiques, répondent à la campagne d'un seigneur aussi opulent – tout ceci a très

¹¹¹ Ujazdów.

¹¹² Łazienki-Park.

¹¹³ Wilanów.

grand air, et peut être possédé par quelqu'un qui à 140000 ducats de rente, et plus de 300000 ducats, en espece, sous son lit.

[S. 55 (37v)] Nous dinâmes chez le G. Marechall, sa femme y était; j'y revis la Princesse Constance¹¹⁴, leur fille, que j'avais vu, enfant, à Berlin dans la maison de ma Mère. La maison, la façon d'être servit – tout est assez mal ici – mais le maitre a bien l'air Seigneur. Nous trouvâmes du monde chez l'ambassadeur, d'où nous allâmes a une comédie allemande, donné par des marchands; je soupé chez le C. Brühl, où nous fumes fort gaie comme de coutume, en cette charmante société.

Le 9 Le C. Brühl vient nous prendre à cheval, et nous partîmes pour Povonsky¹¹⁵; après avoir passé une grande partie de la ville, nous fîmes a peu près un quart de mille par un terrain très aride et sableux, et vîmes les premières plantations, c'est à dire les dehors – un grand verger et des collines de sable, sur les quels l'on voulait planter des vignes. Le terrain de Povonsky est marécageux et la place a été choisie dans un bois d'aulnes et de bouleaux, au tour du quel l'on a fait un fossé, qui serpente comme une rivière, et qui est très bien mené – nous passâmes l'auberge, et vîmes un hameau, de 7 à 8 maisons, qui est l'habitation; la distribution de ces maisons et leur décorations extérieures sont aussi naturelle que simple. Nous [S. 56 (37v)] passâmes le pont levis, et traversâmes une partie du bois – le Comte nous montre une coupe d'arbre, et cette place nouvellement replantée – il nous en explica la raison. La Princesse Generale¹¹⁶, femme du Prince Czartorisky General de Podolie¹¹⁷, avait une fille de 14 ans, jolie, bien élevée, pleine de talents, et qu'elle adorait – elle était assise un jour au près d'une cheminée, le feu prit à son vêtement – elle aluma tout ce qui l'entourait, et périe dévorée par les flames; la Mère fut inconsolable et gardait sa maison dans le hameau, le père dit, qu'il ne pouvait retrouver à Povonsky si cette maison restait, il fallut l'ôter pour plaire au père, et la conserver pour la Mère – l'on la transporta, en l'encaissant dans du bois, a trois cent pas du lieu où elle avait été – l'on la plaça dans une isle – que la Mère nomme l'isle de douleur; l'un y voit tous les ouvrages de la pauvre infortunée, que sa tendre mère conserve pour nourrir sa douleur. À la place où était la maison, l'on a laissé des pierres et des trous dans la terre, une pierre taillé avec une inscription marque l'endroit où avait été son lit – et un rosier est planté à coté. Ces maisonnettes sont dans un enclos, sur une coline, dont la une, [S. 57

¹¹⁴ Konstancja Lubomirska (1760 bzw. 1761-1840) – Tochter von Stanisław Lubomirski und Izabela von Czartoryska Lubomirska. 1782 heiratete sie Seweryn Rzewuski (1743-1811).

¹¹⁵ Powązki.

¹¹⁶ Izabela Dorota von Flemming Czartoryska (1746-1835) – Ehefrau des Fürsten Adam Kazimierz Czartoryski, unter ihren Liebhabern befanden sich u. a. der König Stanislaus August Poniatowski und Mikołaj Replin, russischer Gesandter in Warschau.

¹¹⁷ Podolien.

(38)] quoique resserrée, est agréable. Nous allâmes à la maison du fils cadet – chaque maison des enfant contient, deux chambres et un cabinet; les meubles sont tous charmants, de choix et de prix; ce sont des marqueterie, puis des bourses, des porcellaines – des lits de mousselines brodé. Les tapisseries, des papiers, orné d'estampes, ou brodée de bords en papier. Devant la maison, bâtie pour la Princesse Sangusko, nommé la Pr. de Wolhinie¹¹⁸, il y avait quelques chaises rustiques et un table pareille, le tout de branches d'arbres couvertes de mousse. La grande chambre de cette maison, est en papier vert de pomme avec un bord en couleur de rose – les chaises de satin rose, et au milieux de mousseline brodé en fleur entouré d'or – sous des glaces, il y a tout la farnésine enluminée. A coté, un cabinet en blanc avec un dessein léger, en guirlandes, puis une chambre à coucher – et des dégagements. Cette maisonette est délicieuse et tous les meubles riches et elleguants. Dans une des maisons nous vîmes quelques lampes, et chandelliers de terra sigillata, fait en Turquie, d'après les models que le Prince Repnin en avait donné, c'est très beau, et la dorure en est superbe. Nous passâmes un second enclos, plein de maisons pour des pigeons – quelques retraites rustiques en dessous, et des collombiers au dessus – nous vîmes à la maison de la princesse, un peu plus ellevée sur la coline, et plus grande que les autres – à gauche une maisonette qui est la salle [S. 58 (38v)] à manger – toute en tapis de paille. Dans la maison, un vestibule – du quel l'on entre dans un salon octogone, qui est la sale de concert – elle est peinte en guirlandes, les festons sont légers et très elleguantes. Nous y trouvâmes la table à dessiner de la Princesse – il y avait de ses ouvrages, qui étaient fait avec esprit – une touche légère et de l'effet. C'étaient des paysages orné de figures. L'on passe dans une chambre à [?]¹¹⁹ croisées – grande et belle proportion – elle est en papier vert orné de tableaux. Il y a un grand [?]¹²⁰ qui est très beau, et plusieurs autres flamands – les bordures, les cadres, la dorure, les glaces, les bronzes, les vases et les meubles, sont d'une richesse, d'un goût, et d'un choix exquis; jamais je n'ai vu tant de goût, en ornements et en paysage à la fois. La chambre à couché, aussi en papier vert et quelques portraits, la cheminée et les vases la décorant, superbes – une petite niche avec un lit en perse, brodé en or. La Pr. avait oublié de fermer un petit réduit, que personne que peu d'amis ne voient. Il contient le portrait de cette fille chérie, au dessous une cassette avec quelques cheveux, plus bas un vase de porcellaine avec la silhouette et une couronne de vase suspendue sur tout ceci – ce cabinet fait les délices douloureux de cette mère inconsolable; qui de frayeur de cet accident a prit une attaque d'apoplexie, qui pendant longtemps l'a

¹¹⁸ Wolhynien.

¹¹⁹ Unlesbar.

¹²⁰ Unlesbar.

empêchée de marcher sans béquille. D'ici l'on entre dans un cabinet, en tableaux – d'un peintre français qu'a le Prince – ils sont dans le genre de valeur.

[S. 59 (41)] Les ornements du cabinet répondent toujours à la magnificence et au bon goût du reste. L'on descend d'ici pour en dehors, un petit escalier très rustique – et l'on se trouve dans un fond de rocher, qui est un peu étroit, mais très bien fait, et entremêlé de grands troncs d'arbres, de [?]¹²¹ et de quelques arbres. Il y a quelques loges pour des cinges, dans le roc. L'on entre dans l'appartement du bain – la pièce du bain est en carreaux de porcelaine de saxe, sur les quels il y a un bouquet de fleur, et une bordure en guirlande d'or – ils sont placés en losanges – les listeaux, sont tous de bronzes dorés, et d'un travail superbes. Les lambris sont de maroquin vert tous rembourrés et relevés avec des houppes et des galants d'or. La cuve est sous un sofa tout en étoffe d'or de Turquie, et relevé en houppes – les portières de même – deux espèces de tables en bancaux, d'où l'on tire des sofas aussi riches que le premier – une belle cheminée avec un moule – une glace encadrée de même – des vases et chandeliers charmants – et vis à vis de la cheminée une porte qui est cachée sous une seule glace – où est un conduit qui répond au cabinet supérieur, d'où l'on descend, moyennant un fauteuil. Cette pièce est tout ce que j'ai vu de plus riche et de mieux arrangé – en ne ressemblant à rien de ce qu'on a vu. À côté est une chambre à couché, le lit, les chaises, sofas et bergères d'une richesse extrême et les mousses simples et légers – le lit en forme de corbeille – la tapisserie est peinte par ce même français mentionné ci-dessus, en arabesques emblématique dont l'une est un tableau fait avec force et [S. 60 (41v)] génie – c'est la sommeille entouré de songes – d'un côté les rêves terribles, de l'autre, les voluptueux et agréables. Un petit cabinet avec commodités à l'anglaise. De l'autre côté un bain, une chambre, en perse bleu et bleue et blanche, très jolie – des garde-robes et dégagements par derrière. De l'autre côté de la maison est une espèce de galerie, ouverte et rustique, couverte en paille, avec des sofas en mousse, d'où l'on a la vue sur l'eau et sur le beau paysage qui entoure la maison. Il y a quelques pierres qui sont jusqu'à la rivière en descendant la colline, d'entre les quelles sont une petite fontaine qui gazouille par dessus les cailloux et le pond ensuite sur l'herbe. La vue de la maison est charmante – il y a, à droite une rivière bordée des plus beaux arbres, dont les branches vont jusque dans l'eau – devant la maison, entre les collines, une ruine de quatre colonnes, et plus à droite, une autre, d'un arc de Triomphe, par le quel l'on voit un lointain charmant. En descendant du côté de l'eau, l'on trouve dessous la monticule une petite grotte très bien faite – il y a quelques filets, des flèches, une corbeille, et une peau de tigre attaché très naturellement. L'eau est très bien

¹²¹ Unlesbar.

mennée, elle va faire, au détour de cette hauteur, une isle, ou il y a une maison rustique, et un pont dans le même genre qui y menne.

[S. 61 (42)] Tout auprès est un tronc imance de sole, qui est un cabinet, pour deux personnes, avec une table et deux chaises, le tout en mousse, paille et écorce d'arbre. La maison est entourée des filets du pêcheur – et en dedans se trouve une chambre et un cabinet très bien orné. D'ici l'on voit l'arc de triomphe. Un amphithéâtre ruiné, apuié contre le bois, qui fait les écuries, tout ceci sur un gazon charmant et bien entretenu et de l'autre coté, la vue sur l'eau, dans le bois, sur la campagne, et sur un moulin. Cette situation est charmante. L'on traverse un pont très rustique, pour passer dans le bois, où l'eau a fait de grands dégâts; il n'y a que des chemins serpentant, une prairie qui menne à un théâtre, mais théâtre ouvert, avec une montagne au bout qui forme une scène naturelle de paysage. L'on vient à une cascade, qui est proche du hameau, elle tombe par dessus des pierres et de gros troncs d'arbres, il y a une petite place à côté, sous des nattes pour y méditer – derrière ceci, est la rivière qui vient d'un moulin ruiné, l'on voit les débris des roues, les meules dans l'eau. Quand l'on y arrive, et quand a monté un escalier qui répond à l'état du moulin, l'on y trouve, en haut, une jolie chambre, [S. 62 (42v)] en perse, et en bas un cabinet en espèce de grotte – la vue est resserrée, mais bien jolie d'ici – l'on n'y voit que l'eau et le bois – c'est une retraite charmante. Nous nous trouvâmes du coté du hameau, et y vîmes des pigeons des espèces les plus rares; il y en a de tout pays; puis des poules; toutes ces maisonnettes sont arrangé au mieux et font un effet charmant. Nous quittâmes à regret ce séjour délicieux, bien fâché de n'y avoir pu trouver la fée de ce lieu enchanté, que nous n'avons pu trouver encore nul part. Nous vîmes au dehors de l'enclos une quinquette qu'on y va bâtir et un village, où il y avait déjà quelques maisons. Nous passâmes une barrière affreuse et arrivâmes à Mlocin¹²², campagne du C. Brühl, la situation, au bord ellené de la Vistule, en est charmante, la maison et le jardin en est négligé; il veut pour tout y refaire quelque chose, et cela réussira certainement bien, le Comte ayant beaucoup de goût. Il y a une isle devant ce jardin, où il avait fait des choses charmantes, et qui ont donné le goût rustique à toute la ville; il y avait un temple ruiné, une grotte, et des choses charmantes – mais la rivière a un jour tout emporté, un moment du débâcle, en coupant des arbres d'une grosse prodigue. L'isle est un morceaux de sable couverte de broussaille, en ce moment.

[S. (43)] Après le diné nous allâmes au pavé qui est assez grand et où il y a des cerfs; nous y vîmes une pipée qui est le grand amusement du Comt; elle est bien arrangée, il a en haut une chambre, où il peut s'occuper en attendant qu'il y ait assez d'oiseaux pour fermer les filets.

¹²² Młociny.

Nous allâmes ensuite voir Mme la C. Potocka¹²³, la Kraizin, à la quelle le Comte a cédé un petit coin de son parc, qu'elle a arrangé joliment – elle veut y avoir une rivière, qui est très bien menée, mais l'eau y manque; les gazons sont beaux – les maisonnettes sont rustiques et placées sans goût, l'une après l'autre, au nombre de 6 ; la Comtesse a été une de belles femmes de la Pologne, elle est bien encore et très aimable, grande et bien faite. Nous ne la vîmes qu'un moment, montâmes à cheval et vîmes, en sortant du parc, la meute du Comte, qui est de très belle race polonaise – chien chassant toutes les bêtes, et même les loups – je fus bien aise de voir qu'ils sont comme les miens en Prusse ; les lévriers sont beaux aussi. Nous allâmes par un bois, appartenant à des moines camaldules, il est superbe et est bordé de la rivière – nous y vîmes la monastère qui est assez grand – un moulin, dont [S. (43v)] la situation est charmante – nous arrivâmes infin, à Marimont¹²⁴, campagne appartenant à la maison de Saxe. Elle l'a cédé, en ferme, au Comte Rzewusky Marechal de la Cour¹²⁵; au haut de la colline est l'ancienne maison avec deux pavillons, cela dépérit – en bas, est une maisonnette, l'autour est un partère de fleur, entourré, compartiment, d'un petit treillage a hauteur d'apuit¹²⁶, qui est tout garnit de pots à fleurs. La maison, peinte en vert, est orné de médaillons en blanc, bas reliefs – l'effet en est singulier. La maison n'est pas grande – l'on y a remarqué une chambre tout en tapis de paille, jusqu'au plafond en était couvert, le listeaux sont des cannes vernies, c'est joli et particulier; tout au tour règne un sofa qui est, couvert des coussins, de maroquin vert. La chaussée très belle. Il y a encore quelques jolies chambres – les carcaux de vitre sont, chaque battant, d'une seule pièce de glace; l'on y a colé une petite [?]¹²⁷ pour qu'on voie qu'elles sont fermée. Nous passâmes une jolie partie de bois et un moulin appartenant à Marimont. J'oublie de dire qu'on y a planté des arbres d'une épaisseur prodigieuse, entre autre des Chines qui ont pris [S. (44)] très bien. L'on a acheté en ville un peuplier d'une hauteur prodigieuse, Mr. de Rzewusky a été obligé de faire abatre deux murs pour le transporter, mais y il a péri. En allant en ville nous vîmes l'endroit par où Lucasky¹²⁸ et les autres avaient enlevé le Roi et menné par dessus le fossé de la ville – nous vîmes un échantillon de jambe, de ce Mr. qui est à un pieu sur une colline. Il est probable que les Russes ont su quelque chose de cet enlèvement,

¹²³ Aleksandra von Lubomirska Potocka (1758 oder 1760-1831) – Tochter des Großkronmarschalls Stanislaw Lubomirski und Izabela von Czartoryska, in der Ehe mit Stanislaw Kostka Potocki.

¹²⁴ Marymont.

¹²⁵ Franciszek Rzewuski von Krzywda (1730-1800).

¹²⁶ Appui.

¹²⁷ Unlesbar.

¹²⁸ Łukaski.

beaucoup de circonstances le dénottent – l'on ne peut rien affirmer sur ceci. Nous passâmes les casernes de la garde à pied, et ensuite un beau quartier avec une allée, et vîmes souper chez le Comte Brühl avec la société qui avait été avec nous en campagne – la Comtesse, sa belle sœur la C. Potocka, Mme de Czapska, ses deux frères, le B. Löw et moi – les soupé là, ont été les plus agréables que nous ayons faits.

Włodzimierz Zientara

Ein Thorner Gerichtsbeamter auf der Reise nach Sachsen

Einleitung

Johann Christoph Hornuff (1747-1799), ein Thorner Gerichtsbeamter¹, begab sich am 29. September 1787 auf eine Reise aus Thorn nach Sachsen. Seine Familie stammte aus Pirna in Sachsen, und dort wurde Hornuff geboren. Diese Stadt bezeichnet er im Text als Vaterstadt. Sechs Jahre Gymnasialzeit verbrachte er in Bautzen („Budißin“), wo im Jahre der geplanten Reise sein Vater und die Geschwister lebten. Über die persönliche Sphäre seines Lebens gibt es nur spärliche Informationen, und das ist auch die Absicht des Reiseberichterstatters. Bei Meusel finden wir die Information, dass er „in Leipzig studierte, 1772 in Thorn Hofmeister war, 1775 Kanzlist, 1780 Kämmerer=Notarius, 1794 Depositant=Kassenrendant (Kassenführer, W.Z.) und 1796 schließlich Stadtgerichtssekretär.“² Den Zeitgenossen war er auch als Autor mehrerer Gelegenheitsgedichte bekannt.

Mit einer gewissen Sicherheit kann man also feststellen, dass er im Jahre 1787 im Alter von 40 Jahren städtischer Notar war. Thorn war damals eine Stadt, in der die Bewohnerzahl während des 18. Jahrhunderts von 8.000-10.000 um das Jahr 1771 bis etwa 6.000 im Jahre 1794³ schwankte. Die Ursachen für den Rückgang der Einwohnerzahl waren – schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts – verschiedene Seuchen und später, nach 1772, die preußische wirtschaftliche Blockade, die den Handel lahm legte. Zudem waren die Jahre um 1770 eine Zeit der politischen Wirren. Die Konföderation von Bar (1768-1772), eine Gruppierung polnischer Adliger, die am 29. Februar 1768 auf der Festung von Bar in Podolien gegründet worden war, um die innere und äußere Unabhängigkeit Polens gegenüber Russland und seinem Gesandten in Warschau, Fürst Nikolai Repnin, zu verteidigen, war nicht nur gegen Russland, sondern auch gegen den König Stanislaus August Poniatowski gerichtet und wollte den Katholizismus im Lande verteidigen. Die Konföderierten bedrohten Thorn und die Umgebung der Stadt,

¹ Jerzy Dygdała: Urzędnicy miejscy Torunia. T. III. Toruń 2002, S. 228; Pohlische Bibliothek. Bd. 3. Warschau und Leipzig 1787, S. 22, 88.

² Johann Georg Meusel: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 6. Leipzig 1806, S. 128.

³ Jerzy Wojtowicz: Historia Torunia. Bd. 3, T. III. Toruń 1996, S. 12.

versuchten Kontributionen aufzuerlegen, wogegen zwar russische Truppen in der und um die Stadt hilfreich waren, doch stellten sie zugleich eine große finanzielle Belastung für die Bürger dar. So ist es kein Wunder, dass sich in Hornuffs Erzählungen Greuelgeschichten über die Konföderierten wiederholen, die der Autor von unterwegs getroffenen Zeitzeugen wiedergibt (S. 14-15).

Sollte Hornuff tatsächlich für die *Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen* gearbeitet haben⁴, dann konnte er sich damit im Kreise der bekanntesten Königsberger jener Zeit etablieren: Kant, Hamann, Hippel, Herder oder Kanter als Begründer der Zeitung. Die Tätigkeit als Korrespondent aus Thorn und die Veröffentlichung von Gedichten in der Zeitung war für sein Ansehen und für sein weiteres Leben, in dem er versuchte, von den Produkten seiner Feder zu leben, sicherlich von großer Bedeutung. In den Spalten der *Königsbergischen Zeitungen* erschienen regelmäßig Korrespondenzen aus Warschau, aus dem Weichsellande und, seltener, aus Thorn. Gerade das Thema der Konföderation nahm in der Thorner Korrespondenz einen wichtigen Platz ein.⁵ Darauf wird hier deshalb hingewiesen, weil im Text des Reiseberichts (S. 14-15) die entsprechenden Ereignisse mehrmals vorkommen.

In den 1780er Jahren erschienen Hornuffs Übersetzungen von Ovid und Horaz in der *Pohlischen Bibliothek* von Christian Gottlieb Steiner.⁶ Dort wurde, wie der Autor in der Einleitung zu den *Bemerkungen* feststellt, auch die erste Fassung der *Bemerkungen auf einer Reise* gedruckt.

Die Reise aus Thorn nach Sachsen begann Hornuff „am Michelstage“ 1787, also am 29. September. Zunächst wandte er sich nach Posen, sodann zur schlesischen Grenze und weiter bis nach Dresden, Pirna und Bautzen. Beiläufig stellt er gleich am Anfang seiner Reisebeschreibung fest, dass er in Eile sei, erklärt dies aber nicht weiter. Vielleicht war sein in Bautzen lebender Vater, den er fünfzehn Jahre nicht gesehen hatte, krank. Er fährt mit einem oder mehreren Begleitern und nennt die ersten erreichten Orte, nämlich zunächst Przysiek und dann Nieszawka. Die konfessionelle Vielfalt der Region wird bereits mit den ersten Zeilen der Schilderung deutlich: „Holländer, Mennoniten, Herrnhuter“⁷, eine Vielfalt, die eng mit den Traditionen der kulturellen Landschaft des Landes verbunden ist. Zugleich kann der Leser erkennen, wie der Reisende, der seinen Alltag gewöhnlich im be-

⁴ Meusel nennt sie Königsbergische Gelehrte Zeitung (Anm. 2).

⁵ 32. Stück, 8. April 1768, S. 130; 30. Stück, Montag, den 15. April 1771, S. 118, 4. Stück, Montag, den 14. Januar 1771.

⁶ Pohlische Bibliothek. Bd. 3. Warschau und Leipzig 1787, S. 29, 88.

⁷ Edmund Kizik: Mennonici w Gdańsku, Elblągu i na Żuławach Wiślanych w drugiej połowie XVII i w XVIII wieku. Gdańsk 1994.

schränkten Raum der städtischen Grenzen verbringt, sich an der Natur freut, die ihn von allen Seiten begrüßt. Mit der Reisebeschreibung liegt kein trockener Bericht vor, wie er im 17. Jahrhundert zumeist üblich war, sondern es handelt sich um eine lebendige Wiedergabe eigener Gefühle, der Freude an der Freiheit auf Reisen, die mit frischer Luft und einem freien Raum bis zum Horizont verbunden ist. Nach mehreren in Thorn verbrachten Jahren identifiziert sich der Lausitzer mit Thorn, wenn er beispielsweise die Ehre des in Przysiek gebrauten Thorner Bieres gegen Einwendungen gesundheitlicher Art verteidigt (S. 4).

Gedenkt er seiner ersten Übernachtung in einem Krug, der von einem ehemaligen preußischen Husaren gepachtet war, so schildert er zwar den schlechten Zustand des Gasthauses und den Schmutz in den engen Räumen, doch weiß er zugleich auch von Höflichkeit und Dienstfertigkeit der Gastwirtsfamilie den neuen fünf Gästen gegenüber zu berichten. Anders als J.W. Bardili⁸ in seinen Berichten aus der Kaschubei oder aus Podlachien spottet er nicht über die Armut seiner Gastgeber.

Die geographischen Namen nennt der Reisebeschreiber sorgfältig, manchmal in doppelter Form (Schnien, Znien, heute Żnin, Labschin, heute Łabiszyn). Die Grenze wird hier nicht nur als kulturelle Trennlinie erwähnt, sondern als konkreter Grenzposten geschildert, den man passieren und an dem man sich ausweisen muss. Auch wird berichtet, dass die Frau des polnischen Zolleinnehmers die Reisenden aus purer Neugierde und Langeweile sehen und sprechen wollte. Auf die andere Grenzseite gelangt, lassen die Reisenden ihrer Verwunderung freien Lauf: „Hier war alles so verändert gegen vorher, daß wir auf einmal mitten in Deutschland versetzt zu sein schienen und sogar eträgliche Abendkost fertig fanden, welches ich darum erwähne, weil es auf einem Dorfe in Pohlen etwas unerhörtes ist“ (S. 17).⁹

Die größte Stadt auf dem Wege Hornuffs nach Sachsen ist Posen. Die Stadt macht auf ihn einen sehr positiven Eindruck, vor allem die Vorstädte mit ihren ordentlichen Häusern und mehreren Handwerkerwerkstätten erinnern ihn an Deutschland. Seine Bemerkungen über die dienstfertigen, sehr nützlichen Juden ähneln denen mehrerer in Polen

⁸ Johann Wendel Bardili: Des Weyland Durchl. Printzens Maximilian Emanuels Hertzogs in Württemberg etc. Obristen über ein Schwedisch Dragoner Regiment Reisen und Campagnen durch Deutschland in Polen, Lithauen, roth und weiß Reußland, Wolhynien, Severien und Ukraine.... Nebst einer Reys=Beschreibung von Pultawa nach Bender. Stuttgart 1730, S. 29, 41f, 54, 60, 63, 248 und Włodzimierz Zientara: Sarmatia Europiana oder Sarmatia Asiana? Polen in den deutschsprachigen Druckwerken des 17. Jahrhunderts. Toruń 2003, S. 50-54, 173-176.

⁹ Vgl. Bernard Struck: Nicht West nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850. Göttingen 2006, S. 139-149, 212-220.

Reisenden (S. 23).¹⁰ Zwischen den Zeilen erwähnt Hornuff Möglichkeiten eines Pöbeltumults. Solche Fälle kennt er aus der Thorner und Danziger Geschichte. Er bekommt sichtlich eine Gänsehaut, wenn er darüber berichtet. So ist es kein Zufall, wenn er eine Posener Zugbrücke erwähnt, mit deren Hilfe man ein Gebiet kurzfristig isolieren und sich dort verhältnismäßig sicher fühlen kann. S. 20-21: „Man gelangt aus der Stadt über eine Zugbrücke dahin, und mittelst dieser kann die Kirche und was dazu gehört, in unruhigen Zeiten gegen Ueberrumpelung und des Nachts gegen boshafte Anschläge eines übel unterrichteten Pöbels gesichert werden; sie kann aber, außer der Zugbrücke, noch nebst den dabey stehenden Wohnungen, durch einen einzigen Thorweg verschlossen werden“.

Hornuff betont in seiner Schilderung besonders die von ihm beobachtete friedliche Koexistenz mehrerer Konfessionen (S. 42), was nur zu verständlich ist, wenn man in Betracht zieht, welche Erfahrungen er als Bewohner von Thorn gemacht hat. Genannt seien nur der Thorner Tumult von 1724, die Thorner Dissidentenkonföderation von 1767 und die Umstände um die Konföderation von Bar (1768-1772). Wir wissen nicht genau, wann Hornuff in Thorn ankam, aber er erlebte in Thorn die Erinnerung an die genannten Ereignisse und atmete von Anfang an die bedrückende Atmosphäre der Konflikte der Katholiken mit den Protestanten.

In der Stadt erreichte ihn dann auch die Nachricht von der ersten Teilung Polens. Kein Wunder also, dass in seinem Bericht immer wieder Bemerkungen irenischen Charakters wiederholt werden und eine gewisse geistige Beunruhigung durch Erzählungen der unterwegs getroffenen Zeitgenossen zustande kommt. In der Zusammenfassung (S. 44-49) der polnischen Etappe der Reiseroute lesen wir zwar über typische Probleme, auf die man auf der Reise gefasst sein musste, doch jegliche anti-polnischen Vorurteile, mit denen er vertraut war, werden von ihm zurückgewiesen. So berichtet Hornuff über die Sicherheit, derer der Reisende sich erfreuen könne, oft genannte Gefahren etwa von Raubüberfällen bezeichnet er als Hirngespinnst. Andererseits kennt er die Realität

¹⁰ Wilhelm [Wiliam] Coxe: Reise durch Polen, Rußland, Schweden, Dänemark. Mit historischen Nachrichten, und politischen Bemerkungen begleitet. Erster Band. Zürich 1785; Zweiter Band. Zürich 1786 (aus dem Englischen von I. Pezzl). Engl. Titel: Travel into Poland, Russia, Sweden, and Danemark..., by Wiliam Coxe. Dublin 1784, 2. Aufl.. London 1792, Paris 1786, Geneve 1786. In der schweizer Ausgabe, Bd. 1, S. 166-167: „Auf unserer Reise durch Litauen fielen uns besonders die unendlichen Schwärme von Juden auf, die ob sie schon in allen Polnischen Provinzen sehr zahlreich sind, doch in diesem Herzogthum ihr Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheinen. Wollt ihr einen Dollmetscher, so bringt man euch einen Juden; kommt ihr in ein Wirthshaus, so ist der Wirth ein Jude; habt ihr Postpferde nöthig, so verschafft sie ein Jude, und ein anderer Jude ist ein Postknecht; wollt ihr etwas kaufen, so ist der Unterhändler ein Jude. Vielleicht ist auch Litauen das einzige Land in Europa, in dem die Juden Feldbau treiben; auf unsrer Reise durch dieses Hertzogthum sahen wir oft Juden, die mit säen, erndten, mähen und ander Verrichtungen des Landbaues beschäftigt waren“.

der Verhältnisse in den polnischen Gebieten und hat auf seiner Reise alles Notwendige dabei: vom Kaffeegeschirr, über notwendige Lebensmittel bis zum Bett, womit sich also am Ende des 18. Jahrhunderts doch der Spruch bewahrheitet: Fährst Du nach Polen, nimm ein Bett mit oder kauf es dir spätestens an der Grenze.

Verschafft man sich einen Überblick über die Berichterstattung des 17. und 18. Jahrhunderts über Polen, so kommt man zum Schluss, dass Hornuff zu den wenigen gehört, die allenfalls vorsichtige Kritik an Polen üben, ohne dass er sich zu unverdientem Lob eines Landes verführen lässt, das viele, von ihm durchaus wahrgenommene Makel und Mängel hatte. Jedoch hat Hornuff seine eigene, sehr vorsichtige Weise, Generalisierungen zu vermeiden und Missstände zu erklären. So verschweigt er nicht das karge Angebot für die Gäste in den polnischen Wirtshäusern oder Krügen (S. 48-49), doch vermittelt er seinen Lesern auch eine Erklärung dafür, weshalb die Wirte, meistens Pächter, zu einer Vorratshaltung nicht in der Lage waren. Er berichtet, dass die polnischen Adligen gerne in den Wirtshäusern speisten, aber wenig Lust zeigten, die Rechnung zu bezahlen. Wer als Wirt große Vorräte in seiner Speisekammer hatte, war also in beständiger Gefahr, von solchen Gästen ausgeraubt zu werden. Die permanenten Klagen über die miserable Qualität der Wirtshäuser, die man in jedem Reisebericht aus Polen vernehmen konnte, hatten also gute Gründe. Wie er seinem Leser diese Verhältnisse nahebringt, wird deutlich, wenn er die übliche Frage an die Wirte referiert, weshalb sie den Gästen keine Speisen zu bieten hätten und sodann einen Wirt in Wollstein (heute Wolsztyn) über das zechprellerische Benehmen von Adligen berichten lässt, die ihn an den Rand des Ruin gebracht hätten. Hornung kommentiert dies, S. 48: „Wer mit der Verfassung in Pohlen bekannt ist und die Vorrechte des Adels kennt, wird das Gesagte nicht unwahrscheinlich finden. Der Gastwirth geht also viel sichrer, wenn er nichts im Vorrath hat oder ihn verläugnet“. Charakteristisch ist aber auch, dass diese Passage mit einem Lob solcher hohen Adligen endet, die sich durch eigene Erziehung und Erfahrungen auf Auslandsreisen sich anders zu verhalten gelernt hätten.

Hornuff, das zeigt die Reisebeschreibung, kennt als Jurist bestens die rechtliche Situation der Adligen in Polen und die Folgen ihrer seit Jahrhunderten geltenden Privilegien und ökonomischen Vorrechte. Ein Adliger auf dem Lande ist Herr über das Leben der Bauern, er zahlt keine Steuern und die geschilderten, die Bezahlung der Zeche verweigernden Verhaltensweisen in einem Wirtshaus empfindet er als natürlich und sein gutes Recht.

Wir kommen zum Ende der Reise durch Polen. Die Reisenden passieren die Grenze in Kleinau (Klenica) und, so schreibt Hornuff, alles sei anders gewesen: Häuser, Bäume und die Menschen. Verteilt wird ein

Lob für den sehr höflichen Zolleinnehmer dort, der die Reisenden in sein Haus einlädt. Die Reise führt weiter nach Dresden, Pirna, Bautzen und zurück nach Thorn, wo seine Frau ein Kind gebären soll. Diese Tatsache gehört zu den wenigen Mitteilungen, die Hornuffs Privatleben betreffen. Er berichtet, wie die von Wagen und Fußgängern überfüllte Thorner Brücke in seinen Blick kommt. Was nun noch bleibt, ist sich der Kontrolle des polnischen Zolls zu unterziehen. Hierüber gibt er einen verbitterten Bericht, S. 172: „Die Republik sieht nemlich Thorn als eine fremde Stadt an und behandelt sie hier noch etwas härter als die preußischen Untertanen. Die Ursache dieses Verfahrens ist nicht einzusehen, die Würkung aber ist ein erschwerter Handel mit Pohlen“.

Unser Reisebeschreiber, ein geborener Lausitzer und Jurist in Thorn, wird in der historischen Literatur zwar manchmal zitiert, er verdient aber mit seiner vorsichtigen Art seiner Beobachtungen und seinem Bemühen, nicht einfach traditionelle Behauptungen in Reiseberichten zu wiederholen und Vorurteile neu zu formulieren, mehr Aufmerksamkeit als bisher.

Johann Christoph Hornuff: *Bemerkungen auf einer Reise von Thorn durch Posen nach Sachsen*. Berlin und Küstrin 1790.

[S. 2] Wir reiseten am Michaelistage 1787. Des Nachmittags on Thorn und nahmen unser erstes Nachtquartier im Thornischen Niedrigungsdorfe Naupansau, zwo Meilen von der Stadt. Der Weg dahin führt über ein mageres Stück Sandland, worauf hin und wieder Heidekraut wächst und das etwas über eine Viertelmeile enthält. Von hier ist eine angenehme Aussicht auf die Weichsel; die vielen geräumigen Inseln auf derselben, welche mit allerhand Gattungen Holz bewachsen sind und von Deutschen (hier Holländern genannt) bewohnt [S. 3] werden, die Viehzucht treiben; ingleichen auf jener Seite des Stromes, dessen hohe und buschichte Ufer, und die on einander abgesondert liegenden deutschen Bauerhöfe des Dorfes Nischewke, das sich eine deutsche Meile längst dem Ufer hin ziehet und viel Mennonisten hat. Sodann zieht sich der Weg zwischen niedrigen Fichten und Eichen durch, man verläßt die Anhöhe und nähert sich der Weichsel, die man aber zu gleicher Zeit aus dem Gesichte verliert, wegen des ziemlich hohen zwischen ihr und der Strasse liegenden und an dem Wege fortlaufenden Dammes, der mit Pappeln, Buchen und allerhand Strauch bewachsen ist. Rechts breitet sich eine schöne vielfarbige Ebene aus, in welcher vorn das der Stadt Thorn gehörige Vorwerk Przysiek (Przysiek) schön in die Augen fällt. Sämmtliche Hof- und Wirtschaftsgebäude sind mit Ziegeln gedeckt, der Hof, das Brau- und Brandhaus und die Mühle, sogar massiv. Wer nie ein Herrnhutisches Etablissement gesehen hat, kann sich eine lebhaftere Vorstellung davon machen, wenn er dieses Vorwerk aus einer kleinen Entfernung [S. 4] betrachtet. Das Brandhaus sowohl als das Brauhaus sind von Wichtigkeit; jenes wegen des Monopols auf dem ganzen Stadtterritoire, dieses wegen einer besondern Eigenschaft des Wassers, davon das Bier gebrauet wird. Dieses Bier ist ein Lieblingsgetränk, nicht blos der Thorner, sondern auch aller Einwohner der benachbarten Städte und Flecken. Sein Preiß und seine Qualität sind daher oft der Gegenstand ernsthafter Gespräche. Man hat ihm ehemals Schuld gegeben, daß es die Säfte verdicke. Diese üble Eigenschaft ist ihm in neuern Zeiten benommen und auf die Art für den Gaumen und die Gesundheit der Menschen zugleich gesorgt worden.

Von Przyschek gelangt man in wenigen Minuten nach Aeckern und Wiesen des Dorfes hinlaufenden, von beyden Seiten mit Strauchzäunen und Weidenbäumen eingefassten Weg. Dieses Altthorn, jetzt ein Dorf, ist diejenige Gegend, wo im dreyzehenden Jahrhundert die deutschen Ritter durch Befestigung einer ungeheuren Eiche festen Fuß im [S. 5] Lande Culm faßten; diese Eiche nannten sie Tor an; welcher Name hernach auf die neue Stadt überging, die der Orden hier am Ufer der Weichsel zu

erbauen anfieng, aber wegen der oftmaligen Ueberschwemmungen, denen sie in dieser flachen Gegend ausgesetzt war, hernach eine deutsche Meile weiter hinauf auf einem viel höhern Ufer erbauete. Man erzählt, daß noch vor wenigen Jahren bey dem Dorfe Altthorn bey sehr kleinem Wasser Bruchstücke der ersten Stadt zu sehen gewesen wären; sie müssen aber vermuthlich zu tief in der Weichsel liegen, welche jährlich breiter wird und die Dämme mehr zurückdrängt, dagegen aber nicht mehr so tief ist; dieses und das damit zusammenhängende Dorf Gurske strecken sich eine halbe deutsche Meile längst dem Strome hin. Die Bauern wohnen jeder auf seinem Lande und sind vier auch fünfhundert Schritt, auch noch weiter von einander entfernt; daher hat jeder Wirth seine Saaten immer vor seinen Augen, und im Fall einer Feuerbrunst ist zwar die Hülfe entfernter, allein die Flamme kann auch nicht weiter um sich greifen. Die Felder der Bauern [S. 6] werden durch Strauchzäune geschieden, die Wiesen mit Bäumen, meistens Erlen, bekränzt; daher hat die ganze Ebene das lachende Ansehn eines einzigen großen Parks. Etwa in der Mitte zwischen beiden Dörfern bleibt links auf einem Hügel eine gemauerte lutherische Kirche nebst der Pfarr- und Schulmeisterwohnung liegen. Auf einmal kommt man durch ein Heck auf eine geräumige Viehweide, die fleckweise mit Strauch und Bäumen besetzt ist; sie wird der Schmolln auch Stwolno genannt. Die Thornischen Fleischhauer haben dieses Stück Hutung seit vielen Jahren von der Stadt zur Miethe für ihr Schlachtvieh, der Weg quer durch dauert eine Viertelstunde, und nun folgen die Dörfer Alt- und Neupansau, von denen eben dasjenige gilt, was von den vorherigen gesagt worden ist. Diese, so wie alle übrigen am Ufer der Weichsel liegenden Dörfer sind von Deutschen bewohnt, die vielleicht die Nachkommen einer aus den Niederlanden ausgewanderten Kolonie sind. Sie sprechen unter sich plattdeutsch, und werden von den Pohlen nie anders als Holländer genannt. Ihre Wohnungen [S. 7] und ihre Landwirthschaft zeichnen beide sich vor denen der Pohlen vortheilhaft aus; in beiden Stücken aber werden sie, so wie an Frugalität und Fleiß, von den Mennonisten weit übertroffen.

In Neupansau blieben wir, wie gesagt, über Nacht. Die andern Morgen fuhren wir nach der sogenannten Schlubier Kempe, einem nach jener Seite der Weichsel gehörigen, aber mit der Thornischen Niedrigung zusammenhängenden Stück Lande, welches bey großem Wasser zur Insel wird, wo man von jener Seite mit einem Pram oder einer Fähre abgeholt und übergeführt wird. Wir hatten hier den Verdruß, bis gegen Untergang der Sonne auf diesen Pram warten zu müssen. Es muste erste bey dem herrschaftlichen Verwalter in Schlubie die Erlaubniß ausgewürkt werden; diese erfolgte eben noch zeitig genug, wir wurden abgeholt und es war schon sehr dunkel, als wir am jenseitigen Ufer anlangten. Hier liegt ein Vorwerk, Schlubie, zu dem die vorer-

wähnte Kempe gehört. Unser Fuhrmann versicherte, daß er [S. 8] so bald keinen Ort zu erreichen sich getraue, wo er mit Pferden übernachten könnte. Dieses Argument entschied unser zweytes Nachtlager, das wir im Kruge dicht an der Weichsel nahmen, den wir den ganzen Tag über vor uns gesehn hatten. Das Quartier war schlecht. Unser Wirth, ein beurlaubter preussischer Husar vom Usedomischen Regimente. Die Stube war klein, unreinlich und der Fußboden bestand aus Lehmhügeln, des Wirths Kinder, etliche Säcke mit Mehl, die Kartoffeln, einige Juden und Oderfahrer machten es ziemlich enge; meine Gesellschaft bestand alles zusammengerechnet aus fünf Personen, und nun war gewiß aller Raum erschöpft. Das Kochgeschirr war schlecht und an Bequemlichkeit nicht zu denken. Aber alle diese Mängel ersetzte der gute Wille und die Freundlichkeit unserer Wirthsleute, welche sehr dienstfertig waren und bei unsern Bedürfnissen nach ihrer Möglichkeit uns an die Hand giengen. Ungleich besser war das Quartier unserer Pferde; wir bedachten uns auch gar nicht, die Nacht in dem neuen, reinlichen und geraumen Gaststalle zuzubringen. [S. 9] Dieses Guth gehört dem Hofgerichtspräsidenten Herrn von Kleist in Bramberg. Man gränzte hier Land ab zur Kleesaat; das Brauwesen und die Brennerey waren an Juden verpachtet. Da diese nach Bramberg zur Feyer des Lauberhüttenfestes verreist waren und den Schlüssel zum Vorrath des Bieres und Brandweins niemand hatten anvertrauen wollen, so musten die Oderfahrer mit vielem Leidwesen diese Labsal entbehren. Uns war das schöne Quellwasser hinlänglicher Ersatz. Wir fuhren vor Sonnenaufgang weiter, erst durch Bruchgegenden und Erlen- hernach durch Fichtenwald. Mitten im letztern liegt Dombrowo. Hier sind viel Kolonisten angesetzt, deren kleine Wohnungen zu beyden Seiten des Weges artig ins Auge fallen. Ihre Bewohner sammlen eben Kartoffeln ein, die auf dem erst kürzlich ausgerodeten Lande den Anschein nach gut gerathen waren. Der Boden ist hier kaltgründig und schwarz, und der Wald wird immer mehr gelichtet. Nach künftiger Abführung des Wassers durch Gräben werden vermuthlich diese Ansiedler ein fruchtbares Land bewohnen. Hierauf folgte [S. 10] Jesewo, ein Dorf, und Mittags trafen wir in Labschin ein, einem preussischen Städtchen im Nezdistrikte und einer angenehmen lachenden Gegend. Das auf einem Hügel liegende Reformatenkloster und die dazu gehörige Kirche, welche eine gute Façade hat, beide gemauert, gaben dem Orte einiges Ansehen. Der dazu gehörige Garten ist mit einer steinernen Mauer eingefast, welches in dieser Gegend etwas seltenes ist. Ein Seitenarm der Nezze, die kleine Nezze genannt, geht durch das Städtchen und treibt eine Mehl- und eine Schneidemühle, auch ist hier eine Färberey zum Besten der Tuchmacher, welche Deutsche sind und den grösten Theil der hiesigen Einwohner ausmachen. Letztere haben sich seit der preußischen Besitznehmung dem Anschein nach verdoppelt; es ist auch ein neuer Distrikt angebaut, der, wegen

Gleichförmigkeit der Häuser, gut aussieht. Die vor diesen Häusern befindlichen großen Rasenplätze dienen den Tuchmachern zu Ausspannung der Tücher. Außer obenerwähnter Kirche der Reformaten ist noch eine kleine katholische Kirche in der Stadt mit einem kuppelartigen Dache; links [S. 11] sehr abgelegen auf freyem Felde steht noch eine katholische Kirche, welche, ob sie wohl nicht mehr gebraucht wird, dennoch den dortigen Katholiken gelassen, und im neuen Distrikte eine lutherische Kirche neu erbauet worden ist, an der ein Prediger steht. Uebrigens sahe man hier viel Juden. Gesunde Luft kann hier in warmen Tagen wegen er tiefen Lage wohl nicht seyn, aber die Gegend ist schön und reizend. Von hier auf dem Wege nach Schnien (Znien) hat man auf der einen Seite frisches Wiesengrün und Thal, von der andern jungen Fichtenanwachs und aufsteigendes Land. Der Acker ist mit großen Feldsteinen bedeckt; dieser Umstand muß das Pflügen sehr mühsam machen und viel Eisen erfordern. Wir fuhren durch Sallowin und Mortschin, zwey Dörfer. Im letztern, eine starke Meile von Labschin stürzte ein Pferd von unserm Zuge und legte sich auf dem Rücken (kein geringer Schreck für uns in damaliger Lage); der Fuhrmann erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Veranlassung zu diesem Vorfalle; zuletzt peitschte ers auf und trieb es fort bis nach Gbore, einem Dorfe, wo wir übernachteten. [S. 12] Hier machten wir die Erfahrung, daß der Menschenfreund im Schaafspelze bey gewissen Vorfällen thätiger zu helfen fähig ist, als selbst die mit Band und Stern prangenden Lieblinge der Fürsten.

Das kranke Roß hatte nach dem gemeldten Vorfalle wohl auch anderthalb Meilen laufen und dabey schwer ziehen müssen, daher legte es sich, sobald es in den Gaststall gekommen und ausgespannt war, statt, wie die andern, zu fressen so lang es war, auf die Seite; ein neuer Kummer für uns, aus dem uns jedoch unser brave Wirth zog.

Sein sympathisches Mittel bestand darinnen: Er nahm etwas Stroh aus einem alten Dache, band hinterm Rücken ein Seil (denn er durfte den Knoten nicht schürzen sehen, weil sonst, wie er sagte, das Mittel nicht anschlüge), tauchte den Knoten desselben in Theer (gern hätte er noch Honig damit vermischt, wenn er zu haben gewesen wäre), zog ihn dem kranken Pferde von hinten durchs Maul, hinter die Zähne, und band ihn zwischen den Ohren zusammen. In solchem Zustande [S. 13] blieb das Pferd eine halbe Stunde liegen, nachher nahm der Wirth das getheerte Strohseil ab. Muthig ließ sich die Stimme unsers Fuhrmanns im Gaststalle hören, wir eilten mit Schrecken aus der Stube dahin, aber siehe da, der Patient war aufgestanden, an die krippe gegangen und – fraß.

Wir hatten eine Meile von hier ein im Oktober nicht wohl zu entbehrendes Kleidungsstück verlohren. Der Wirth schickte, wiewohl vergeblich, einen Knecht zu Pferde dahin zurück, wollte aber weder dafür,

noch für die Kur unsers kranken Pferdes, eine Belohnung annehmen; denn, sagte er, wenn ein Mensch dem andern dienen könnte, warum sollte ers denn nicht tun? Seine Wirtschaftsgebäude und der Krug waren neu und von Holz sehr gut und dauerhaft gebaut, lagen auch sehr angenehm am Ufer eines großen Landsees, welcher auch fischreich seyn soll. Diese gute ökonomische Lage dankte er der königlich-preußischen Kammer in Bramberg, die damit hatte zeigen wollen, wie sehr sie den fleissigen Landwirth schätze. Ich kann nicht umhin, [S. 14] hier eine Begebenheit zu erzählen, die ich von diesem Gburer Gastwirth auf unserm Rückwege hörte.

Zur Zeit der letzten pohlischen Konföderationen kam er des Nachts selten in ein Bette, sondern schlief meistentheils aus Furcht, weil er ein Deutscher und lutherisch ist, hinter den Zäunen. Kurz drauf, als die russischen Truppen den Marschall Murawski bey Posen gefangen bekommen hatten, kamen des Nachts gegen zehn Mann Konföderirter zu Pferde, zum Unglück lag er damals in seinem Bette, sie zogen ihn heraus, banden ihn auf ein Pferd fest und jagten erst einige Zeit mit ihm auf dem Felde hin und her, einen Baum zu suchen, daran sie ihn henken könnten. Glücklicherweise entdeckten sie keinen – aber nun rissen ihn vom Pferde und setzten ihn zur Rede: warum er den Marschall Murawski den Russen verrathen habe? Während diesem Verhöre bekam er auf vierhundert Hiebe mit einer tatarischen Peitsche; ein unweit davon versteckter deutscher Bauer hatte sie gezählt; und da er noch nicht starb, so kamen noch [S. 15] einige scharfe Säbelhiebe in den Kopf und Karabinerschläge in den Nacken hinzu. Der gute Mann wuste damals noch nicht, daß der gedachte Marschall gefangen wäre und kannte ihn kaum dem Namen nach. Einige unter diesen Konföderirten befindliche österreichische Deserteure, die an ein regelmäßigeres Verfahren gewöhnt seyn mochten, befahlen den übrigen unter Drohungen mit ihren aufgezogenen Pistolen, sogleich einzuhalten, und thaten wegen der vorgeblichen Verrätherey einige Fragen an den so gemißhandelten Mann, nach deren Beantwortung sie ihn sogleich für unschuldig erklärten, und ihn zur Sicherheit bis in sein Haus begleiteten. Hier musste bald nachher das Fleisch von seinem Rücken mit Messern weggeschnitten werden, wenn er mit dem Leben davon kommen sollte; demohngeachtet war er jetzt in einem Alter von fünf und sechszig Jahren noch gesund.

Wir fuhren früh einen Kanonenschuß weit von unserm Nachtquartiere durch die kleine Stadt Znien (Schnien), den letzten preussischen Ort auf dieser Seite gegen Großpolen. [S. 16] Noch stehen hin und wieder ungeheure dicke Überreste der ehemaligen Stadtmauern; wir sahen auch ein gemauertes Thor ganz isolirt stehen. Diese Ruinen und die Spuren eines ehemaligen Steinpflasters, welches schon bey Gbur angieng, weil vielleicht ehemdem die Vorstädte dieses Orts sich bis dahin erstreckten, können ein Beweis seyn, daß vor den Kriegen zwischen

Pohlen und Schweden Znen keine unbeträchtliche Stadt gewesen ist. Die Dominikaner haben hier ein Kloster; es ward stark gebauet. Eine Stunde weiter ist auf dem Dorfe Sorrekwicz der pohlische Grenzzoll; wir fuhren ihn vorbey, weil wir den pohlischen Adler nicht gesehen hatten, aber man war uns gewahr geworden, schickte nach und verlangte uns zu sprechen. – Nichts weiter als eine kleine Neugierde der Frau Einnehmerin, die noch im Bette lag, wo sie unsere Visite annahm und uns nach einer kurzen Beschauung wieder entließ. Eine Meile davon passirten wir ein Städtchen, Schirnitz; es liegt ganz offen auf einem Hügel. Auch hier fanden wir Spuren von ehemaligen Wällen und einem Steinpflaster. Mittags [S. 17] waren wir in Kossewo, einem Dorfe. Des Nachmittags fuhren wir durch eine vortreffliche Ebene, mitten in derselben liegt das schöne Guth Biskubie Papowo (das bischöfliche Papau oder Kirchdorf). Hier war alles recht schön, der Hof ein geschmackvolles Gebäude, die Wirtschafts- und Bauernhäuser nach gleicher Größe und in geraden Linien zu beiden Seiten der Straße fielen sehr gut ins Auge und verriethen einen Besitzer, der Ordnung und Regelmäßigkeit liebe. Dieses Guth gehört dem Kanonikus Dorpowski von Gnesen, welcher damals Präsident des Tribunals in Peterkau war. Es war schon finster, als wir in Wisoko ankamen, einem schönen Guthe und Dorfe, dem Herrn Zlotnicki (Slotnitzki), reformirter Religion gehörig. Der herrschaftliche Jäger, ein Deutscher, hatte den Krug in Pacht. Hier war alles so verändert gegen vorher, daß wir auf einmal mitten in Deutschland versetzt zu sein schienen und sogar eträgliche Abendkost fertig fanden, welches ich darum erwähne, weil es auf einem Dorfe in Pohlen etwas unerhörtes ist. Von hier aus nach Posen sind zwo Meilen. Gleich [S. 18] bey Wisokko geht der Wald an, der wegen des vielen Unterholzes, außer den hohen Bäumen, sehr angenehm ist und in welchem verschiedene gut gebauete Höfe und Dörfer liegen; wir sahen hier auch wieder herrschaftliche Gärten und Mauern umgeben, dann aber ödes sandiges Land bis Kitschin, einem Dorfe, wo nichts erträglich ist, als die Ansicht der Stadt Posen. Doch sahen wir hier im Krüge einen fahrbaren Ofen. Er war aus Lehm gemacht und hatte die Gestalt eines großen Bienenkorbes, anderthalb Ellen Höhe und ruhte auf einer dicken mit einer Lage Ziegeln gefütterten Bole, an deren Ecken vier kleine Räder angebracht waren, auf welchen der Ofen dahin im Hause gerollt ward, wo man Wärme verlangte. Von Kitschin bis nach Posen ist der größte Teil Weges Sand, welches uns nöthigte, Vorspann zu nehmen. Wir kamen gegen Mittag an. Posen fällt wegen der vielen Kirchen und ihrer Thürme, die hinter einander zu liegen scheinen, gut ins Auge; ihre Anzahl steigt, die Kapellen mit eingeschlossen, auf dreyßig.

[S. 19] Die Vorstädte sind weitläufig – der Eintritt von dieser Seite verspricht nicht viel, man sieht eine Menge Strohütten, die vom ärmsten Pöbel bewohnt werden, und Walischewo, im allgemeinen Leben

Wallaschey, heissen, nun folgt eine gute und sehr sichere Brücke über die Warte, und auf diese eine sehr schöne gerade und lange Straße, wo mitunter sehr gute Häuser stehen; hier ist es lebhaft, wegen der mancherley Handwerker, die daselbst wohnen, man glaubt sich in die Vorstädte von irgend einer volkreichen deutschen Stadt versetzt. Es folgt noch eine Brücke über einen Arm der Warte, diese führt auf einen weitläufigen offenen Platz, auf dem der Dom, und in dessen Nähe zu beiden Seiten der bischöfliche Pallast und die Wohnungen der Domherren befindlich sind. Ersterer ist mit Kupfer gedeckt, auch die oben stehenden Vasen, deren hervorstechende Zierathen vergoldet sind, haben eine Bedeckung von Kupfer. Man bauete daran, zwar, hieß es, werde unaufhörlich gebaut, aber der diesmalige schien ein Hauptbau zu seyn wegen der theuren Maschinerie, bis zum Aufziehen der [S. 20] Materialien da stand. Aber der Dom mit dem dazu gehörigen Distrikt verdient eine besondere Beschreibung. Diese Vorstadt, so wie die andere linker Hand sich ausbreitende wird Schrodka genannt. In derselben steht auf einer von der Warthe gebildeten Insel, der Kram genannt, die neuerbaute evangelische Kirche, ein von Ziegeln gemauertes schön in die Augen fallendes Gebäude, das mit einem Blitzableiter versehen ist. So viel Geschmack auch das Außerliche dieser Kirche verräth, so wird man doch noch mehr durch die edle Einfalt im Innern derselben überrascht. Das Licht ist gleich vertheilt und hinlänglich, und die Verzierungen sind weder gesucht, noch zu sehr gehäuft. Der Platz rund um die Kirche ist geräumig und der Größe des Hauptgegenstandes angemessen. Hier stehet auch die Schule, ingleichen die Wohnungen des Predigers und Rektors, welcher letzterer ordinirt ist, damit er den Prediger beym Gottesdienst unterstützen könne. Man gelangt aus der Stadt über eine Zugbrücke dahin, und mittelst dieser kann die Kirche und was dazu gehört, in unruhigen Zeiten gegen Ueberrumpelung [S. 21] und des Nachts gegen boshafte Anschläge eines übel unterrichteten Pöbels gesichert werden; sie kann aber, außer der Zugbrücke, noch nebst den dabey stehenden Wohnungen, durch einen einzigen Thorweg verschlossen werden. Es war mit viel Schwierigkeit verbunden, einen Platz zu dieser Kirche ausfindig zu machen, denn sie sollte dreyhundert Ellen von ieder katholischen Kirche entfernt seyn, darum konnte sie keine Zierde der Stadt werden. Endlich kaufte der Herr Kommerzienrath Ackermann denjenigen Platz, wo sie nun steht, und der der Kram genannt wird; diese Wahl macht ihm in jeder Rücksicht viel Ehre, so wie der wohlgerathene Bau seinem Fleiße und seiner Betriebsamkeit vieles verdankt, welches in Posen umso mehr anerkannt wird, da er bereits in hohem Alter ist. Sein und des verstorbenen Kaufmann Herrn Göbels Porträts zieren die Sakristey. Letzterer gab zum Bau der Kirche aus seinen Mitteln sehr ansehnliche Beyträge. Das Schicksal der Lutherischen hat sich gegen die vorigen Zeiten sehr verbessert. Sie durften ehemals des Sonntags nicht

zum Gottesdienst zusammenkommen [S. 22], auch in ihren Häusern nicht laut singen, und musten etliche Meilen von da, nach Schocken zum Gottesdienst reisen.

Die Stadt ist in Vergleich mit den Vorstädten klein, aber größtentheils schön und modern gebaut, etliche Straßen sind sogar mit den schönsten in mancher Hauptstadt zu vergleichen. Das Surowskische Palais und die Hauptwache heben den Markt sehr. Letztere hat vorn einen Säulengang, unter dem die Wache im Trocknen stehen kann, die oben mit Armaturen verzierten Säulen sind mannesstark, das Ganze thut eine sehr gute Wirkung und ist meisterhaft. Ans Rathhaus sind zu viel Gebäude angestickelt. Einige der hiesigen katholischen Kirchen sollen zum Theil merkwürdige Gemälde besitzen, die Eil aber, mit der wir zu reisen genöthiget waren, erlaubte es nicht, sie in Augenschein zu nehmen. Daß das Feuer schöne Städte mache, kann man auch hier sehen. Vor bald dreyßig Jahren kam durch Unvorsichtigkeit der Juden, die mit brennendem Keim unbehutsam waren, Feuer [S. 23] aus. Sie brannte die ganze Judengasse weg, überhaupt fraß die Flamme etliche hundert Häuser. Alles ist wieder aufgebaut, und diese Judengasse ist jetzt eine der schönsten. Man trug sogar einen Hayd, den Judenberg, ab und errichtete Gebäude auf dem geebneten Platze. Posen steht mittelst der Warta und Oder mit Stettin in Handlungsverbindungen; es ist daher hier ungemein lebhaft. Es war eben Lauberhüttenfest, wo die Juden, welche in Posen sehr zahlreich sind, ruhen, und dennoch war der Ab- und Zufluß von Menschen sehr groß, wir sahen auch viele schöne Equipagen pohnischer Herrschaften. Es wird stark mit ungarischen Weinen gehandelt, die hier besser und wohlfeiler, als an andern Orten in Pohlen zu haben sind. Die hiesigen Juden sind für Fremde in so weit bequem, als sie für eine Kleinigkeit bedienen und alles, was verlangt wird, liefern und verschaffen, wobey sie freilich einen kleinen Gewinn zu machen nicht unterlassen; aber ungemein verdrüßlich ist ihr beständiger Zuspruch, wenn man nichts ausgeben will. Die Jesuiten hatten hier vor diesem ein Kollegium. [S. 24] Dahin flüchteten sich zu den letzten unruhigen Zeiten die wohlhabendsten und angesehensten lutherischen Kaufleute und Bürger, wenn sie den Mißhandlungen der Konföderierten entgehen wollten. Auch in Krakau gestatteten die Jesuiten den dortigen protestantischen Einwohnern zur Zeit der Noth eine Zuflucht bey sich. Wir wollen der erloschenen Gesellschaft diese Handlungen ins Kredit bringen, ohne sie zu untersuchen, was für Gründe sie dazu bewogen; denn, wenn wir genau forschen, und die Bewegursachen zu guten Handlungen vom Verdienste abziehen, so bleiben ganz gewiß wenige übrig.

Die Deutschen machen in Posen sicher die Hälfte der Einwohner aus. Die vorzüglichsten Handlungshäuser sind Deutsche, ingleichen der größte Theil der Handwerker, unter denen es viel bemittelte giebt. Die

größten Geschäfte von erstern macht Herr Kluge, der auch mit der Tepperschen Handlung in Warschau in Verbindung steht. Die Gegend um Posen hat nichts Vorzügliches. Im Wegfahren [S. 25] sahen wir vorm Breslauer Thore noch eine Kirche, etliche Gärten, aber sonst nichts, das den Namen einer Vorstadt verdiente. Wir hatten das angenehmste Wetter und entfernten uns an diesem Tage noch zwo Meilen von Posen, übernachteten in Toßnabe bey Deutschen, wo die Reinlichkeit und Bequemlichkeit war. In diesem Theile von Pohlen herrscht überall mehr Ordnung und Reinlichkeit, mehr äußerlicher Wohlstand, und man sieht bessere Anstalten bey der Landwirtschaft, als in den pohlischen Dörfern des vorherigen Strichs; auch ist der Boden fruchtbar und gut bearbeitet.

Deutsche Sprache und Einwohner werden häufiger. Beyde nähern sich im Dialekt und Sitten den Schlesiern und Lausitzern.

Von Roßnabe erhebt sich die Gegend ein wenig; wir passierten an diesem Morgen einen schönen Eichenwald, in dem hundertjährige Eichbäume standen, von deren Früchten sich eine Menge von den Thieren nährten, die Herr Blumauer besungen hat und die gewiß [S. 26] in keinem Lande zahlreicher sind als in Pohlen. Auf unserm Vormittagswege lag Stenschewo (Stęszewo), ein der Fürstinn Jablonowska gehöriges Guth, zu dem man auf einem Damme gelangt, an dessen Ende ein Schlagbaum ist. Dieser war niedergelassen. Hinter demselben lag auf etwas Stroh der Wegezollnehmer, ein mit Lumpen bedeckter Greis, dessen weißer Bart die nackte Brust bedeckte. Mach auf, Alter, riefen wir ihm zu, aber er rührte sich nicht; wir riefen noch einmal: Schnell fuhr er auf und schrie: Zählt erst Geld auf. – Es war eine Kleinigkeit. Bald nach Stenschewo folgt Ujast, das Absteigequartier König August des Dritten auf seiner Reise von Dresden nach Warschau. Es stand daselbst noch ein verfallenes mit seinem vergoldeten Namenszuge im Frontspiz gezeichnetes Palais, auch noch verschiedene andere Gebäude, vermuthlich ehemalige Wohnungen seines Reisefolges, Wagenschoppen und Ställe. Ein lieblicher an das Palais anstoßender Birkenwald vertrat die Stelle eines Parks und die Gegend war überhaupt gut gewählt für die Nachtruhe eines Monarchen. [...]

[S. 32] Unser Fuhrmann fütterte diesen Mittag in Radki, einem dem Kastellan Kirski gehörigen Dorfe, der aber auf einem andern Guthe in der Nähe wohnte, die im Krüge mittagenden Tagelöhner unterhielten sich von den Tugenden dieses ihres Herren und waren in seinem Lobe einstimmig, – ein seltnes Beyspiel. Sächsische Fleischer, mit einer Herde Schöpse, waren schuld, daß unser Führer, ein Fleischer von Profession, sich von der gebahnten Straße auf einen sehr wenig befahrenen grünen Weg verirrte. Sein Eigensinn, nicht umkehren zu wollen, war Ursache eines verdrüßlichen Umweges, auf welchem wir, nach langem Schleppen im Sande [S. 33] längst einem Walde hin, endlich, als es

schon ganz finster war, uns zwischen kleinen erleuchteten Häusern befanden. Wir waren immer auf das Städtchen Wollstein vertröstet worden und glaubten eine Zeitlang wirklich, uns da zu befinden. Es war aber ein Irrthum.

Als wir in die Stube im Gasthofs kamen, fanden wir eine so große Hitze, daß wir schlechterdings nicht wagen durften, hier zu bleiben. Man buk Brod und die Ehefrau des Gastwirths hatte das kalte Fieber und lag eben jetzt im Parorismus. Der Bader des Orts konnte es trotz aller seiner Bemühungen nicht vertreiben. Man wies uns, auf unser Verlangen, eine andere Stube an – diese war vor kurzem mit Lehm ausgeschlagen worden und diente vermuthlich dem Wirth, einem Fleischer, zur Schlachtstube, wovon wir nicht undeutliche Spuren sahen. Als das angezündete Kaminfeuer den annoch feuchten Leim auf dem Fußboden erwärmte und dieser zu dunsten anfieng, musten wir auch von da wieder flüchten, aber wo sonst hin [S. 34] als in den Gaststall, wohin der Wirth uns mit einem brennenden Span leuchtete; obwohl auf allen Seiten Stroh und Heu, am meisten im Stalle selbst lag; so schlecht hatten wir es noch nicht gefunden. Die Nacht war kühl, die Wände des Stalles undicht, wir konnten uns nicht erwärmen, und eilten so früh als möglich aus diesem Städtchen, welches, wie wir kurz vor der Wanderung in den Stall erfuhren, nicht Wollstein, sondern Rosterschewo hieß. Im Wegfahren wurden wir gewahr, daß mitten auf dem Markte ein Rathhaus stehe, ein wunderkleines Gebäude, aus dessen Mitte ein spitziges Thürmchen in die Höhe stieg, – wo anders hätten wir es für ein Brunnenhaus angesehen. An elenden schmutzigen Juden war hier kein Mangel. Nach einer Fahrt von anderhalb Stunden sahen wir das Städtchen Wollstein vor uns. Es liegt angenehm, nahe an einem großen Landsee, hat viel evangelische Einwohner, die auch hier eine Kirche in der Vorstadt haben, an welcher Herr Nickisch, der Uebersetzer des Zamoiskischen Gesetzbuchs, Prediger ist. Die Katholicken besitzen [S. 35] zwo Kirchen, eine in der Stadt, die andere in der Vorstadt.

Von Wollstein nach Kargowo, gemeiniglich Karge, sind zwo starke Meilen. Das Land zu beiden Seiten des Weges dahin ist anfänglich Hutung und Wiese, dann Bruch, Sumpf und Wiese; aus der Ferne ist das Ganze einer einzigen unabsehbaren Wiese ähnlich, auf der unzählige Heuschober stunden, die uns bis nach Karge begleiteten.

Mitten im Sumpfe liegt auf einer kleinen Erhöhung das Städtchen Kopnitz, ein offener kleiner Ort, durch welchen die Ober (Obra), ein kleines Flößchen, geht, das einen großen Schilfteich bildet, von wo das Wasser in die Wiesen tritt.

In dieser Gegend würde gar nicht fortzukommen seyn, wenn nicht die Straße wäre zu einem Damme erhöht worden, dessen Unterhaltung leichter seyn würde, wenn man für die Weiden besser gesorgt hätte. Man muß oft einen kleinen Wegzoll entrichten. Wir sahen hier die Bau-

ern mit ganzen Fudern Fichtennadeln aus den Wäldern kommen, deren [S. 36] sie sich statt des Strohes zum Unterstreuen bedienen und auf die Art ihren Dünger vermehren. Die Landleute trugen hier weiße leinene Küttel mit schmalen blauen Aermelaufschlägen. Beide Gebräuche bemerkt man auch im Saganschen, der Niederlausitz und bis an Königsbrück. In Schlesien lagen auf den Bauerhöfen ansehnliche Vorräthe von diesen abgefallenen Nadeln. Näher gegen Karge wird der Weg sehr sandig, und doch nimmt die Kultur auffallend zu. Man fährt durch eine schöne und breite Maulbeerbaum-Allee, welche wohl eine halbe Stunde lang ist, und bis an das Palais und den Garten des Grafen von Unruh geht. Ihm gehört auch das artige volkreiche Städtchen Karge, welches nicht unbillig, auch Unruhstadt heißt; denn es ist schon sehr lange her Sitz dieser Familie und durch derselben Eifer und Bestreben ein angenehmer, lebhafter und nahrhafter Ort geworden. Man wird nicht leicht mehr Lebhaftigkeit in einer Landstadt finden, als wir hier auf unserm Rückwege an einem gemeinen Markttage fanden. [S. 37] Die kleine, übrigens offene Stadt ist regulair und gut gebaut, die Gassen sind breit, gerade, und gut gepflastert, der Marktplatz ist viereckigt und geräumig, die Häufer zwar von Holz, Fachwerk und nur einem Stockwerk, haben aber ein munteres, lebhaftes Ansehen und für ihre Bewohner hinlängliche Bequemlichkeit. In der Vorstadt, die in einer breiten Straße ziemlich weit fortläuft, sind schöne gemauerte Mühlen. Auch weyland der Held Don Quixotte hätte hier ein ihm würdiges Stückchen Arbeit gefunden, denn wir zählten sechs und zwanzig Windmühlen. Die Schweine sind in Unruhstadt ein Gegenstand der Handlung, und die Menge des Schrots, der zu ihrer Mastung erfordert wird, macht so viele Mühlen nothwendig. Die hiesigen Juden sehen reinlicher, menschlicher aus, als die in den vorherigen pohlnischen Orten, tragen deutsche Kleidung und scheinen wohlhabend zu seyn.

Der Herr Graf von Unruh ist willens gewesen, ihnen den Bau einer Synagoge zu erlauben, allein man sprach davon, als von [S. 38] einer Anstalt, die man nicht gerne sähe. Die glückliche Lage dieses Orts im Winkel von Pohlen zwischen Schlesien und der Mark hat die Einwohner, welche bis auf den Zolleinnehmer und die Straßenbereiter insgesamt lutherisch sind, zu den Drangsalen, denen andere Gegenden ausgesetzt waren, glücklich bewahrt.

Selbst die dasigen zween evangelischen Prediger, denen sonst gemeinlich am strengsten von den Konföderirten begegnet ward, erfuhren nichts unangenehmes, weil die nahe an den Gränzen stehenden preußischen Truppen die einzelnen streitenden Partheyen Konföderirter abhielten. Unruhige Zeiten, Verfolgungen und Unglücksfälle bringen oft bey den Menschen Tugenden hervor und erzeugen Handlungen, die in ruhigen ebenen Tagen, wenn alles so seinen gewöhnlichen ungestörten Gang fortgeht, hervorzubrechen keine Gelegenheit haben.

In jener unsichern Epoche kam einst ein preußischer Dragoneroffizier mit einem Kommando, [S. 39] ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, in das einige Meilen von Unruhstadt gelegene Karmeliter-Kloster Obor, und verlangte, was? – ist mir entfallen und thut zur Sache nichts – von dem Kloster geliefert. Er sprach nicht Pohnlisch und im ganzen Konvent niemand Deutsch; – ein Umstand, der die Handlung sehr in die Länge zog und dem Prior Verdruß machte. Der Offizier nöthigte nehmlich erstern, ihm als Geißel nach Unruhstadt zu folgen, woselbst beide sehr spät ankamen. Ein anderer Mönch reiste seinem Vorgesetzten nach und gieng den seiner Ankunft in Unruhstadt sogleich zu dem preußischen Offizier, ihm wegen der Loslassung seines Priors vernünftige Vorstellungen zu thun, ward aber wegen seiner Zudringlichkeit mitten in der Nacht so übel empfangen, daß ihm aller Muth vergieng, etwas durch sich selbst auszurichten. In dieser Noth, denn Noth bringt die Menschen einander näher, entschloß er sich, zu dem dortigen lutherischen Pastor, Herrn Koppe, zu gehen und ihn zu bitten, daß er sich des Priors [S. 40] annehmen möchte, weil er glaubte: ein preusischer Offizier würde einem Prediger seiner Religion in Angelegenheiten, die im strengen Sinne nicht zum Dienst gehören, etwas zu Gefallen thun. Herr Koppe verließ sogleich das Bette, empfing seinen Gast freundlich, und gieng, sobald er sein Anliegen vernommen hatte, ohne Anstand mit ihm. – Quid Saulus inter Prophetas? rief der Offizier ihm entgegen. Herr Koppe stellte ihm vor, daß das Schicksal des Priors, den er gewaltsam behandle, auf sein und anderer Protestanten Schicksal gar leicht einen höchst nachtheiligen Einfluß haben könne, daß diese Ordensleute ihn und andere seines Bekenntnisses nie beleidigt hätten, und der Verdacht, in dem sie bey ihm stünden, vielleicht gänzlich ungegründet sey.

Da nun Herr Koppe außerdem noch den freundschaftlichen Dollmetscher dieser Herren machte, denn er redet beide Sprachen mit gleicher Fertigkeit, so ward auch übrigens das Mißverständniß bald gehoben und der Prior auf der Stelle entlassen. Herr Koppe nöthigte [S. 41] die erschrockenen Ordensleute, den Rest der Nacht in seiner Behausung auszuruhen und schickte sie des Morgens in ihr Kloster vergnügt zurück. Wohl ein Jahr hernach bemerkte dieser Prior eines Tags an den in Obor stehenden Konföderirten eine Bewegung, und schloß daraus: sie müsten in der bevorstehenden Nacht irgend etwas ausführen wollen. Auf seine Erkundigung deshalb sagte ihm einer der Befehlshaber: es sey auf die lutherischen Prädikanten (so nennen die Pohlen protestantische Prädiger) in Karge gemünzt, die man in dieser Nacht schätzen und leichter machen wolle. – Nein! das kann ich nicht zugeben, dem Manne lasse ich nichts thun, sprach der Prior hitzig, begab sich folglich zum Marschall und ließ nicht nach, alle sein Ansehen anzuwenden, bis dieser ihm feyerlich versprach: daß den Prädikanten in Karge nicht ein Haar

gekrümmt werden solle. – Es giebt also doch wohl noch einzelne Fälle, wo es gut ist, daß die Geistlichen bey den Leien etwas gelten? Es giebt doch wohl noch Tugenden unter den Menschen? Wer wird sie wohl dem dankbaren Prior, wer dem vortreflichen Greise, [S. 42] Herrn Koppe, absprechen. Wenn die verschiedenen Religionsbekenner immer so mit einander umgiengen, so brauchten sich die Herren, die so gern in Glaubenssachen alles unter einen Hut bringen möchten, gar nicht zu bemühen, und wir würden neben einander friedlich wohnen, ohne auf einerley Art zu beten, welches ohnedies nie geschehen wird. In dieser Gegend und schon unweit Posen, sahen wir, es war den 7. Oktober, Buchweizen schneiden, und erfuhren, daß dieser Buchweizen erst nach der Roggenerndte auf die Stoppeln gesäet worden sey, und dieser Versuch selten gut einschlage, außer in solchen schönen und langen Herbstten, wie der im Jahre 1787; aber dann verlohne es auch der Mühe und trage diese Saat weit mehr, als jene frühere. Es konnte sich niemand von uns besinnen, dergleichen in unsrer Gegend je wahrgenommen zu haben.

Eine starke Viertelmeile von Karge ist man schon in Schlesien und betritt das Sagansche. Alles wird hier auffallend anders; Menschen, Bäume und Bauart. Unser Einzug war etwas [S. 43] mühselig; die Pferde zogen in tiefem Sande, zwischen hohen Fichten über ihre Kräfte, und man sollte es bergan gehen. Wir stiegen aus Mitleid ab und giengen zu Fuß; es gereuete uns aber bald, denn es ward uns ungemein sauer. Unser Rufen, stille zu halten, ward entweder nicht gehört, oder man gönnte den müden Rossen die Erleichterung und kehrte sich nicht dran. Es war daher kein andrer Rath, als den Sanberg zu Fuß hinauf zu schleichen. Leute, die sich mit dem Fuhrwesen beschäftigen, wissen hundert Mittel, ihren Pferden bey Gelegenheit etwas Luft zu schaffen. Z. B. zwischen Grünberg und Naumburg am Bober nahmen wir wegen des schlimmen Weges in einem Dorfe zwey Pferde auf eine Meile zum Vorspann. Kurze Zeit gieng unser Führer mit dem Bauer, dem die Vorspannpferde gehörten, neben letztern her. Komm er, Landsmann, wir wollen ein bißchen hinterm Wagen gehn, sprach unsrer, das Vieh strapazirt sich zu sehr. Der gute Schlesier ließ sich gefallen. Er wuste aber nicht, daß nunmehr von dem, der fuhr, seine beiden Rosse genöthigt wurden, die Last [S. 44] allein zu ziehn; und ließ sich von allerley unwichtigen Begebenheiten sorglos unterhalten.

Ehe wir Pohlen den Rücken kehren, muß ich Ihnen noch etwas on der Art sagen, wie man darinnen reiset. Man glaubt auswärts, es sey unsicher und gefährlich; man leide unterwegs Noth, will nichts zu bekommen sey, und müsse auf alle Bequemlichkeit gänzlich Verzicht thun. Allein jene Unsicherheit und Gefahr ist ein bloßes Hirngespinst; Straßenraub ist äußerst selten, und unerhört, daß Reisende zu Wagen angefallen würden. Uns begegnete auch nicht einmal ein verdächtiger

Mensch. Zwar darf man auf vorrätliche Speisen in den Gasthöfen, hier Krüge genannt, eben so wenig rechnen als auf besondere Zimmer, reinliche Betten und weißes Tischzeug, vielmehr muß man Kasserol, Kessel, Kaffeegeschirr und einen Speisekorb mit kalter Küche, Zucker, Thee etc., Brod und Betten bey sich führen, welches auch darum recht gut angeht, weil man doch einen besonderen Wagen auf die ganze Reise miethen muß, da die Posten etwas seltenes sind. Aber dagegen findet man überall [S. 45] große und geräumige Gastställe, wo man mit dem Wagen ohne Anfrage hineinfährt und wo er, wenn beide Thorwege verriegelt sind, nicht nur sicher, sondern auch trocken steht. Standgeld für Wagen und Pferde wird nicht gefordert. Findet der einkehrende Fuhrmann Heu, so bedient er sich dessen für seine Pferde, ohne erst Erlaubniß einzuholen, und bezahlt dafür eine Kleinigkeit. In der Gaststube ist immer an einer Seite der Stubenthüre ein Kamin von der Höhe eines Küchenherdes, dessen Stelle er vertritt, auf welchem, wo nicht Feuer, doch meistentheils glühende Kohlen glühen.

In einem Winkel der Stube steht ein Bette, und hier findet man die Wand drey bis vier Ellen breit und hoch, oft mit Papiertapeten, oder in Ermangelung derselben mit einem Marienbilde oder andern Heiligen beklebt, welche vor Rauch und Schmutz kaum mehr zu kennen sind. Ein Tisch, eine lange schmale Tafel, etliche vier Zoll breite Bänke, ein Topfbret und eine Tonne mit Wasser sind das Ameublement. Man bringt sein loses Geräthe, [S. 46] seine Körbe, Kleider etc., und legt es nach Gefallen aus; die Wirthe verhalten sich dabey leidend, scheinen ganz unbekümmert um das zu seyn, was bey ihnen vorgeht, setzen ihre Arbeit fort und geben sich nicht die Mühe, zu fragen: Ob man etwas benöthigt sey.

Man muß also ihnen zuvorkommen. – Habt ihr Hühner? – Nein (niema). – Eyer? – Nein. – Auch nicht Milch? – Nein. Nun fängt man es anders an; verehrt der Wirthin etwas aus dem mitgebrachten Speisekorbe, oder dem Wirth ein Glas starken Branntwein, den Kindern etwas Semmel oder was man sonst zu dem Ende bey sich führt. Sogleich hat man das Herz und den Willen dieser Leute in seiner Gewalt.

Nun gehen sie in allem zur Hand und schaffen für den billigsten Preis alles, was möglich ist, zu bekommen. Man bemächtigt sich des Kamins, des Holzes, kocht und bereitet seine Speisen nach Belieben und seinem Geschmack.

[S. 47] Ist es nicht sehr kalt, so thut man wohl, sich im Gaststalle ein Strohlager bereiten zu lassen, wo die Luft besser ist als in der Stube. Für alle Bedienung, für Quartier, Stroh, Holz werden höchstens zwölf pohlische Groschen (achtzehn Pfennige) gegeben. Giebt man der Magd ein Ditchen (Böhmen oder neun Pfennige) als ein Trinkgeld, so wird dafür aufs freundlichste gedankt. Der Brandwein und das Bier für die Leute kostet äußerst wenig. In Deutschland kann man im Wirthshause nicht

so viel Raum einnehmen, als man will, darf sich nicht in die Küche mischen, muß essen was und wie man es uns zuzurichten für gut befunden hat, oder scheele Gesichter vertragen, Heu und Stroh, Nachtlager und Stallung aufs theuerste bezahlen und den Wagen noch besonders für Geld bewachen lassen.

Woher kommt es aber, daß die Leute in den pohlischen Wirthshäusern nichts im Vorrathe haben, oder wenn sie etwas haben, es verläugnen? – Das mag ihnen ein pohlischer Gastwirth in Wollstein erklären, bey dem [S. 48] wir auf unsrer Rückkehr übernachteten. „Was sollte mir doch, sagte er, Vorrath an Speisen, Wein, Hafer und Heu? Ja, wenn immer Deutsche einkehrten, die nicht erst handeln und dingen, sondern das Verzehrte ohne Widerrede bezahlen. – Aber so kommt oft der Fall, daß pohlische Herrschaften und Edelleute einkehren; diese fordern zwar alles und wollen alles bezahlen. Wenns aber dazu kommt, fangen sie an zu rechnen; machen Einwendungen gegen den Preis der Dinge; sagen, dieses koste in Warschau nur so viel und – bezahlen auf solche Art nach ihrem Gefallen. Sich widersetzen und reden wollen, wie es einem ums Herz ist, würde noch obendrein eine Tracht Schläge nach sich ziehen, ohne daß ein Hahn darüber krähte“. Wer mit der Erfassung in Pohlen bekannt ist und die Vorrechte des Adels kennt, wird das Gesagte nicht unwahrscheinlich finden. Der Gastwirth geht also viel sichrer, wenn er nichts im Vorrath hat oder ihn verläugnet. Inzwischen trifft die Erinnerung nicht den ganzen pohlischen Adel. Man findet vielmehr unter dem hohen Adel die vortreflichsten [S. 49] Männer, von den gefälligsten Sitten und grösten Kenntnissen, die sie theils der Erziehung zu danken, theils auf ihren Reisen sich erworben haben, bey denen auch das Verdienst sich vor keinem Stolz zu beugen, dagegen aber wahre Höflichkeit und Achtung zu gewarten hat.

Katarzyna Chlewicka

Zwischen Rückstand und Fortschritt. Krakau in den *Briefen über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791* Johann Friedrich Zöllners

Johann Friedrich Zöllner reiste nach Schlesien und Polen im Sommer 1791 als Begleiter Johann Heinrich Casimir Graf von Carmers (1720-1801), des späteren preußischen Großkanzlers und schlesischen Justizministers. Für die Route von Berlin über Grünberg, Breslau, Brieg und eine Reihe kleinerer Ortschaften bis nach Krakau brauchten die Reisenden 18 Tage. Die Rückreise nach Berlin über Tarnowitz, Gleiwitz, Neisse, Glatz und Hirschberg dauerte noch einige Tage länger. Der Bericht über die Reise ist in relativ kurzer Zeit publiziert worden. Der erste, mehr als 450 Seiten umfassende Teil von Zöllners *Briefen über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791* erschien schon 1792, der zweite, ebenfalls über 450 Seiten lang, kam ein Jahr später auf den Markt.

Zöllner war nicht der einzige, der Ende des 18. Jahrhunderts auf die Idee kam, Schlesien und Polen zu bereisen und zu beschreiben. Sein Reisebericht fügt sich in den allgemeinen Trend der 1790er Jahre, wo die Reiseberichterstattung über die beiden Gebiete ihre Hochkonjunktur erlebte.¹ Für die Zeitgenossen Zöllners waren Reiseberichte ein Fenster zur Welt. Als das wichtigste Medium für die Vermittlung von verhältnismäßig aktuellen Informationen über fremde Regionen und Nationen erfreuten sie sich einer großen Beliebtheit. Das galt in verstärktem Maße für die Berichte über Polen, das um 1800 als ein Land im politischen Umbruch ein besonderes Interesse weckte.

Wie viele andere Reiseberichte wurden auch Zöllners *Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz* in zeitgenössischen Zeitschriften rezensiert. Die *Allgemeine Literaturzeitung* lobte

¹ Vgl. Bernhard Struck: Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850. Göttingen 2006, S. 92; Gerard Kozierek: Deutsche Reiseberichte über das Polen Stanislaus August Poniatowskis. In: Gerard Kozierek: Reformen, Revolutionen und Reisen. Deutsche Polenliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Wrocław 1990, S. 112-113. Für Reiseberichte über Schlesien vgl. die Rezension in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“, 1794, Bd. 9, St. 1, S. 207-225.

sie für den einnehmenden Stil und Formenreichtum.² In der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*, dem wichtigsten deutschsprachigen Rezensionsjournal der Zeit um 1800, wo der Text Zöllners neben zwei anderen Reiseberichten über Schlesien besprochen wurde, hob man ihn als dem Ideale nah hervor.³ Zöllner ist es laut dem Rezensenten der *Bibliothek* gelungen, "Unterhaltung und Belehrung in hohem Grade"⁴ zu vereinigen. Beeindruckend war insbesondere die vielseitige Bildung des Autors, die ihm eine umfassende Ausarbeitung seiner Reiseeindrücke möglich machte.

Der Umfang der Kenntnisse des Vfs. und die sorgfältige Benutzung der bisher gedruckten Nachrichten setzten ihn in den Stand, auf alle historische, statist. physikalische, naturhist. artist. liter. pädag. und andre Merkwürdigkeiten aufmerksam zu seyn.⁵

Die gute Aufnahme der *Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz* war in hohem Maße der literarischen Strategie Zöllners zu verdanken, die er im Vorbericht zu seinem Text skizzierte. Bei der Anordnung und Darbietung des Materials war er stets darum bemüht, den Leser im Auge zu behalten.

Manche [Leser] dürften vielleicht gerade da eine größere Umständlichkeit wünschen, wo andere etwas überflüssiges finden werden, weil ihnen das gesagte schon bekannt ist. Einigermaßen habe ich den entgegengesetzten Klippen der Trockenheit und Weitschweifigkeit dadurch auszuweichen gesucht, daß ich das meiste *Detail* in Anmerkungen und Beilagen gebracht habe, welche ohne Störung im Lesen können überschlagen werden. Und um nicht jeder Klasse von Lesern allzu ungleichartige Dinge vorzutragen, habe ich die Gegenstände einigermaßen von einander zu sondern gesucht.⁶

Um den unterschiedlichen Bedürfnissen der Leser entgegenzukommen, teilte Zöllner seine Briefe in zwei Kategorien ein. Die erste, von unterhaltendem Charakter, umfasst Briefe an seine Frau, die im Text jedoch

² Vgl. Allgemeine Literaturzeitung, 1794, Bd. I, Nr. 98, S. 782. [http://zfbh.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00029737?XSL.referer=jportal_jparticle_00010727, Stand: 30.10.2014].

³ Zusammen mit Zöllners Briefen wurden in der Zeitschrift auch Johann Gottlieb Schummels „Reise durch Schlesien im Julius und August 1791“ sowie „Bemerkungen, auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirges und der Grafschaft Glatz“ von Johann Wilhelm Fischer und Alois Wilhelm Schreiber besprochen. Vgl. Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 1794, Bd. 9, St. 1, S. 207-225. [<http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm>, Stand: 30.10.2014].

⁴ Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 1794, Bd. 9, St. 1, S. 208 [<http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm>, Stand: 30.10.2014].

⁵ Ebd.

⁶ Johann Friedrich Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791. Berlin 1792, S. 11.

ohne weitere Überschrift abgedruckt wurden. Die zweite Kategorie, deren Inhalt vorwiegend „das statistische und technologische“⁷ ausmachen, richtet sich explizit an seinen jungen Freund Alexander von Humboldt, damals Student in Freiberg. Sie enthält genaue Angaben zu der wirtschaftlichen Lage der bereisten Gebiete, etwa der Tuchweberei in Grünberg, der Friedrichshütte bei Tarnowitz oder der Salzwerke in Wieliczka. Hier und erst recht in den zahlreichen Beilagen und Anhängen, Tabellen und Kupfertafeln, mit denen Zöllner seinen Bericht ergänzte, wird das aufklärerische Bestreben nicht nur nach Vermittlung, sondern auch nach Systematisierung des Wissens sichtbar.

Der hier abgedruckte Brief über Krakau vom 22. Juli 1791 gehört der ersten Kategorie an, sollte also, folgt man der Einteilung Zöllners, einen in erster Linie unterhaltenden Charakter haben. Und es stimmt auch tatsächlich, Unterhaltung bedeutet hier jedoch keineswegs Belanglosigkeit. Zöllner berührt in dem Brief wichtige zeitgenössische Diskurse, macht es jedoch auf eine sehr ansprechende Art und Weise. Unterhaltend ist dabei nicht nur der lockere Ton seiner Ausführungen, sondern auch der Umgang mit dem Genre Reisebericht. Sein Text ist nicht ausschließlich deskriptiv angelegt, es fand sich darin Platz auch für kleine Exkurse, Bruchstücke aus der Geschichte, Nachrichten, Anekdoten und Kommentare.⁸

Zöllner reist nach Krakau in der Zeit zwischen den Teilungen, als die Stadt noch Polen angehörte. Wie viele andere Besucher lobt er zunächst den Anblick des königlichen Schlosses und die Stadtarchitektur, darunter „viele geschmackvolle und ansehnliche Privat- und öffentliche Gebäude“.⁹ Der erste positive Eindruck verliert sich jedoch schnell bei einem genaueren Einblick in das städtische Leben. Die ästhetischen und landschaftlichen Aspekte treten zurück, dominant wird der gesellschaftspolitische Diskurs. So gibt Zöllner die Beobachtung des Krakauer Marktplatzes Anlass zur Schilderung der ausgeprägten sozialen Differenzen in der Stadt. Das Bild, das er dabei auf eine rhetorisch sehr durchdachte Weise ausmalt, stellt eine Art «sozialer Pyramide» dar, deren einzelne Stufen durch Aussehen und Bewegungsmodus charakterisiert werden. Den unteren, breitesten Teil der Pyramide bilden die städtischen und ländlichen Unterschichten – „jüdische Knaben und Weiber“ sowie „Landvolk in Schafpelzen oder elenden Lumpen“, das sich mit seinen zu verkaufenden Armseligkeiten auf das Steinpflaster

⁷ Ebd.

⁸ Einen vorwiegend deskriptiven Charakter haben die Passagen über die architektonischen Besonderheiten Krakaus (die Kathedrale mit den Grabmälern der polnischen Könige und Bischöfe, die ehemalige Jesuitenkirche, das Franziskanerkloster, die Bernhardinerkirche, das ehemalige Jesuitencollegium, die Kirche der heiligen Scholastica). Sie wurden jedoch in dem hier abgedruckten Brief aus Platzgründen weitgehend ausgelassen.

⁹ Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka (Anm. 6), S. 317.

„legt“. Höher rangieren „schlecht und gut gekleidete Bürgerleute“, die langsam „kommen und gehen“. Zu der dritten Gruppe gehören Priester und Mönche und an der Spitze des Ganzen gibt es eine schmale adlige und geistliche Oberschicht, die nur selten in einer „glänzende[n] Kutsche“¹⁰ durch die Stadt fährt.

Dem zahlenmäßig schwach in der Stadt vertretenen Adelsstand widmet Zöllner in dem Brief über Krakau wenig Platz. Was ihm auffällt, ist der erstaunliche Luxus, in dem der polnische Adel lebt und der stark mit der Armut der restlichen Stadteinwohner kontrastiert. Wie ein Leitthema zieht sich hingegen durch den ganzen Text die Kritik an dem katholischen Klerus. Zöllner schreibt von unbeschreiblichen Mengen der Geistlichen auf den Krakauer Straßen: „der achte und neunte Mensch, den man sieht, ist immer ein Mönch oder ein Priester“.¹¹ In Krakau, dessen Einwohnerzahl er auf 7.000 bis 8.000 einschätzt, soll es 72 Kirchen und 30 Klöster geben, was sich seiner Ansicht nach fatal auf die ohnedem dürftige wirtschaftliche Lage der Stadt auswirkt. Die schwach ausgeprägten Handel und Gewerbe betreibenden Schichten müssen demzufolge „ihren kargen Gewinn mit einer Schaar von gierigen Mönchen und Priestern theilen, die beim Schwelgen vom Fette der Heerden, sich wenig um das Weiden derselben bekümmern“.¹² Die hohen Geistlichen beschreibt Zöllner als finanziell privilegiert dank den Einkünften aus kirchlichen Gütern. Der niedere Klerus gilt ihm als rückständig und ungebildet. Als besonders negativ vermerkt er jedoch das „landesübliche Laster des Trunks“¹³, dem die Geistlichen in besonders starkem Maße verfallen sind, wofür er mehrere Beispiele liefert. All diese Beobachtungen führen ihn zu einem äußerst kritischen Urteil über das Land, das er bereist: „Es giebt kaum ein zweites Reich in Europa, über welches Unwissenheit, Aberglaube und Bigotterie mit einer solchen Allgewalt herrschen, wie über Polen“.¹⁴

Den gesellschaftspolitischen und kulturellen Rückstand des Landes sieht Zöllner jedoch in erster Linie im Fehlen einer bürgerlichen Mittelklasse begründet. Es ist auch ein Aspekt, der in vielen anderen Reiseberichten über Polen aus dieser Zeit als eines der wesentlichen Merkmale der polnischen Gesellschaft thematisiert worden ist.¹⁵ Das Bürgertum – eine gesellschaftliche Schicht, die in anderen europäischen Ländern im Laufe des 18. Jahrhunderts zum Träger des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts wurde, ist in Polen um 1800 sehr schwach ausgeprägt. Auch wenn Zöllner von positiven Ausnahmen

¹⁰ Ebd., S. 320.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., S. 319.

¹³ Ebd., S. 339.

¹⁴ Ebd., S. 337.

¹⁵ Vgl. Struck: Nicht West – nicht Ost (Anm. 1), S. 78.

zu berichten weiß, so liefert er ein eher düsteres Gesamtbild der Lebensbereiche, die woanders als bürgerlich gelten würden.¹⁶ Es mangelt in Krakau an Fabriken und Manufakturen, das Gewerbe und der ausländische Handel werden fast ausschließlich von Juden betrieben. In der gelehrten Welt legt man wenig Wert auf freie Meinungsäußerung, demzufolge gibt es in der polnischen Sprache keine freien philosophischen oder theologischen Untersuchungen. Zudem lernen Polen ein „barbarisches Latein“¹⁷, aber auch das tun sie nicht für die Wissenschaft, sondern meistens, um sich in der Kirche oder in Gerichtshöfen damit behelfen zu können.

Zöllners Sichtweise wird von seiner sozialen, beruflichen und konfessionellen Herkunft determiniert. Wie die meisten Reisenden um 1800, entstammt er dem protestantischen Bürgertum, hat eine universitäre Ausbildung (Philosophie und Theologie) hinter sich und gehört wissenschaftlichen Sozietäten an.¹⁸ Das katholische Polen ohne bürgerliche Mittelklasse, das er auf seiner Reise im Jahre 1791 kennenlernt, wird von ihm als ein ganz fremder Kulturraum wahrgenommen. Seine kritische Perspektive stützt sich daher auf die Differenzen zwischen dem fremden Polen und dem eigenen Land, das ihm ständig als Vergleichsfolie vorschwebt. Im Text finden sich explizite Hinweise auf dieses Wahrnehmungsmuster. Wenn Zöllner die Wachparade eines polnischen Infanterieregiments beobachtet, tut er es mit „einem Auge, das an das Preußische Exercieren gewöhnt ist“¹⁹. Seine Überlegungen über die Struktur der polnischen Gesellschaft konzentrieren sich um die Frage, ob es in Polen einen eigentlichen Mittelstand „wie in Deutschland“²⁰ gibt.

Für Zöllners Bericht bleibt nicht ohne Bedeutung, dass er zur Zeit seiner Reise nach Polen und Schlesien einen hohen gesellschaftlichen Status genießt. Er ist preußischer Oberkonsistorialrat und Propst an der St. Nikolaikirche zu Berlin, zudem gilt er als ein etablierter Schriftsteller und Teilnehmer der Aufklärungsdebatte.²¹ Beides hat für seine Reiseberichte positive Folgen. Er wird überall gerne aufgenommen und kann somit einen näheren Einblick in viele Bereiche des Lebens

¹⁶ Von seiner Darstellung schließt Zöllner allerdings ganz ausdrücklich Warschau als eine Ausnahmeerscheinung aus: „[I]ch rede, wie überall, mit Ausnahme der Stadt *Warschau*, die bekanntermaßen gar nicht zum Maßstabe dienen kann, wenn vom polnischen Nationalgeiste die Rede ist!“. Vgl. Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka (Anm. 6), S. 337.

¹⁷ Ebd., S. 337.

¹⁸ Vgl. Struck: Nicht West – nicht Ost (Anm. 1), S. 46-47. Zöllner ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft der Naturforschenden Freunde in Berlin. Vgl. Friedrich Wienecke: Johann Friedrich Zöllner. In: Allgemeine Deutsche Biographie (1910), S. 423-425 [<http://www.deutsche-biographie.de/pnd104197102.html?anchor=adb>, Stand: 30.10.2014].

¹⁹ Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka (Anm. 6), S. 321.

²⁰ Ebd., S. 338.

²¹ Vgl. Wienecke: Johann Friedrich Zöllner (Anm. 18), S. 423-425.

gewinnen. Laut der Rezension der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* war es eben sein literarischer Ruhm, der ihm „überall Gelegenheit und Zutritt verschaffte, über alles, was er zu wissen wünschte, schriftliche und mündliche Belehrungen einzuziehen“.²² Mit wie vielen Menschen Zöllner in Polen verkehrte, zeigen etwa seine ins Detail gehenden Ausführungen über die Beschaffenheit der polnischen Sprache oder die Anekdoten über die Verachtung der Polen gegenüber den Deutschen, mit denen er seinen Bericht aufzulockern versucht.

Zöllners Reisebriefe stehen im Kontext der wichtigsten zeitgenössischen Debatten und Diskurse. Ähnlich wie seine früheren Veröffentlichungen, das mehrbändige *Lesebuch für alle Stände* (1781-1805) oder die *Wöchentlichen Unterhaltungen des Wissens über die Erde und ihre Bewohner* (1784-1787), dienen sie dem Informationstransfer über unbekanntere Regionen und Kulturen. Um ein möglichst komplexes und unvoreingenommenes Bild der bereisten Gebiete zu vermitteln und seinem Bericht auf diese Weise den Charakter eines Wissenskompendiums zu verleihen, greift Zöllner bei der Aufarbeitung seiner Reiseeindrücke nach zahlreichen, bereits vorliegenden Texten und Quellen. So beruft er sich auf Anton Friedrichs Büschings *Neueste Geschichte der Evangelischen beider Konfessionen im Königreiche Polen*, um die Lage der protestantischen Gemeinden in Krakau zu erklären. *Die Wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten, geographischen, statistischen und historischen Büchern und Schriften* desselben Autors dienen ihm als Quelle für genaue Informationen über die Einkünfte und Ausgaben der polnischen Nationalen Erziehungskommission. Und seine Polemik mit Michael Ignaz Schmidt, der in seiner *Neueren Geschichte der Deutschen* den Einfluss der Reformation auf die katholische Kirche bestreitet, mündet im Text in der Frage, „[w]arum denn die katholischen Ländern, die nicht durch ihren Zusammenhang mit den Protestanten aus ihrer Schlagsucht geweckt worden sind, so augenscheinlich zurück bleiben?“²³

Was sich in dem Brief über Krakau neben der Gesellschaftskritik oder direkt im Anschluss an sie manifestiert, ist der aufklärerische Fortschrittsglaube Zöllners. Er hält den sozialen, politischen und kulturellen Rückstand Polens für einholbar, und zwar in erster Linie durch Bildung und Erziehung. Seine Überzeugung von der möglichen positiven Entwicklung des Landes stützt er auf die Tätigkeit der polnischen Erziehungskommission und die Staatsreformen des Königs Stanisław August Poniatowski, wenn er auch den politischen Reformen ungleich weniger Aufmerksamkeit als den Bildungsmaßnahmen widmet. Das entspricht auch weitgehend seinen Interessen. Zöllner ist (trotz seiner erfolgrei-

²² Vgl. Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 1794, Bd. 9, St. 1, S. 208. [<http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm>, Stand: 30.10.2014].

²³ Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka (Anm. 6), S. 340.

chen Tätigkeit als Prediger und Theologe) in die Geschichte vor allem als preußischer Schulreformer eingegangen. Für sein bedeutendstes Werk wird die Abhandlung *Über Nationalerziehung* (1804) gehalten, wo er in kritischer Auseinandersetzung mit den Pädagogen Oliver und Pestalozzi ein eigenes, an den Bedürfnissen des Staates orientiertes Konzept des Schulwesens erarbeitet.²⁴

In diesem Zusammenhang nehmen in Zöllners Brief die Schilderungen der in drastischer Armut lebenden Krakauer Juden viel Platz ein. Die negativen Beschreibungen dienen hier jedoch nicht, anders als dies in vielen anderen Reiseberichten um diese Zeit der Fall ist²⁵, der Kritik der Juden selbst. In den Augen Zöllners bilden die Juden einen großen Bevölkerungsanteil der Stadt, der von den Folgen des allgemeinen Fortschritts gänzlich ausgeschlossen bleibt, wofür er eindeutig den Staat verantwortlich macht: „Die Regierung thut nichts für sie, und der Druck, worin sie leben, raubt ihnen nicht nur die Entschlossenheit, sondern auch die Hülfsmittel, ihre Existenz zu verbessern“.²⁶ Die Idee des allgemeinen Fortschritts sieht er dagegen in der Tätigkeit der zu Beginn der 1770er gegründeten polnischen nationalen Erziehungskommission verwirklicht, von deren Maßnahmen besonders stark die Krakauer Universität profitiert. Ihr widmet er auch eine mehrseitige Briefbeilage. Obwohl seine Kontaktmöglichkeiten und Bezugsquellen für Informationen gerade im Juli weitgehend beschränkt sind – die Universität ist wegen Sommerpause, die er „Hundstagsferien“²⁷ nennt, geschlossen – weiß er über viel Positives zu berichten. Den Lesern bietet er, neben einem kurzen Exkurs zur Geschichte der Krakauer Universität, eine eingehende Darstellung der von der Erziehungskommission veranlassten Reformen des Hochschulwesens. So berichtet er mit Einteilnahme über die Errichtung neuer Lehrstühle an den Universitäten in Krakau und Wilna, die Einführung der Aufsicht über die Provinzialschulen oder die mehrjährigen, von der Kommission finanzierten Bildungsreisen für angehende Professoren. Weiterhin lobt er das neu gegründete Seminar mit freiem Unterricht für begabte junge Menschen aus ärmeren Familien oder das von einzelnen Städten bezahlte Medizinstudium, das man in Polen gegen die Verpflichtung eingehen kann, sich später in der jeweiligen Stadt als Arzt niederzulassen. In all diesen Einrichtungen sieht Zöllner eine große Chance, den „allmählichen Fortschritt des Schulwesens zu bewirken“²⁸, wenn ihm auch stets der

²⁴ Vgl. Wienecke: Johann Friedrich Zöllner (Anm. 18), S. 424-425.

²⁵ Die Juden machten einen großen Bevölkerungsanteil der Städte Galiziens aus. Die äußerst negativen Beschreibungen der polnischen Juden wurden beinahe zu einem festen Bestandteil der Reiseberichte aus Polen um 1800. Sehr oft wurde darin auch der Gegensatz von Polen und Juden betont. Vgl. Struck: Nicht West – nicht Ost (Anm. 1), S. 277-280.

²⁶ Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka (Anm. 6), S. 348.

²⁷ Ebd., S. 332.

²⁸ Ebd., S. 336.

enorm große Nachholbedarf Polens in diesem Bereich bewusst ist: „[D]as Königreich ist groß, und die Commission hat gleichsam alles Gute, wie aus dem Chaos, hervorzaubern müssen; denn bis dahin fehlte es an allem. [...] Welch eine Menge von Vorurtheilen und von Schwierigkeiten war zu überwinden! Weisheit und Standhaftigkeit wußten sich indessen Wege zu bahnen!“²⁹

Eine Chance auf den Wiederaufstieg des Landes bemerkt Zöllner ebenso in dem allgemeinen, auch in Krakau sichtbaren Enthusiasmus der Polen für den reformorientierten König Stanisław August und die fortschrittliche polnische Verfassung vom 3. Mai 1791. Seine kritische, primär durch religiöse und soziale Aspekte geprägte Wahrnehmung hindert ihn nicht daran, in Polen letztendlich ein Land zu erblicken, das bei günstigen politischen Voraussetzungen imstande wäre, seinen gesellschaftspolitischen Rückstand zu überwinden: „[...] und wenn das Schicksal zu der neuen Constitution sein Gedeihen giebt, so sehn wir vielleicht diese Nation, der es wahrlich nicht an Kraft, sondern nur an Entwicklung und Übung derselben fehlt, noch bei unsern Lebzeiten Riesenschritte thun“.³⁰

²⁹ Ebd., S. 337.

³⁰ Ebd., S. 340.

Johann Friedrich Zöllner: *Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791*. Berlin 1792.

ZWANZIGSTER BRIEF

Krakau, den 22sten Jul. 1791.

[S. 317] Ungeachtet, wie Du weißt, der König von Polen jetzt beständig in Warschau residirt: so wird doch *Krakau* immer noch als die Hauptstadt des ganzen Königreichs angesehen; und die Polen haben nicht Ursache, sich derselben zu schämen. Nur in den Vorstädten sind die meisten Wohnungen von einem Stockwerke, ohne Geschmack und schlecht gebaut. In der Stadt selbst dagegen stehn nicht nur ringsum am Markte, sondern auch in den Nebenstraßen schöne, ja prächtige Häuser, die den Namen der Paläste verdienen. Auch in der einen Vorstadt, die nach Galizien zu liegt, sah ich viele geschmackvolle und ansehnliche Privat- und öffentliche Gebäude. Zwar beleidigen auch hier die langen hölzernen Dachrinnen das Auge; aber völlig so widrig, wie in den Schlesischen Städten, ist dieser Anblick nicht, weil die meisten Dächer flach sind, und in der ganzen Bauart ein edler Geschmack herrscht. Man würde sich wundern, solche Häuser und so breite, gerade und regelmäßige Straßen und Plätze in einer Stadt zu finden, die schon im J. 700 erbaut seyn soll; wenn man nicht wüßte, daß sie seit 1241 neun bis zehnmal abgebrannt ist.

[S. 318] Ehedem ist die ganze eigentliche Stadt befestigt gewesen, wie sie auch mehrere Belagerungen ausgehalten hat; seit 1768 sind aber die Werke theils eingegangen, theils absichtlich geschleift worden. Jetzt ist nur das Schloß auf einem hohen Felsen, mit den dazu gehörigen Gebäuden, von Festungswerken umgeben, an welchen eben sehr fleißig, aber auch so geheimnißvoll gearbeitet wird, daß man sich nirgends den Anlagen nähern darf.

In der ganzen Stadt sollen nicht mehr als 1000 bis 1100 Häuser seyn, und viel höher kann sich auch die Anzahl derselben, nach dem Umfange, den sie einnehmen, nicht wohl belaufen. Desto auffallender ist es, wenn man hört, daß nicht weniger, als 72 Kirchen und 30 Klöster vorhanden sind. Und noch auffallender bleibt es, daß die Zahl der Einwohner nur zwischen 7 bis 8000 angegeben wird; zumal da unter denselben ein so großes Mißverhältniß zwischen den erwerbenden und bloß verzehrenden Ständen statt findet. Zu den letztern gehört vornehmlich die unsägliche Menge von Geistlichen.

Der Bischof hat jährlich an 14, 000 Dukaten Einkünfte. Die Domherrn und Canonici, die geringeren Priester und Mönche besitzen ebenfalls verhältnißmäßige Reichtümer, und die Kronbedienten haben ansehnliche Besoldungen, oder Güter, die an ihre Ämter geknüpft sind.

Daher der erstaunliche Aufwand [S. 319] in Gebäuden, Möbeln und Equipagen, aus dem man auf einen ausgezeichneten Wohlstand der Stadt schließen würde! Allein der größte Theil der Einwohner lebt in Dürftigkeit. Da alles, was der Luxus zu seiner Befriedigung fordert, aus dem Auslande genommen wird: so bereichert die Verschwendung der Begüterten bloß die handlungstreibende Klasse der Bürger, vornehmlich die Juden. Fabriken und Manufacturen, welche diesen Namen verdienen, sind so gut als gar nicht vorhanden. Erst vor kurzem hat ein Unternehmer eine leerstehende Kirche gekauft, um sie zu einer Tuchmanufactur umzuschaffen, die aber noch ganz im Zustande der Kindheit ist. Die bürgerlichen Gewerbe sorgen bloß für die gemeinsten Bedürfnisse des Lebens und finden nicht nur keine Aufmunterung und Erleichterung, sondern müssen ihren kargen Gewinn auch noch mit einer Schaar von gierigen Mönchen und Priestern theilen, die beim Schwelgen vom Fette der Heerden, sich wenig um das Weiden derselben bekümmern.

Aus meinen Fenstern sehe ich auf den Marktplatz, und habe die sonderbarsten Gruppen vor mir. In Buden, die theils ganz von Brettern sind, theils aus einem bloßen hölzernen Gerüste mit einem Obdach bestehen, werden allerlei kurze Waaren, Victualien und Zeuge verkauft; auf Tischen [S. 320] und auf der Erde liegt Steinsalz in *Balwanen* und unförmlichen Stücken; zwischendurch tragen jüdische Knaben und Weiber in Schwingen, die sie an den Hals gehangen haben, Bänder, kleine Messer und dergleichen zum Verkauf. Das Landvolk in Schafpelzen oder elenden Lumpen, erhandelt irgend eine Armseligkeit, und legt sich damit auf das Steinpflaster in die Sonne; schlecht und gut gekleidete Bürgerleute kommen und gehen mit langsamen bedächtigen Schritten; der achte und neunte Mensch, den man sieht, ist immer ein Mönch oder ein Priester, und durch das ganze Gewühl rauscht von Zeit zu Zeit die glänzende Kutsche eines Domherrn, oder eines Starosten.

Heute Vormittag sahn wir die Wachparade. Die Soldaten des Infanterieregiments könnten unter der Potsdamschen Garde dienen, und die Uniform (kurze Jacken, und Beinkleider, die bis auf die Knöchel reichen) ist sehr geschickt, den schönen Wuchs und den muskulösen Körperbau zu heben. Die Sommeruniform ist weiß, die Winteruniform blau mit orange Borten besetzt. Der Hut von Filz hat vorn ein ledernes mit Messing beschlagenes Schild, worauf der Polnische Adler steht. Ringsum ist es mit weißem Pferdehaar, einen daumenbreit, bürstenartig eingefäßt. [S. 321] Der Zopf ist ganz kurz und die Seitenhaare sind in kleinen Flechten mit in den Zopf gebunden. Der Puder ist nicht gespart. Die Officiere tragen Mützen von blauem Tuche, die um die Stirn einen schmalen Pelzbräm haben, und über demselben etwa acht Zoll hervorragen. Die Leute haben alle ein leichtes ungezwungenes Ansehn, welches sie ungemein gut kleidet. Einem Auge aber, das an das Preußische

Exerciren gewöhnt ist, macht die wenige Pünktlichkeit in den Handgriffen und dem Marschiren keine sonderliche Freude. Es war mir immer, als wenn bei jeder Schwenkung und beim Abbrechen der Züge alles in Verwirrung geriethe; indessen kam doch wirklich jeder an seinen Platz. Die Artilleristen tragen grün mit rothen Aufklappen, und haben gerade queer über dem Gesäße ein Pistol in einem ledernen Gurte stecken. Den Kavalleristen geben ihre sehr weiten Jacken und Beinkleider ein höchst schwerfälliges Ansehn. Die übrigen Merkwürdigkeiten, die ich gesehen habe, will ich Dir beschreiben, wie sie mir eben gegenwärtig sind.

Der Markt ist ein großes Viereck, das an allen Seiten von Gebäuden eingeschlossen wird, die für jede schöne Stadt eine Zierde seyn würden. In der Mitte desselben steht das Tuchhaus, worin Tücher und allerlei Zeuge verkauft werden. Es ist ein langes feuerfestes Gewölbe, an dessen beiden Seiten [S. 322] wieder kleine Gewölbe, eines neben dem andern sind, worin die Kaufleute ihre Waaren feil haben. An der Südseite des Markts steht die große Pfarrkirche der heil. *Maria*, ein gothisches Gebäude von einem ansehnlichen Umfange mit zwei Thürmen, wovon der eine oben mit kleinen Thürmchen umgeben ist. Die großen Fenster mit alten gemalten Scheiben verdienten eine nähere Untersuchung, weil sie wahrscheinlich manchen Umstand in der Geschichte aufklären würden.

Das Schloß, liegt wie ich schon gesagt habe, auf einem hohen Felsen an dem südlichen Ende der Stadt. Man hat einige Weitläufigkeiten nöthig, um die Erlaubniß zu erhalten, es inwendig zu sehen; und da uns mehrere Freunde versicherten, daß die Anordnung der Zimmer zwar artig, das Ammeublement aber, wegen der jetzigen Abwesenheit des Königs nur unbedeutend sei; so begnügten wir uns, oben die Aussicht zu genießen, die in der That eine der anmuthigsten und größten ist, die man haben kann. Einigermassen wirst Du Dir einen Begriff davon aus der Beschreibung machen, die ich Dir in meinem vorigen Briefe von der Lage der Stadt *Krakau* gegeben habe. [...]

[S. 336] Man zeigte uns auch die kleine Kirche der heiligen *Scholastica*, die vor kurzem den hiesigen Lutheranern zur Haltung des heil. Abendmahls ist eingeräumt worden. Der Hergang der Sache war folgender! Schon seit geraumer Zeit ward der treffliche Pastor *Pohle* aus *Tarnowitz* alljährlich einmal nach *Krakau* geholt, um mit den Lutheranern unter der Besatzung und in bürgerlichen Ständen die Communion zu halten. Das letztmal hatten die unglücklichen Streitigkeiten unter den protestantischen Gemeinen, die schon so viele ärgerliche Auftritte veranlaßt haben*), mancherlei Unruhen erregt. Herr *Pohle* kam nach *Krakau*, und fand keinen Ort vor, wo sich die Gemeinde versammeln konnte. Es ward eine Deputation an den Magistrat geschickt, und dieser

* S. *Büsching's* neueste Geschichte der Evangelischen beiden Confessionen im Königreiche Polen etc., Halle 1784. u. f. 3 Theile.

ließ versichern, daß dem Bedürfnisse schleunigst solle abgeholfen werden; wirklich ward am folgenden Tage die ungebrauchte Kirche der heil. *Scholastica* zur Haltung des protestantischen Gottesdienstes eingeräumt, und trotz der großen Menge von katholischen Zuschauern, welche zu der unerhörten Feierlichkeit zusammen strömte, ging alles ruhig ab.

[S. 337] In jedem anderen katholischen Lande würde man ein solches Beispiel der Toleranz mit freudiger Bewunderung vernehmen; aber hier verdoppelt sich diese Empfindung; denn es giebt kaum ein zweites Reich in Europa, über welches Unwissenheit, Aberglaube und Bigotterie mit einer solchen Allgewalt herrschen, wie über Polen. In allen übrigen europäischen Staaten stehn die römisch-katholischen Einwohner mit den aufgeklärten protestantischen Ländern in irgend einem Verkehr des Handels oder der Literatur. Hier dagegen (ich rede, wie überall, mit Ausnahme der Stadt *Warschau*, die bekanntermaßen gar nicht zum Maßstabe dienen kann, wenn vom polnischen Nationalgeiste die Rede ist!) wird der ausländische Handel fast ganz allein durch die Juden getrieben, die auf ihren Zügen nach Frankfurt und Leipzig weder Lust noch Gelegenheit haben, ihr Gefühl für Wahrheit und Tugend zu schärfen. Und die protestantische Literatur kann keinen Einfluß auf eine Nation haben, in deren Sprache keine freie Untersuchungen weder über philosophische, noch über theologische Gegenstände geschrieben sind, und die ihr barbarisches Latein meistentheils nur lernt, um in der Kirche oder in Gerichtshöfen sich unter einander damit behelfen zu können. Es ist wahr, unter dem Theile des Adels, der sich im Auslande oder durch ausländische Hülfe gebildet hat, giebt es Männer von den [S. 338] schätzenswerthesten Kenntnissen und den feinsten Empfindungen; aber theils sind ihrer so wenige, daß sie kaum in Anschlag kommen, wenn von der ganzen Nation die Rede ist, theils haben sie sich *bis jetzt* nur einen unmerklichen Einfluß auf die Denkungsart des großen Haufens ihrer Mitbürger verschaffen können. Einen eigentlichen Mittelstand, von welchem allein mühsame Untersuchungen der Wahrheit sich höher hinauf und niederwärts verbreiten, giebt es hier gar nicht wie in Deutschland. Nur in den größeren Städten findet man einzelne Bürger und Kronbedienten, die ihren Kindern eine bessere Erziehung verschaffen können, und diese hüthen sich wol, durch freie Äußerungen sich den Verdacht des Unglaubens und die Folgen desselben zuzuziehn.

Unter den Professoren auf den Universitäten *Krakau* und *Wilna* giebt es gelehrte und vortreffliche Männer; in den reichen Stiftern haben mehrere glückliche Talente ihre Muße und ihren Überfluß angewandt, um eine oder die andere Lieblingswissenschaft zu kultiviren; in den geringern Klöstern und den Weltpriesterpfünden hat bisweilen ein Kopf Mittel gefunden, sich vor seinen Mitbrüdern auf eine seltene Weise hervorzuthun; aber im Ganzen herrscht unter den Geistlichen, son-

derlich den Mönchen, eine Unwissenheit und ein Mangel an Ausbildung, die wechselweise Verwunderung, Unwillen und Mitleid [S. 339] erregen. Das landesübliche Laster des Trunks wird so wenig für entehrend gehalten, daß der erste, der einen trunkenen Geistlichen auf der Straße liegend findet, wie mich selbst Katholiken versichert haben, ihn sanft aufhebt, nach Hause führt, ihm beim Abschiednehmen die Hand küßt, und am folgenden Tage kein Bedenken trägt, sich seiner zu einem geistlichen Geschäfte zu bedienen. In einem Kloster, wo wir mit einem Mönche ein langes seltsames Gespräch gehabt hatten, bat mich derselbe beim Abschiede, ich möchte ihm etwas „auf Tabak“ geben. Ich gab ihm etliche Groschen. In ein paar Stunden führte uns unser Weg wieder in die Gegend des Klosters, und der ehrwürdige Pater kam uns entgegen getaumelt; doch hatte er nicht zu viel genossen, um sich unser zu erinnern und uns mit lallender Stimme dankbar zu grüßen. Wo ich irgend einen Mann mit einer Tonsur habhaft werden konnte, ließ ich mich mit ihm in eine Unterredung ein; aber ich habe doch auch nicht *einen* gefunden, dem nicht die allerbekanntesten Dinge, die auf Gelehrsamkeit Bezug haben, durchaus fremde gewesen wären. Ich möchte doch wissen, was *Schmidt*, der den Einfluß der Reformation auf die Erweiterung des vernünftigen Nachdenkens in seiner Kirche und auf sein eigenes so sehr verkennt*), antworten würde, wenn man [S. 340] ihn fragte, warum denn die katholischen Länder, die nicht durch ihren Zusammenhang mit den Protestanten aus ihrer Schlagsucht geweckt worden sind, so augenscheinlich zurück bleiben?

Ich sagte vorhin, die vortreflichen Männer, die eine Zierde des Polnischen Reiches sind, haben bis *jetzt* noch in einem eingeschränkten Maße auf den Geist des Volks gewirkt. Aber *etwas*, und in der That etwas sehr rühmliches ist bereits geschehen*); und wenn das Schicksal zu der neuen Constitution sein Gedeihen giebt, so sehn wir vielleicht diese Nation, der es wahrlich nicht an Kraft, sondern nur an Entwicklung und Übung derselben fehlt, noch bei unsern Lebzeiten Riesenschritte thun. Der Enthusiasmus für diese Constitution ist außerordentlich und wird auf manche rührende Weise sichtbar. Man hört bald eine lebhaft Schilderung der Größe, zu welcher sich nun die Nation in kurzem empor arbeiten werde, bald die wehmüthigsten Besorgnisse der Vereitelung dieser süßen Hofnung. An einem einzigen Tage verbreiteten sich in *Krakau* drei verschiedene Gerüchte von dem Ausbruche einer Gegenrevolution, welche bald bestätigt, bald wiederrufen wurden. In jedem angesehenen Hause sah ich das Bild des Königs im Zimmer, auf Dosen, in Ringen; [S. 341] und nirgends nannte ich seinen Namen, ohne sogleich

* Neuere Geschichte der Deutschen, I. Bd. S. 287 u. f.

* S. Beilage zu diesem Briefe.

etwas zu seinem Lobe, oder einen Wunsch für die Erhaltung seines kostbaren Lebens zu hören.

Die Deutschen werden von den gemeinen Polen in einem hohen Maße gehaßt und selbst verachtet. Ich kann mich nicht enthalten, Dir ein paar Anekdoten davon zu erzählen. Einer unserer Fuhrleute, ein geborner Pole, der erst seit ein paar Monaten in Tarnowitz dient, und auch nicht ein deutsches Wort weiß, geht gestern gleich nach unserer Ankunft auf den Markt, um sich Brod zu kaufen. Da er nichts als Schlesische Scheidemünze hat, will er mit dieser bezahlen; aber sobald er sie hinlegt, reißt die Frau ihm ihr Brod aus der Hand, und sagt: „für Dich *deutschen Hund* habe ich keine Waare“. Der arme Kerl war untröstlich über diese Beschimpfung, und schämte sich zugleich so, daß er erst heute, da ihm der Hunger unerträglich geworden ist, seinen Unfall unserm Dolmetscher erzählt und ihn um Polnische Münze gebeten hat.

Einer meiner Freunde reisete vor kurzem mit einem gebornen Polen, der aber in Preußischen Diensten steht, durch das Städtchen *Bendzin*, dessen ich oben erwähnt habe. Da sie in dem jüdischen Wirthshause nichts Warmes erhalten konnten, weil es Sonnabend war und der Wirth kein Feuer [S. 342] anzünden durfte, so gingen sie beide zu einem Weinhändler. Er setzte ihnen verschiedene Proben von Ungarischem Wein vor, unter welchen sie eine sehr gute Sorte wählten. Hierauf ging er an ein anderes Faß, und spühlte aus diesem nicht nur die Flasche, worin sie ihren Wein erhalten sollten, sondern auch den Stechheber, womit er ihn schöpfen wollte, sorgfältig aus. Der polnischsprechende Gast bezeugte sein Befremden hierüber. „O, antwortete der Wirth, „dieser Spühlwein ist für die *Deutschen*, die auch immer Ungarischen Wein fordern, und doch nichts davon verstehen“.

Diese Verachtung der Deutschen erstreckt sich sonderlich auch auf unsere Sprache. Ich lasse es unentschieden, ob der Name des Deutschen (*Niemiec* und *Niemcy* Deutschland) mit *Niemy* (stumm) und *Nimieję* (stumm werden), oder mit *Niemoc* (die Schwachheit, Krankheit) zusammen hängt; aber so viel ist gewiß, daß der gemeine Pole das Deutsche gar für keine articulirte Sprache, sondern für eine Art von bloßem Naturlaut hält, welcher nicht zu verstehen ist. Daher, wenn man ihn deutsch anredet, geht er seinen Weg weiter, wie wir, wenn ein Hund neben uns bellt, ohne sich umzusehen, oder durch irgend ein Zeichen anzudeuten, daß er kein Deutsch verstehe. In der That mag dem Polen auch unsere Sprache allzueintönig scheinen; denn so sehr [S. 343] auch andere Nationen uns vorwerfen, daß unsere Wörter von den vielen Consonanten rasseln, so ist doch unser *stumpf*, *schwarz*, *Kraft*, *plump* etc. sowohl in Ansehung der Menge, als der Weichheit der Consonanten, höchst sanft und lieblich gegen das Polnische *Przezroczyty* (durchsichtig), *Sprzeczka* (der Streit), *Skrzeczek* (der Hamster), und ähnliche. Und zwar muß ich bemerken, daß die Polen

nicht, wie die Engländer und Franzosen, eine Menge von Consonanten verschlucken, sondern mit gewissenhafter Pünktlichkeit jeden geschriebenen Buchstaben hören lassen. Ja in den fremden Wörtern, die sie aufnehmen, sind ihnen selten Consonanten genug, weswegen sie dieselben noch mit einem oder dem andern vermehren, z. E. *Konsistorz* das Consistorium, *Farbierz* der Färber, *Posztmistrz* der Posmeister etc. In dem Munde des gemeinen Mannes hat daher die Sprache allerdings etwas rauhes, und wie es mir scheint (wenn es möglich ist, über dergleichen ohne Vorurtheil zu entscheiden), mehr Unangenehmes, als irgend eine andere Sprache, die ich reden gehört habe. Wenn dagegen Personen von Erziehung mit einander sprechen, so ist der Klang ein ganz anderer, und ungeachtet man eine Menge von Tönen hört, an die ein deutsches Ohr nicht gewöhnt ist, so fließen doch die harten Consonanten so in einander, und die größere Mannichfaltigkeit der Vocale giebt [S. 344] so viel Abwechslung, daß ich manches Polnische Gespräch, von dem ich kein Wort verstand, mit Vergnügen angehört habe. Bei der außerordentlichen Biegsamkeit der Sprachwerkzeuge, die dies voraussetzt, wird es daher auch den Polen so leicht, jede fremde Sprache, die sie lernen, mit aller erforderlichen Delikatesse auszusprechen.

Man rühmt es überhaupt dem hiesigen Dialekt nach, daß er nicht nur in Ansehung des Gebrauchs der Wörter vorzüglich rein, sondern auch sehr wohlklingend sei; und ich habe an mehreren Wörtern, die ich in Oberschlesien gelernt habe, bemerkt, daß sie nach der hiesigen Aussprache in der That ungleich angenehmer werden. Vorzüglich gewinnt der Laut der Sprache im Munde des wohlgezogenen Frauenzimmers, dessen feinere Organe auf eine, für eine deutsche Zunge unnachahmliche Weise, die rauhen Töne ründet, und die Buchstaben in jeder Sylbe so aneinander schließt, daß man nirgends, wie in Röntgen's Tischlerarbeiten, eine Fuge gewahr wird. Ein paar Damen, die ich gestern in einer Gesellschaft fand, hatten die Gefälligkeit, mir einige Lieder vorzusingen, und ich habe mit aller Anstrengung auch nicht ein einziges Wort bemerken können, das ich, so wie sie es aussprachen, hätte für unmusikalisch erklären dürfen. Eigentliche Volkslieder konnte ich nicht von ihnen erhalten. Nach dem Abendessen sang eine [S. 345] Gesellschaft von lustigen Edelleuten ein Trinklied in einem Weinhause gegen uns über. Ich bat die Damen, uns zu sagen, was diese Herrn sängen, sie versicherten aber, daß ihnen das Lied unbekannt sei, mit einer leichten Röthe, die mich vermuthen ließ, daß in dem Inhalte desselben etwas unanständiges seyn mochte.

Die Kinder der Deutschen, die sich hier nieder gelassen haben, lernen meistentheils von ihren Ammen und den Dienstboten zuerst Polnisch, und behelfen sich damit eine lange Zeit allein. Wir fanden in einem deutschen Hause einen Knaben von vier Jahren, der noch kein

deutsches Wort sprach, und nur einzelne Redensarten verstand. In manchen Häusern lernen die Kinder zugleich, so wie sie zu, sprechen anfangen, von dem Gesinde Polnisch und von den Eltern Deutsch. Daß dies, bei der großen Verschiedenheit des Geistes beider Sprachen, ohne eine merkliche Verwirrung des Kopfes angeht, ist ein starker Beweis von der Kraft, womit schon die Kinderseele zu arbeiten im Stande ist. Unausbleiblich ist es indessen, daß sie manche Redensarten im Deutschen, welches sie weniger hören, nach dem Polnischen formen. Daher hörten wir überall z. E. „er *steht* in diesem Hause“, statt er wohnt in demselben, „er *geht*“, statt er kommt etc.; weil im Polnischen *ić* sowohl *gehen* als *kommen* bedeutet, und auch *stac* [S. 346] (stehen) bisweilen für wohnen statt *mieszkać* gebraucht wird.

Am meisten verunstalten unsere Sprache die Juden. Sie haben nicht den gezogenen, singenden Ton in der Aussprache, den wir von den gemeinen jüdischen Frauenspersonen bei uns hören, aber ihre Wortfügung und ihre Redensarten sind bald nach dem Jüdischen, bald nach dem Polnischen geformt, so daß ihre Einfälle, in denen gewöhnlich viel von Orientalischer Einbildungskraft und talmudischer Spitzfindigkeit ist, durch diese Einkleidung noch drolliger werden. Überhaupt sind die Polnischen Juden eine seltsame Menschenart. Sie treiben nicht nur fast alle einträglichen Handwerke, als Bäckerei, Brandweimbrennerei, Schlachten, Brauerei u. dergl., sondern sind auch Ärzte, Handelsleute, Geschäftsverwalter, Wundärzte, Lohnbedienten u. s. w. Da der große Haufe nicht bloß auf den kleinen Handel eingeschränkt ist, so ist die Ehrlichkeit und Treue, ohne welche die übrigen Geschäfte durchaus nicht betrieben werden können, auch bei dem ärmsten Theile gar nichts seltenes; ja man hat uns von den gemeinsten Juden sehr edle Anekdoten erzählt; und unser Lohnlakai hat redlich das Seine gethan, um einen vortheilhaften Begriff von seiner Nation in uns zu erhalten. Ungeachtet er vorher wußte, daß wir seiner nur zwei Tage nöthig haben würden, so nahm [S. 347] er doch bei jeder Gelegenheit unsern Nutzen so sorgfältig wahr, wie man es immer von einem Diener gegen seine ordentliche Herrschaft verlangen kann. Da wir ihn heute bezahlten, forderte er für alle seine Mühe nicht mehr als zwei Gulden, und war höchlich erfreut, da wir ihm viere (16 Gr.) gaben.

Die größte Anzahl der Juden lebt indessen in einem Elende, das alle Beschreibung übersteigt. Da der Talmud sagt, daß der Messias nicht eher kommen werde, als bis eine gewisse Anzahl von Seelen mit jüdischen Körpern bekleidet worden sind, und der Talmud nirgends in einem größeren Ansehn steht, als bei den Polnischen Juden; so machen sie sich zu einer eigentlichen Gewissenssache, die möglichst zahlreiche Fortpflanzung ihres Geschlechtes zu befördern. Daher verheurathen sie ihre Söhne und Töchter sehr früh, oft schon im dreizehnten Jahre. Die, welche den Töchtern kein Heurathsgut geben können, nehmen einen

armen Knaben, als ihren künftigen Schwiegersohn, zu sich ins Haus, und geben ihm den Unterhalt bis ins dreizehnte, oder vierzehnte Jahr, unter der Bedingung, daß er sodann eine Tochter zum Weibe nehme. In Hamburg war ein solcher durchreisender Jude, nach der Gewohnheit, als ein armer Fremdling zur Sabbathmahlzeit gebeten. Da er sich einfand, brachte er einen Knaben mit. Man gab ihm zu erkennen, daß er nur für seine Person geladen [S. 348] sei. „Nun, antwortete er, dies ist mein künftiger Schwiegersohn, ich gebe ihm freie Kost“. Ist eine Jüdin unfruchtbar, so hat ihr Schicksal an Bedauernswürdigkeit nicht seines gleichen. Ihre Familie hält sie für einen Fluch, und von allen ihren Bekannten wird sie verachtet und gehönet.

Wenn sich ein Volk, das eine ordentliche bürgerliche Verfassung hat, sehr vermehrt, so vervielfältigen sich die Gewerbe; der Umlauf des Geldes wird lebhafter; die mannichfaltigeren Verhältnisse, worin die Einwohner kommen, erzeugen Kultur und Aufklärung; die Sitten werden durch das stete Reiben abgeschliffen; die Nation wird blühender; und wenn auch ein großer Theil derselben in einer drückenden Armuth lebt, so erstrecken sich doch auch auf diesen mehrere gesegnete Folgen des allgemeinen Fortschritts. Alles dies fällt bei den Juden in Polen hinweg. Die Regierung thut nichts für sie, und der Druck, worin sie leben, raubt ihnen nicht nur die Entschlossenheit, sondern auch die Hülfsmittel, ihre Existenz zu verbessern. Daher in eben dem Maße, in welchem sie zahlreicher werden, nimmt auch ihr Elend zu. Es würde unbegreiflich seyn, wovon ihrer viele Tausende leben, wenn man nicht sähe, *wie* sie leben.

In einem niedrigen Zimmer, das vielleicht nicht über zehn Fuß tief und nicht völlig so breit ist, wohnen zwei bis drei arme Familien bei einander. Die [S. 349] Eltern, ein Dutzend Kinder, Gänse und anderes Federvieh, essen, trinken und schlafen alle in diesem einen Stübchen. Von den elendesten Lumpen bedeckt, genießen die armen Leute nur die wohlfeilste Kost, und begnügen sich oft mit verdorbenen Eßwaren, weil sie wenig gelten. Ihr Getränk bereiten sie sich häufig selber, und bei den größten Hülsenfrüchten sind Zwiebeln und Knoblauch ihre Leckerbissen. Von einer solchen Lebensart ist ein entsetzlicher Schmutz, der in der That die Unreinlichkeit des Bauers noch übertrifft, mit allen seinen Folgen, nicht zu trennen. Die fürchterlichsten Krankheiten wüthen unter dem bedauernswerthen Volke, und alle Gestalten sind abgezehrt und bleich. Dieses sieche Ansehn abgerechnet, ist aber ihre Gesichtsbildung meistentheils schön und voll Ausdruck eines lebhaften Geistes; nur sehn sie viel älter aus als sie sind. Viel mag hierzu das sehr frühe Heurathen beitragen, noch mehr ihr freudenloses Leben (denn sie haben, außer den Hochzeitfesten, durchaus keine Lustbarkeit, keine Art von Spiel, keinen Tanz, keine Zusammenkünfte zur Erholung!) am meisten ihre Dürftigkeit, die ihr ganzes Leben hindurch an ihren Kräften zehrt, und sonderlich in der Kindheit den Grund zu den

verdorbensten Säften legt. Von dem letzteren will ich nur das einzige anführen, daß die Mütter, wenn sie am Tage ihrem Gewerbe nachgehen [S. 350], unterdessen die Kinder von Ammen säugen lassen, die etliche Kinder zugleich mit ihrer Milch nähren, und diese Lebensart zehn bis fünfzehn Jahre nach einander treiben*).

Um meinen Brief nicht mit diesen unangenehmen Eindrücken zu schließen, will ich Dir noch von unserer Aufnahme bei *Mad. le Bon* sagen: daß wir alles zu unserer völligen Zufriedenheit gefunden haben. Gestern haben wir an der Wirthstafel gegessen. Es gab sechs oder sieben Gerichte, wofür nicht mehr als 12 Groschen auf der Rechnung standen. Der Französische und Ungarische Wein war vortreflich und verhältnißmäßig wohlfeil. Die Gesellschaft war außerordentlich gemischt. *Mad. le Bon* trug viel durch ihre Französische Gesprächigkeit zur Annehmlichkeit der Unterhaltung bei; ungeachtet ihr vornehmes Wesen mit der Gastwirthinn nicht selten sonderbar kontrastirte. Ich rühmte einem Polnischen Starosten die herrliche Aussicht, die ich von dem Schlosse über die Weichsel hin nach Galizien gehabt hätte. „Mich dünkt es eben nicht, antwortete er, aber freilich habe ich seit 1772 (seitdem Galizien im Kaiserlichen Besitze ist) nicht hinüber gesehen, ohne Thränen in den Augen zu haben“. Unmittelbar neben mir saß ein Mann, der die ganze Tischzeit [S. 351] über auch nicht ein einziges Wort gesprochen hatte, ungeachtet die Unterhaltung bald Polnisch, bald Deutsch, bald Französisch geführt ward. Ich redete ihn endlich Lateinisch an, und erhielt auch darauf keine Antwort. *Mad. le Bon* sagte mir hierauf, der Herr sei ein Engländer. Ich wandte mich nun mit einem Englischen Komplimente an ihn. In diesem Augenblick erheiterte sich sein Gesicht. Er konnte mir seine Freude nicht genugsam bezeigen, daß er einmal jemanden fände, mit dem er reden könnte; aber nun war es auch, als wenn eine Schleuse geöffnet würde, die einen mächtigen Strom eine lange Zeit zurück gehalten hätte. In einer Viertelstunde hatte er mit das Merkwürdigste von seiner ganzen Reise durch Holland, Dänemark, Deutschland und Polen erzählt. Aus dem allen aber lernte ich nicht, wie er es angefangen habe, durch alle diese Länder zu reisen, ohne irgend eine Sprache, außer der Englischen, zu wissen, welches mir ein desto größeres Geheimniß zu seyn dünkt, da wir in Schlesien nicht einmal gut durchkommen konnten, ohne Polnisch zu sprechen. [S. 352]

*) *De la Fontaine* oben angeführte Schrift, S. 150.

BEILAGE
ZUM ZWANZIGSTEN BRIEFE.

Ueber den Zustand der Universität zu Krakau.

Von der Universität in Krakau habe ich nicht so viel gesehen und erfahren, als ich wünschte und hoffte. Eben jetzt sind die Hundstagsferien, die von den meisten Professoren zu Reisen und anderen Erholungen, oder auch zu den Visitationsgeschäften, wovon ich hernach reden will, benutzt werden, so daß ich die, welche ich zu besuchen gedachte, nicht zu Hause fand. Bekanntermaßen ist diese Universität eine der ältesten in Europa. Gleich nach ihrer Stiftung von *Casimir dem Großen* im J. 1343 hatte sie einige Professoren aus der Sorbonne, die ihr einen großen Ruf verschafften. Die nächstfolgenden Könige vermehrten ihre Einkünfte, und nahmen bei den wissenschaftlichen Einrichtungen die Universitäten *Bologna* und *Prag* zum Muster. *Casimir's* Enkelinn, *Wladislaw Jagiello's* Gemahlinn, vermachte unter andern in ihrem Testamente eine ansehnliche Summe, nebst einem Theile ihrer Diamanten, zum Besten des neuen Institutes. Seit dieser Zeit war die Theologie die einzige Wissenschaft, welche mit vollem Eifer [S. 353] getrieben ward. Ihr zur Seite ging indessen noch die Mathematik und was die Katholiken auf ihren Universitäten unter der Moral begreifen. Alle übrigen Zweige der Gelehrsamkeit, die in den drei folgenden Jahrhunderten zu blühen anfangen, wurden hier ganz vernachlässigt; theils weil man zu fest an der alten Verfassung klebte, theils weil es an hinlänglichen Einkünften fehlte, um neue Lehrstellen zu bezahlen, und andere nützliche Anstalten zu treffen.

Erst unter dem jetzigen Könige, der sein Augenmerk auf jeden Zweig der Wohlfahrt seines Volks zu richten gewohnt ist, erfuhr die Universität eine heilsame Umformung. Es wurden einige neue Professorstellen, z. E. der eclecticischen Philosophie, der Physik, der Ökonomie errichtet, und der akademische Senat setzte sich nicht dawider; weil das Licht, welches ihren abendländischen Nachbarn leuchtete, seinen Schimmer auch auf sie geworfen hatte. Noch fehlte es indessen an allen Arten von Kabinetten, an einer tauglichen Bibliothek und an hinlänglicher Unterstützung für Lehrer und Lernende. Der König trug bei den Ständen darauf an, daß sie sich der Nationalerziehung überhaupt, und der Universitäten in *Krakau* und *Wilna* insonderheit annehmen möchten. Die Beredsamkeit des Königs, sein Beispiel und die Großmuth einiger Magnaten brachten es zwar dahin, daß die Stände die Einkünfte der ersten vakant [S. 354] werdenden Abtei für die Universität *Krakau* einzuziehen versprachen; aber es vergingen 12 Jahre nach einander, und alles blieb in dem alten Zustande. Endlich, als der Jesuitenorden aufgehoben ward, vermochte *Stanislaus Augustus*, von einigen edelmüthigen Großen unterstützt, den Reichstag im J. 1775, die eingezogenen Güter des Ordens der öffentlichen Erziehung zu widmen. Auf eben diesem Reichs-

tage ward auch eine *Commission* ernannt, welche das Recht erhielt, Vorkehrungen zur Verbesserung des gesammten Schulwesens, und sonderlich zweckmäßigere Einrichtungen auf den Universitäten *Krakau* und *Wilna* zu treffen. Sie besteht aus zwölf Personen, welche von dem Reichstage aus den vornehmsten Kronbedienten gewählt werden. Das ganze Erziehungswesen und die Verwaltung der Jesuitengüter ist ihrer Aufsicht anvertraut. Diese Commission machte den Anfang ihrer Reform damit, daß sie mehrere neue Lehrstühle errichtete, und sie sämtlich in zwei Collegia vertheilte, wovon das eine unter dem Namen der *Moral* die theologischen Wissenschaften, das kanonische und das Naturrecht, das Haushaltungs – und Völkerrecht, die Römische und die Polnische Staats- und Civil-Jurisprudenz, nebst der Literatur und den Altertümern; das andere dagegen unter dem Namen der *Physik* die Mathematik, die Medicin und die verschiedenen [S. 355] Zweige der Naturkunde begreift. Ich habe die Lectionskatalogen von den Jahren 1788 und 89 vor mir. Die Vorlesungen gehen nach denselben mit dem ersten October an, und endigen mit dem letzten Junius des folgenden Jahrs. Drei Monate sind also Ferien. Der Catalogus ist Lateinisch und Polnisch neben einander gedruckt, wie auch die Collegia entweder Lateinisch oder Polnisch gelesen werden. Jeder Professor kündigt ziemlich umständlich den Hauptinhalt jeder Vorlesung an, und sagt auch wol ein paar Worte über die Methode, deren er sich bedienen wird. Da es nicht in meinem Wege liegt, über diese Collegien Bemerkungen zu machen, und ich ohnehin die Professoren nicht habe kennen gelernt, um von ihren Vorträgen etwas zu sagen: so begnüge ich mich bloß anzuführen, daß Herr Prof. *Felix Radwanski* unter andern auch ein Collegium über die *Technologie* liest. Den Professoren der beiden Universitäten liegt zugleich ob, über die Lehrer der Provinzialschulen die Aufsicht zu führen. Sie schicken zu dem Ende aus ihrem Mittel jährlich Visitatoren in dem Königreiche umher, welche einen genauen Bericht über den Zustand der Schulen, über die Sitten der Lehrer, über ihre Methode und über die nöthigen Verbesserungen abstaten müssen. Von *Krakau* wird ein Visitator in Großpolen und ein zweiter in Kleinpolen [S. 356] geschickt. Nach ihrer Zurückkunft müssen sie einen sehr umständlichen Bericht über den Zustand der Schulen, über die gefundenen Mängel, über die anzubringenden Verbesserungen etc. abstaten. Die Universität verfügt, wo es nöthig ist, eine weitere Untersuchung, und berichtet von den ausgemittelten Resultaten gutachtlich an die Educations-Commission. Auch über die Studenten wird jährlich eine Liste bei der Commission eingereicht, worin jeder nach seinem Namen, Stande, Geburtsorte, Alter, Glücksumständen, Sitten, Talent und Fleiß aufgeführt wird. Unstreitig sind diese Einrichtungen sehr zweckmäßig, um einen allmählichen Fortschritt des Schulwesens zu bewirken; zumal da die auf-

zuwendenden Summen etwas ansehnliches betragen*). Aber das [S. 357] Königreich ist groß, und die Commission hat gleichsam alles Gute, wie aus dem Chaos, hervorzaubern müssen; denn bis dahin fehlte es an allem: an geschickten Lehrern und an Anstalten, sie zu bilden, an zweckmäßigen Schulbüchern, an Vorschriften über das Erziehungswesen, an Aufsicht und (was das hauptsächlichste war) an Ahndung dessen, worauf es bei der Bildung der Jugend ankommt, und an Neigung etwas dazu zu thun. Welch eine Menge von Vorurtheilen und von Schwierigkeiten war zu überwinden! Weisheit und Standhaftigkeit wußten sich indessen Wege zu bahnen! Die Ansetzung protestantischer Professoren, z. E. *Georg Forster's* in Wilna war eine Art von Heroismus. In *Krakau* sind einige akademische Gebäude in einem guten Geschmacke aufgeführt worden. Die akademische Kirche ist in einem neuen edlen Style gebaut, und dient dem Bezirke, worin die übrigen zur Universität gehörigen Gebäude stehn, zu einer vorzüglichen Zierde. An einem andern Orte würde man indessen wahrscheinlich eine überflüssige von den schon vorhandenen 72 Kirchen für die Studenten eingerichtet haben. Jährlich wird eine Summe zu den physikalischen Versuchen und zur Erhaltung des botanischen Gartens verwandt. Auch sorgt man für die Vermehrung des Museums und der drei Bibliotheken, deren zahlreichste die in dem großen Collegio [S. 358] ist; aber noch mangelt es an den nöthigen Instrumenten, um in allen Theilen der Naturkunde die wichtigsten Versuche zu machen. Eine sehr schätzbare Sammlung ist die, welche der verstorbene *Jaskiewitz* (Professor der Naturgeschichte und Chemie) gemacht hat. Sie enthält bloße Landesprodukte, die der betriebsame und einsichtsvolle Mann auf seinen mineralogischen Reisen durch die Woiwodschaft *Krakau* und *Sendomir* zusammen gebracht hat. Der Nachfolger desselben, Hr. Prof. *Scheidt* läßt es sich angelegen seyn, diese Sammlung zu vermehren und die Liebe zu seiner Wissenschaft unter den Studenten zu wecken. Sogenannte Kostschulen, welche hier *Bursae* heißen, gab es seit den ältesten Zeiten schon; aber es konnten nur Jünglinge darin erzogen werden, welche im Stande waren, das

*) Nach *Büsching's* wöchentlichen Nachrichten (S. 18te Stück des neunten Jahrganges vom 20. April 1781) sind vom 1. Jul. 1778 bis dahin 1780 bei der Polnischen und Lithauischen National-Erziehungsanstalt wirklich eingekommen:

2,934,796 Polnische Gulden.

Davon sind verausgabt worden:

1) Für die Akademien und Schulen, an Besoldung der Lehrer, für die Armen und zur Belohnung der Fleißigen, für Freitische des armen Adels, für die Schulen der Pfarrschulmeister, für Erhaltung der Kirchen und übrigen Gebäude, und für allerhand Nebenausgaben 1,317,042 Gulden.

2) Für verdiente Männer, 285,122 Gulden 12 Gr.

3) Für die Geistlichen, 95,802 Gulden.

4) Für mancherlei, 1,061,797 Gulden.

Es blieb also noch ein Bestand von 175,032 Gulden vorrätbig.

festgesetzte (nicht gar hohe) Jahrgeld zu bezahlen. Die Commission fügte ein Institut hinzu, welches im höchsten Maße wohlthätig ist, und die gesegnetsten Früchte für das Land verspricht; dies ist das neue *Seminarium*. In demselben erhalten 25 junge Leute, die sich durch Talente und ein gutes Betragen empfohlen haben, freien Unterricht und Tisch, freie Wohnung, Aufwartung, Heizung, und jährlich 200 Polnische Gulden baar. Sie sind verbunden, 5 Jahre in dem Institute zu bleiben, und werden sodann entweder als Lehrer bei [S. 359] demselben oder in den niedern Schulen angesetzt. Noch ein anderes Institut hat den Zweck, nach und nach geschickte Ärzte durch das Land zu verbreiten. Die Städte müssen nämlich junge Leute, die sich der Arzneikunde widmen wollen, auf der Universität erhalten, wo ihnen jedoch der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird. Wenn dieselben ihren Cursus vollendet haben, und ein vortheilhaftes Zeugniß erhalten, so sind sie verpflichtet, sich in der Stadt, auf deren Kosten sie studirt haben, als ausübende Ärzte nieder zu lassen. Die jungen Männer, welche man zu Professoren auf der Universität bestimmt, werden auf Kosten der Commission, gewöhnlich ein paar Jahre ins Ausland auf Reisen geschickt. Ungeachtet es ihnen meistentheils, wenn sie diese Reisen antreten, an hinlänglicher Kenntniß der fremden Sprachen und Literatur, und an feiner Ausbildung fehlt, um von denselben allen Gewinn im vollen Maße zu ziehen: so bringt doch ein jeder von den Schätzen des Auslandes so viel zurück, daß er damit zum Vortheil seiner Zöglinge wuchern und sie zu einer noch glücklicheren Benutzung ihrer künftigen Reisen vorbereiten kann. Alle neulich angesetzten Professoren sind geborne Polen, und auf der hiesigen Universität gebildet. Der Rector der Universität, welcher alle drei Jahre aus den höheren Fakultäten gewählt wird, erhält jetzt aus den Universitätseinkünften jährlich [S. 360] 12,000 Polnische Gulden. *Casimir* der Große hatte ihm bei Stiftung der Universität 32 Gulden aus den Salzwerken zu *Wieliczka* angewiesen. In der schon oben angeführten Schrift des Herrn *de la Fontaine* sind, außer einigen umständlicheren Nachrichten von der Einrichtung dieser Universität, auch die Ankündigungen der *physikalischen* Vorlesungen vom October 1790 bis zum letzten Junius 1791 abgedruckt; und eben bemerke ich, bei der Correctur dieses Bogens, daß aus dieser Quelle die Berichtigung der Nachricht von der Universität *Krakau* im *Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung* Nr. 81 (vom 30. Junius 1792) geschöpft ist.

Liliana Lewandowska

Warschauer „sogenannte Liebhaber der Wissenschaften“

Die Reisekultur der Frühen Neuzeit berücksichtigte meist die Reisenden aller Professionen und lieferte die bekanntesten Reiseziele und -motive, unter denen Bildungs- und Vergnügungsreisen, von Ärzten empfohlene Badereisen, Kavaliertouren oder Künstler- und Gelehrtenreisen am populärsten waren. Man besuchte wissenschaftliche Gesellschaften wie auch einzelne Gelehrte, Kunst- und Naturaliensammlungen und Bibliotheken und wies Interesse am wissenschaftlichen Leben oder an der Gelehrtenwelt der besuchten Stadt auf. Die Aufmerksamkeit verdienen in dieser Hinsicht beispielsweise die Reisebeschreibungen von Johann III. Bernoulli oder Joachim Christoph Friedrich Schulz, wo sie u. a. die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig, die Załuski Bibliothek oder das Kadettenkorps in Warschau schilderten. Aber auch wenn man sich während einer Reise anfänglich ein anderes Ziel setzte, wie etwa seine Geschäfte zu erledigen, benutzte man die Gelegenheit, verschiedene Bildungseinrichtungen zu besuchen und einen geschickten Bericht darüber zu verfassen.

Das 18. Jahrhundert war zweifelsohne die Blütezeit der neuen Wissenschaften, denn man war davon überzeugt, dass der Verstand ein Maßstab für alles ist und die Wissenschaft unbegrenzte Möglichkeiten hat. Und es begann unmerklich gerade vor zwei Jahrhunderten mit der Etablierung der Gelehrtenrepublik («*respublica litteraria*»), die mit der Zeit als ein öffentliches Kommunikationssystem des Gelehrtenstandes verstanden wurde. Das Zeitalter der Aufklärung brachte eine akademische Kulturrevolution und spornte zum selbstständigen Denken an. Dieser Imperativ bildete schließlich nicht Leser, sondern Autoren heraus, die die aufklärerischen Ideale verwirklichen wollten.¹ Als Sinnbild der Aufklärung galt die aufgehende Sonne, so wie sie auf dem Kupferstich von Daniel Chodowiecki (1726-1801) dargestellt wurde, und ihr Licht symbolisierte das anbrechende Zeitalter der Vernunft:

Dieses höchste Werk der Vernunft [...] hat bis jetzt noch kein allgemeines verständliches allegorisches Zeichen (vielleicht weil die Sache selbst noch neu ist) als die aufgehende Sonne. Es wird auch wohl lange das Schicklichste bleiben, wegen der Nebel, die immer

¹ Vgl. Kamilla Mrozowska: *Komisja Edukacji Narodowej 1773-1794*. Warszawa / Kraków 1973, S. 4; Daniel Chodowiecki: *Aufklärung*, Kupferstich, 1791.

aus Sümpfen, Rauchfässern und von Brandopfern auf Götzenaltären aufsteigen werden, die sie so leicht verdecken können. Indessen wenn die Sonne nur aufgeht, so schadet Nebel nichts (Daniel Chodowiecki zu diesem Kupferstich).²

Man unternahm aufklärerische Versuche auch in Polen, und zwar vor allem zur Regierungszeit von Stanislaus II. August Poniatowski, aber die neuen, den Westen Europas erobernden Strömungen, die den sozialen und kulturellen Wandel ermöglichten, fanden hier wenige Anhänger, die bereit gewesen wären, die Wissenschaften zu fördern und zu entwickeln.

Das größte Stadtzentrum, das mit den dynamischen europäischen Städten wetteifern konnte, war das Warschau zur Regierungszeit Poniatowskis, eine Stadt, die sich wirtschaftlich, politisch und kulturell sehr schnell entwickelte. Die Entstehung der wissenschaftlichen Sammlungen, Kabinette, Bibliotheken und wissenschaftlichen Gesellschaften wie auch die Popularisierung der Wissenschaften, darunter durch die gelehrten Zeitschriften, charakterisierten die polnische Aufklärung mit allen ihren Errungenschaften: der Kommission für die Nationalerziehung, der Gesellschaft zur Untersuchung der Lehrbücher unter Leitung von Grzegorz Piramowicz³, mehreren (Privat)Bibliotheken oder dem Collegium Nobilium von Stanisław Konarski.⁴

Aber auch wenn sie von den fremden Besuchern (Autoren) aufgenommen und dann positiv bewertet wurden, wirken die meisten Stadtbeschreibungen aus dieser Zeitperiode „aus der Perspektive des Lesers rein äußerlich, wenn nicht oberflächlich. Man erfährt wenig über die Kontakte der Reisenden in der lokalen Gesellschaft, über Besuche in gelehrten Zirkeln, Gesellschaften, Freimaurerlogen, Lesegesellschaften oder Salons. Stets wirken die Reisenden auf der Durchreise, was sie in vielen Fällen und vor allem in den vielen als unbedeutend beschriebenen Provinzstädten sicherlich auch waren“.⁵ Die Ausnahme stellt Joachim Christoph Friedrich Schulz dar, bei dem man tatsächlich auf ein-

² Wilfried Seyfarth: Aufklärung und Romantik. Einführung [http://nibis.ni.schule.de/~lessing/delk15/sem1/thema12_1.html, Stand: 8.08.2014].

³ Grzegorz Piramowicz (1735-1801), polnischer Geistlicher, Jesuit, Pädagoge, aufklärerischer Schriftsteller und Philosoph armenischer Abstammung, Mitautor und Redakteur der Gesetze der Kommission für die Nationalerziehung, Autor des gemeinnützigen Handbuchs *Nauka obyczajowa dla ludu* (1785).

⁴ Vgl. Jerzy Wojtowicz: Miasta epoki oświecenia. In: Bogusław Leśnodorski (Hg.): Polska w epoce oświecenia. Państwo, społeczeństwo, kultura. Warszawa 1971, S. 231; Kazimierz Opalek: Nauka w Polsce okresu oświecenia. In: Bogusław Leśnodorski (Hg.): Polska w epoce oświecenia. Państwo, społeczeństwo, kultura. Warszawa 1971, S. 250, 255-257, 260. Stanisław Konarski (1700-1773), Piarist, Dramatiker, Poet, Übersetzer, Pädagoge, Publizist, Hauslehrer, Schul- und Erziehungsreformer, Begründer des Collegiums Nobilium, einer Ritterakademie in Warschau, 1740.

⁵ Bernhard Struck: Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850. Göttingen 2006, S. 319.

gehende Stadtdarstellungen Warschaus stößt. Sie sind das Ergebnis seines vielmonatigen Aufenthalts in dieser Stadt. Die Bandbreite seiner Interessen ist ansehnlich: von allgemeinen topographischen Bemerkungen über die vornehmste Architektur bis hin zur Personencharakteristik. Seine *Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau, durch Südpreußen, über Breslau, Dresden, Karlsbad, Linz, Wien und Klagenfurt nach Botzen in Tyrol*⁶, in der er sein Milieu aus der Sicht eines kritischen Bürgers widerspiegelt, wurde 1795/1796 anonym herausgegeben und schildert vor allem Polen in den Jahren 1791 bis 1793.

J.Ch.F. Schulz wurde am 1. Januar 1762 zu Magdeburg als Sohn eines Bürgers und Branntweimbrenners geboren, der nach Ostindien reiste, als Schulz 18 war, und fortan verschollen blieb. „Die strenge väterliche Zucht war nicht vermögend, der Lebhaftigkeit und dem Muthwillen des Knaben Schranken zu setzen. Im zehnten Jahre entließ er seinem Vater, um Schauspieler zu werden, kam aber bald wieder zurück, und besuchte jetzt die Lieben-Frauenschule zu Magdeburg“.⁷ Im Unterricht des ersten Lehrers Johann Gottlieb Schummel wandte sich Schulz dem Studium der französischen Sprache zu. 1779 begann er das Theologiestudium in Halle, war aber in der Theologie wenig beflissen und nach drei Semestern aus Mangel an Mitteln siedelte er nach Dresden mit seinem Freund, dem künftigen Dichter und Schriftsteller, Jakob Andreas Brennecke um. „Sie ließen sich in Dresden bei einer Schauspielergesellschaft [des Direktors Koppe, L.L.] anwerben, bereuten aber diesen Schritt bald. Schulz wandte sich der Schriftstellerei zu“,⁸ und Brennecke entschied sich für eine Militärkarriere. Schulzens erste Romane *Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld* (1781), in dem sentimental Tone gehalten, und *Ferdinand von Löwenhain* (1781) wurden von den Lesern sehr schnell positiv angenommen. Durch eine solche Tätigkeit arbeitete er sich zu einem gewissen Ansehen und Wohlstande empor, so dass er größere Reisen durch Deutschland unternehmen konnte. Und so reiste er nach Wien, Berlin und Weimar, wo er dem Philosophieprofessor K.L. Reinhold und dem Übersetzer und Verleger J.J.C. Bode begegnete.⁹ „Seine Arbeiten aus dieser Zeit, die fast alle erst [im Christoph

⁶ Joachim Christoph Friedrich Schulz: *Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau, durch Südpreußen, über Breslau, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg, Linz, Wien und Klagenfurt, nach Botzen in Tyrol*. T. 1-2. Berlin 1795. Als Onlinefassung zugänglich in der Digitalbibliothek Dolnośląska Biblioteka Cyfrowa wie auch bei Google Books.

⁷ Karl Heinrich Jördens: *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*. Bd. 4. Leipzig 1809, S. 658–659.

⁸ Karl Goedeke, Edmund Goetze: *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. Band 4,1. 3. Auflage, Dresden 1916, S. 929.

⁹ „Gerührt schrieb Schulz auf die erhaltene Nachricht von Bode's Absterben: »Dieser vollkommen ehrliche Mann war das Triebrad meiner Geschichte, die Seele meiner Handlungen, und der mich beständig umschwebende Richter derselben. Wir kannten uns so, wie sich selten zwey Menschen kennen lernen. Was er mir rieth, war mein Wille; was ich wollte hätte er

Martin Wieland's *Teutschem Merkur*, L.L.] zum Abdruck gelangten, sind teils Reisebeschreibungen, teils Bearbeitungen französischer und englischer Romane, teils Originalromane“.¹⁰

Im Juni 1789 reiste er nach Paris, verblieb dort sechs Monate lang und war Augenzeuge und genauer Beobachter der Französischen Revolution. Seine Veröffentlichungen aus dieser Zeit (1789, 1791) schildern die bahnbrechenden historischen Ereignisse wie auch die alltägliche Kultur und die Sitten in Frankreich. 1790 reiste Schulz von Paris über Weimar, wo er den Titel eines Hofrats verliehen bekam, nach Berlin. 1791 wurde er nach Mitau berufen, wo er, nachdem er sich als Lehrer und Mensch die Wertschätzung seiner Mitbürger erworben hatte, zum polnischen Reichstag als Deputierter des kurländischen Bürgerstandes gesandt wurde. Vom September 1791 bis zum Juni 1792 verblieb er in Warschau (nach diesem Aufenthalt entstand seine Reisebeschreibung). Er kehrte nach Mitau zurück, aber zur Wiederherstellung seiner Gesundheit musste er eine Reise nach Italien unternehmen (1793/94). Auf der Rückreise hielt er sich eine längere Zeit in Deutschland abwechselnd in Wien, Berlin, Jena, Weimar und Kissingen auf. In seinen drei letzten Lebensjahren wurde er von einer ständigen Krankheit geplagt (Kopfschwindeln, Übelkeit, geschwollene Gelenke, Gedächtnisverlust). Er starb im Alter von 36 Jahren am 27. September a. St. (9. Oktober n. St.) 1798 in Mitau. J.Ch.F. Schulz verfasste insgesamt dreizehn Romane und viele andere Prosawerke.¹¹

Schulz war ein, sowohl durch sich selbst und durch Lektüre, als durch Reisen und den Umgang mit guter Gesellschaft, geschliffener und gebildeter Mann. Er besaß treffenden Witz, geistvollen, vorurtheilsfreyen Beobachtungsgeist, eine überaus leichte Regsamkeit, den Konversationston der seinen Welt, und dabey den reinsten, gutmütigsten moralischen Charakter.¹²

gethan. Ich hatte zwey Seelen, so lange er lebte«“. Johann Friedrich von Recke, Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland. Bd. 4. Mitau 1832, S. 142-143.

¹⁰ Franz Brümmer: Schulz, Joachim Christoph Friedrich. In: Allgemeine Deutsche Biographie (1891), S. 743.

¹¹ Vgl. Brümmer: Schulz, Joachim Christoph Friedrich (Anm. 10), S. 742-744; Schulz, Joachim Christoph Friedrich. In: Baltisches Biographisches Lexikon digital. Digitalisierungsprojekt der Baltischen Historischen Kommission [<http://www.bbl-digital.de/seite/707/>, Stand: 6.08.2014]; Goedeke, Goetze: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung (Anm. 8), S. 929-936; Steve Naragon: Joachim Christian Friedrich Schulz (1762-1798). In: Manfred Kuehn, Heiner Klemme (Hg.): The Dictionary of Eighteenth Century German Philosophers. Bd. 3. London / New York 2010 (Entwurf eines Artikels) [<http://www.manchester.edu/kant/Bio/FullBio/SchulzJCF.html>, Stand: 6.08.2014]; David Pickus: Joachim Christoph Friedrich Schulz and the Vice of Poland. In: David Pickus: Dying with an Enlightening Fall. Poland in the Eyes of German Intellectuals, 1764-1800. Lanham 2001, S. 159-161.

¹² Recke, Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon (Anm. 9), S. 144.

Wegen der Zugänglichkeit und der Klarheit der Beschreibungen gehört seine *Reise von Riga nach Warschau* zu jenem literarischen Stoff, der von den Forschern, die sich mit dem Kulturtransfer auseinandersetzen, meist gewählt und auch neu aufgelegt wird (vgl. K. Zernack, G. Kosellek). Bisher setzten sie sich in der Regel mit verschiedenen Fragen auseinander, die mit dem zeitgenössischen Polenbild verbunden sind. Bemerkenswert sind darunter die Beiträge von E. Donnert, K. Zernack, K. Stefańczyk und D. Pickus, die die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in Polen im 18. Jahrhundert aus verschiedenen Perspektiven schilderten.¹³

In seinem Reisebericht stilisierte sich J.Ch.F. Schulz als Untertan der russischen Kaiserin, und in der Tat war er es „nach der Dritten Teilung Polens von 1795, als er seine *Reise eines Livländers* schrieb, [...] denn damals wurde das Herzogtum Kurland aus dem Lehnsverband der Krone Polen, mit deren vollständiger Auflösung, herausgenommen und Russland eingegliedert. [...] Auf dem Höhepunkt der politischen Reformbewegung, die die alte Republik zur Unabhängigkeit nach außen und zu guter Ordnung im Innern befähigen wollte und am 3. Mai 1791 die erste konstitutionelle Verfassung eines europäischen Staates zuwege brachte, hatte Schulz sogar ein politisches Mandat in der reformierten Republik wahrgenommen“.¹⁴ Er hielt sich für einen distanzierten Berichterstatter, auch wenn viele seiner Polen-Passagen als politischer Lagebericht anzusehen sind. In der *Reise von Riga nach Warschau* stößt man auf sieben Abschnitte mit der Überschrift *Warschau*.¹⁵

¹³ Siehe u. a.: Erich Donnert: Joachim Christoph Friedrich Schulz und seine „Reise eines Livländers“. In: Wolfgang Griep (Hg.): *Sehen und Beschreiben: europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Heide 1991, S. 279-289; Klaus Zernack: *Die Distanz des „Livländers“* Joachim Christoph Friedrich Schulz über die Polenpolitik Katharinas II. In: Conrad Grau (Hg.): *Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert: Kultur, Wissenschaft und Diplomatie – Germano-russkie otnošenija 18 veka*. Wiesbaden 1997, S. 375-390; Krystyna Stefańczyk: *Warschau zur Zeit des Vierjährigen Sejms in der Sicht J.Ch.F. Schulzens*. In: *Acta UW. Germ. wratisl.* (1974). Nr. 20, S. 39-53; Otto Clemen: *Briefe von Friedrich Schulz aus Warschau, Wien und Weimer 1791-1795*. In: *Arch. Kulturgesch.* (1923). Bd. 15. Nr. 1/2. S. 116-129; Pickus: *Joachim Christoph Friedrich Schulz (Anm. 5)*, S. 157-182; Dirk Sangmeister: „Bis zum Verlust der rechten Hand“. *Der freie Schriftsteller Friedrich Schulz (1762–1798)*. In: *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen*. Bd. 8 (2001), S. 25-43; G.[...] von Hartmann: *Ein vergessener Kritiker des 18. Jh.* In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*. 1906, S. 236–259; Jegór von Sivers: *Deutsche Dichter in Russland*. Berlin 1855, S. 131. Biogramme: Ryszard W. Wołoszyński: *Schulz Joachim Christoph Friedrich (1762-1798)*, in: *PSB, T. 36. Warszawa, Kraków 1995-1996*, S. 41-43; Johann Georg Meusel: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbene deutschen Schriftstellern*. Bd. 12. Leipzig 1812, S. 526-531 (mit der Liste seiner Werke); Recke, Napiersky: *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon (Anm. 9)*, S. 141-52; Jördens: *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Anm. 7)*, S. 658–673; Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1797*. Bd. 2. Gotha 1801, S. 115-44. Siehe auch die Anm. 5. Abdrucke seiner Werke: Klaus Zernack: *Reise nach Warschau*. Frankfurt a.M. 1982; Gerhard Kosellek (Hg.): *Friedrich Schulz, Briefe*, Bielefeld 2001.

¹⁴ Klaus Zernack: *Nachwort*. In: Klaus Zernack: *Joachim Christoph Friedrich Schulz. Reise nach Warschau. Eine Schilderung aus den Jahren 1791-1793*. Frankfurt a.M. 1982, S. 347-348.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 348.

„Die Hauptstadt der königlichen Republik [war] also das Prisma, durch das er ebenso eindringlich in der Analyse wie glänzend im Stil das politische Leben des Adelsreichs in der Spannung zwischen Reformanstrengung, konservativer Erstarrung und Interventionsdruck von außen projiziert[e]“.¹⁶ Seine gründliche Anschauung vom öffentlichen Leben in der Hauptstadt Polens gewann Schulz in der Tat als Mitauer Deputierter in jenen neun Monaten, in denen das Reformgesetz vom 3. Mai 1791 ins Leben gerufen wurde. Die Polen-Analyse ordnete er in den Zeitablauf seiner Badereise nach Bozen ein, die im Sommer 1793 stattfand. Es war also die Zeit nach der Zweiten Teilung Polens, der Aufhebung der Maiverfassung sowie der Wiedererrichtung des russischen Protektorats. Die Zeitebene der Reise wurde immer wieder durch den Standort des Erzählers von 1795, d. i. nach der Dritten Teilung, durchbrochen.¹⁷

Als Quellenunterlage zur Erforschung der Kulturgeschichte im Ausgang des 18. Jahrhunderts ist die Reise von Schulz von wesentlicher Bedeutung. Auch wenn sie aus der Sicht eines objektiven Berichterstatters unternommen wurde, macht sie heute einen ambivalenten Eindruck, indem sie nicht selten die Nachteile der polnischen Gesellschaft hervorhebt. Ein solches Urteil ist aber häufig nichts mehr als ein Anzeichen seiner Gerechtigkeit, die in einigen Fällen doch übertrieben wirkt.¹⁸ Schulz war gewiss doch ein getreuer, doch etwas verhaltener Beobachter, und zwar hinsichtlich aller möglichen Lebensbereiche einer fremden Stadt. In der Darstellung Warschaus konzentrierte er sich auf das politische System Polens und die politische Kultur der Land- und Reichstage. Er analysierte ebenfalls den Staat, die gesellschaftlichen Stände und ihre Kompetenzen wie die Adelsgesellschaft, ihren Alltag, Finanzen, Auslandsreisen, das gesellschaftliche Leben, das ferner solche Elemente einbezog wie Schauspiel, Spielsucht, Spaziergänge, Picknicke, Prostitution, Frauen, Ehen und Gärten. Der Warschauer Aufklärung widmete er den siebten Abschnitt und schilderte dort die Wissenschaft, Druckerzeugnisse, Bibliotheken, Schulen und die Kultur insgesamt.

Diese Gelehrtenwelt beschränkte sich bei ihm vornehmlich auf die Geistlichkeit, mit der nur die Adeligen hätten wetteifern können, wenn sie über ein bestimmtes geistiges Vermögen verfügten hätten. Der in Deutschland wissenschaftlich starke und begabte Bürgerstand tat nach Schulz für die polnische Wissenschaft nichts. Aber auch wenn sich die höheren Gesellschaftsklassen an ihr beteiligt hätten, hätten sie nur beschränkte Fähig- und Fertigkeiten nachweisen können, denn sie übten sich vor allem in wenigen Fächern wie Geschichte, Staatsrecht, Gesetz-

¹⁶ Zernack: Nachwort (Anm. 14), S. 350.

¹⁷ Vgl. Zernack: Nachwort (Anm. 14), S. 350-351; Naragon: Joachim Christian Friedrich Schulz (Anm. 5); Pickus: Joachim Christoph Friedrich Schulz (Anm. 5), S. 158.

¹⁸ Vgl. Józef Ignacy Kraszewski: Polska w roku 1793 według podróży Fryderyka Schulca. Drezno 1870, S. IX-X.

gebung, Beredsamkeit und Dichtkunst. Auf den Fremdsprachenunterricht und die dabei erworbenen Kenntnisse stieß man da eigentlich nicht. Die Gelehrten bekleideten vor allem die Beamtenstellen oder waren Ärzte. Aber auch unter ihnen gab es eine Menge von Ausländern!

Daraus sieht man deutlich, dass der Zustand der polnischen Wissenschaft und Literatur nach Schulzens Ansicht nicht vorteilhaft war. Schulz äußerte sich darüber sehr kritisch,¹⁹ denn sie waren nach ihm „ziemlich dürftig und einseitig“, blühten aber einigermaßen während des Konstitutionsreichstags 1791, und zwar zusammen mit den „Beförderern der Staatsveränderung“. Hinzu kam noch die Tätigkeit der Drucker und Buchhändler, die die Gelehrsamkeit mit ihren Erzeugnissen unterstützten. Einige Jahre später war alles „im Stocken“, und die Wissenschaften schienen „auf einmal in ihren vorigen tiefen Schlummer zurück gesunken zu seyn“.

Außer den angezeigten Hilfsmitteln zum Umtriebe der Wissenschaften und der Leserey; außer den Buchdruckereyen, Buchhandlungen, der deutsch-französischen Lesebibliothek und den Privatbibliotheken, hat aber auch Warschau fast nichts weiter.²⁰

Man gewann den Eindruck, die polnische Literatur sollte ganz sterben, besonders angesichts des kleinen Leseraums, d. i. der Rezipientengruppe, die an den Büchern interessiert zu sein schien. Angeblich besuchte man weder die Warschauer Lesebibliotheken noch benutzte die Privatsammlungen.²¹ Auch die Załuski Bibliothek, die einen gemeinnützigen Charakter haben sollte, war für die Polen kein Begriff. Dazwischen schwebten nur die Bemühungen der Aufgeklärten, die zu dieser Zeit in die Gründung der Kommission für die Nationalerziehung und der Gesellschaft zur Untersuchung der Lehrbücher mündeten und auf diese Weise den Zustand zu verbessern suchten.

Diese neugegründeten Einrichtungen und die eingeleiteten Reformen wurden von den Beobachtern als musterhaft und nachahmungswürdig erkannt. Der bereits erwähnte Johann Bernoulli, der im Palast der Familie Potocki während einer Sitzung der Gesellschaft zur Untersuchung der Lehrbücher bewirtet wurde, äußerte sich über die Aktivität derselben sehr vorteilhaft. Aus diesen Worten ging ein durchaus positives Bild der aufklärerischen Politik der Reformen und des Königs her-

¹⁹ Bernhard Struck, der im Buch Nicht West – nicht Ost (Anm. 4) ein negatives Bild von Polen vermittelt, ist in diesem Zusammenhang vorsichtig und an der Gelehrtenwelt von Anfang an wenig interessiert, denn die Bemerkungen über diese Ebene des kulturellen Lebens der Polen werden von ihm nur beiläufig gemacht und man gewinnt keinen eindeutig negativen Eindruck davon, was bei Schulz doch zustande kommt.

²⁰ Schulz: Reise eines Liefländers (Anm. 6), S. 41.

²¹ Es waren aber auch andere – man kann sagen – prosaische Gründe, warum die Lesebibliotheken seltener besucht wurden, darunter fehlende Annehmlichkeiten und die Unordnung bei der Buchbearbeitung.

vor.²² Schulz war der Warschauer Welt gegenüber kritischer, allerdings konnte er die Stadt als eine Metropole nicht unterschätzen. Sichtbar war zwar seine Abneigung gegen all das, was von dem niedrigen geistigen Niveau der Warschauer Adelligen zeugte, er wusste aber, wie die einzelnen Erscheinungen einzuschätzen sind.

Das eigentliche Bild des Warschauer Gelehrtenstandes wich von dem oben beschriebenen wenig ab. Seine Personalgrundlage bildeten vor allem die Universitätsprofessoren, d. i. hauptsächlich die Geistlichen, und die Polen bzw. die Fremden, die an den polnischen Höfen z. B. als Bibliothekare tätig waren. Im Laufe der Zeit gewann Warschau als ein führendes Wissenschaftszentrum immer mehr an Bedeutung. Das nachhaltige holistische Entwicklungsprogramm der Geisteswissenschaften wurde unter dem gekürzten Titel *Programma literarium* von Józef Andrzej Załuski im Jahre 1732 herausgegeben, orientierte sich an der Sicherung des kulturellen Erbes, d. i. der Denkmäler des Schrifttums, und an der Entwicklung der polnischen Wissenschaft.²³ Die um die Załuski Bibliothek versammelten Personen bildeten das erste, relativ gut organisierte wissenschaftliche Milieu in Polen, das durch die Aktivität der einzelnen Gelehrten, die Reisen, den Briefwechsel, die Gesellschaften der Wissenschaften und die Lesegesellschaften die Kontakte miteinander aufrechterhielt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es zum Wandel in der Art und Weise, wie die sozialen Funktionen des Gelehrtenstandes betrachtet wurden. Er wurde zum Werkzeug in der Umgestaltung der Denkweise. Den Gelehrtengruppen traten im politischen und sozialen Bereich aktive Persönlichkeiten bei wie Stanisław Konarski²⁴, Hugo Kołłątaj²⁵ und Stanisław Staszic²⁶, man wandte sich den Experimentalwissenschaften und den gemeinnützigen Zielen der Wissenschaft zu. Das bedeutete, dass die Geisteswissenschaften den Fachdisziplinen: Biologie, Physik, Chemie, Mathematik, Landwirtschaft und Medizin wichen. Die polnische Wissenschaft, die noch ein halbes Jahrhundert früher der europäischen Gelehrtenwelt den Vorrang einräumte, genoss endlich ihre Blütezeit. Die Schilderung von Schulz passt sich dieser Situation eigentlich nur mit wenigen Ausnahmen an, und die Perspektive eines Augenzeugen ist immer einfältiger als die Bilder aus den Geschichtsbüchern.

²² Vgl. Bernhard Struck: *Nie Zachód, nie Wschód. Francja i Polska w oczach niemieckich podróźnych w latach 1750-1850*. Warszawa 2012, S. 325-326.

²³ Józef Andrzej Załuski: *Programma literarium ob exemplarium raritatem multifariamque ex Polonico in Latinam sermonem translatum recundi ad historiam literarium Poloniae, Lithuania, Prussiae et Curoniae illustrari curavit*. Danzig 1743.

²⁴ Siehe Anm. 4.

²⁵ Hugo Kołłątaj (1750-1812), polnischer Politiker, Publizist, Geistlicher, Dichter, Historiker.

²⁶ Stanisław Staszic (1755-1826), polnischer Schriftsteller, Politiker und Geistlicher.

Der Wandel im Diskurs über Polen war von den nationalgefärbten Debatten und der Änderung der gegenseitigen kulturellen Verhältnisse zwischen den deutschen Fremden und den Polen bedingt. Die besagte Zeitperiode ist daher als eine Zeitspanne der intensiven kulturellen Beziehungen und des Kulturtransfers zu bezeichnen. Die fremden Beobachter führten ihren Dialog mit den polnischen Gelehrten, Forschern, Schriftstellern, Politikern, den aufgeklärten Adelligen, in manchen Fällen auch mit dem König selbst, und hatten nicht selten rein persönliche und wissenschaftliche Kontakte zu ihnen. Ihre Berichte und Reisebeschreibungen über Polen galten als ein Beitrag zum deutsch-polnischen Kulturtransfer. Und eine solche Form der Kontakte unterschied sich bis 1800 keineswegs von der europäischen Gelehrtenrepublik.²⁷

²⁷ Vgl. Józef Andrzej Załuski: *Programma literarium* (Anm. 23), S. 426.

Joachim Christoph Friedrich Schulz: *Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau, durch Südpreußen, über Breslau, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg, Linz, Wien und Klagenfurt, nach Botzen in Tyrol. Viertes Heft. Enthaltend die fortgesetzte Schilderung von Warschau, nebst Anekdoten aus der Geschichte des Konstitutions-Reichstages, mit den Bildnissen der vornehmsten Theilhaber begleitet. – Reise von Warschau durch Südpreußen und Schlesien nach Dresden. Siebenter Abschnitt.* Berlin 1795.

[S. 18] Ein Gelehrtenstand, in der Art, wie er sich in Deutschland befindet, ist in Polen eigentlich nicht vorhanden. Die Geistlichkeit gilt für den gelehrten Stand vom Handwerk, und alle übrige, die sich mit den Wissenschaften abgeben, werden nur für Liebhaber gehalten. Der Bürgerstand, der in Deutschland fast ausschließlich die Wissenschaften anbaut, thut in Polen für dieselben nichts. Bloß der Adel wetteifert darin mit der Geistlichkeit, und er hat von jeher merkwürdige Namen in der polnischen Gelehrten-geschichte [S. 19] aufgestellt. Auf der andern Seite sind es fast immer nur Mitglieder der höhern Geistlichkeit gewesen, die sich in den Wissenschaften ausgezeichnet haben. Es ist kein Zweifel, daß die politische Lage dieser beyden Klassen diese Eigenheit bewirkt; man sieht dieß schon daraus, daß Geschichte, Staatsrecht, Gesetzgebung, Beredsamkeit und Dichtkunst die Fächer sind, die sie am häufigsten bearbeitet haben. Der Umstand, daß die gesammte Regierung und Verwaltung des Staats in ihren Händen ist, leitet sie besonders auf jene ersten Fächer, deren Anbau ihnen unentbehrlich ist; und auf das letztere führt sie ein lebhafter Geist, Lektüre, geselliges Leben und der Reitz der Dichtkunst selbst.

Die niedere Geistlichkeit, die gar keinen Antheil an den Staatsgeschäften hat, beschränkt sich bey ihren Studien, wenn sie noch studiert, auf alte Sprachen; auf Gottesgelehrtheit, und zwar, der Natur ihres Bekenntnisses gemäß, nur auf predigende und streitende Schultheo-[S. 20]-logie; auf Weltweisheit, die der altkatholische Glaube zügelt; auf Naturlehre, welche die Mosaische Schöpfungsgeschichte beengt; und endlich auf Naturgeschichte und Mathematik, die von den neuern Entdeckungen, die nicht lateinisch oder polnisch niedergeschrieben sind, nichts ahnen.

Die Unwissenheit der niedern Geistlichkeit in den neuern Sprachen ist Ursach, daß sie eine Klasse nicht ganz besetzt, deren sich in Deutschland die Geistlichkeit fast ausschließlich bemächtigt hat: ich meyne die Klasse der Hofmeister in den Häusern des Adels. Da es unter diesem Ton ist, wenigstens zwey fremde Sprachen zu wissen, so ist man gezwungen, deutsche, französische und italienische Hofmeister kommen

zu lassen, die diesen Theil des Unterrichts besorgen, nachdem die polnischen Religion, Lesen, Schreiben und ihr Latein gelehrt haben.

Dem polnischen Theile des Bürgerstandes bleibt für seinen höchsten Ehrgeitz nichts übrig, [S. 21] als der Besitz der Bürgermeister, und Rathsherrnstellen in den kleinern Städten, die man aus dem Vorhergehenden kennt: mithin hat er nicht die geringste Ermunterung, die Wissenschaften zu treiben, ja er hat, um das Wahre zu sagen, keinen Begriff von dem Worte, viel weniger von der Sache, bey der er auch leicht verhungern könnte. Derjenige ist unter der polnischen Bürgerklasse ein gelehrter Mann, der lesen, schreiben und lateinisch gelernt hat; er ist schon ein seltener Mann, denn er kann zu dem Amt eines Schreibers, Verwalters, Schulmeisters, Zolleinnehmers und Durchsuchers (lauter Stellen für bürgerliche Honoratioren) befördert werden, wenn er nicht gerade mit einem Edelmann der geringsten Klasse, der weit schlechter lieset, schreibt und lateinisch spricht, zu gleicher Zeit auf die Wahl zu kommen das Unglück hat. Kein Wunder demnach, wenn diese Klasse sich selten über den kleinen Krämer, den geringen Handwerker und den Tagelöhner hinausschwingt.

[S. 22] Der deutsche Theil des Bürgerstandes steht zwar, dem politischen Wethe nach, um einige Stufen höher, aber die Aussichten für den studierten Theil desselben sind auch äußerst beschränkt. Rechtsgelehrte sind innerhalb des Kreises ihrer städtischen Magistraturen und Gerichtsbarkeiten eingeschlossen. Die Bürgermeister- Rathsherr- Schöffen- und Beysitzerstellen in den wenigen, noch übrigen Municipal-Städten, sind die einzigen, die für sie offen bleiben, und unter diesen sind die Bürgermeister- und Rathsherrnstellen dem studierten Rechtsgelehrten gewöhnlich auch noch versperrt. Denn da zu denselben weniger gelehrte Kenntnisse, als etwas gesunder Verstand und ein gewisser Einfluß, den man sich in Polen nur durch Wohlhabenheit verschaffen kann, erfordert werden: so gelangt jeder angesehene Kaufmann eher zu solch einer Stelle, als ein Studierter; und da überhaupt die Kaufmannschaft den Stamm der Deutschen in den unmittelbaren Städten bildet, so sind die Ehrenämter in [S. 23] der Magistratur meist in ihren Händen. Die übrigen werden mit Subjekten besetzt, die aus der Stadt gebürtig sind, und die zuweilen auf deutschen hohen Schulen studiert haben. Bey diesen findet man in Polen ausschließend Kenntnisse von den Grundsätzen des Rechts, die sie auch, bey ihren innern Geschäften, anwenden, die ihnen aber bey ihren äußern Verhältnissen zum Adel und zur Geistlichkeit, und bey Rechtshändeln mit diesen, welche vor den Assessorial-Gerichten entschieden werden, wenig zu statten kommen. Denn die dabey angestellten Richter und Beysitzer, so wie die Advokaten und Schreiber, sind gebohrne Polen, die, wie oben weitläufig bemerkt worden, nichts, als ihr polnisches Recht, kennen. Deshalb wurden auch in ältern Zeiten (jetzt äußerst selten) manche Kriminalsachen,

die dem einfachen polnischen Rechte zu dornigt waren, an die Städte verschickt, um diese darüber erkennen zu lassen.

[S. 24] Anwaldsstellen sind für die studierte Deutsche in Polen so gut als nicht vorhanden; denn da sie dies Geschäft nur vor ihren eigenen Magistraturen treiben können, und Rechtshändel unter den deutschen Bürgern vor ihren Municipalgerichten überhaupt sehr selten sind, so würden, selbst in den ansehnlichsten Städten, kaum zwey Anwalde sich kümmerlich nähren können.

Es bleibt also dem deutschen Theile des Bürgerstandes, der die Wissenschaften als Broderwerb treiben will, nichts übrig, als die Arzneylehrtheit, und, wenn die Subjekte Dissidenten sind, die Theologie.

Unter den Aerzten und Wundärzten in Polen findet man auch wirklich zuweilen Einheimische; aber der größte Theil besteht in Ausländern. Jene pflegen besonders in Halle, Frankfurt, Berlin, auch in Wien zu studieren, und sich dann in ihrer Vaterstadt zu besetzen, oder in die Dienste eines Großen zu gehen; aber selten kommen sie zu einigem Ruf in ich-[S. 25]-rem Lande, das an der Sucht nach ausländischen Dingen kränker liegt, als vielleicht irgend ein anderes in der Welt. Fremde Aerzte und Wundärzte dürfen dagegen nur ein paar glückliche Heilungen vollbracht haben, so reißt man sich (besonders ist dies der Fall in der großen Welt) um sie, und wiegt ihre Augenblicke mit Dukaten auf. Oft sind diese gepriesenen Aerzte Abentheurer, die alles studiert haben, nur nicht die Arzneykunde; oder die in ihrem Vaterlande schlechter Kuren und schlechter Streiche wegen nicht aufkommen konnten; oder die von den Großen, auf gut Glück, verschrieben, oder von ihnen auf Reisen angenommen und hieher gebracht worden sind u. s. w. Daher ist das Heer der Aerzte in Polen aus allen europäischen Völkern ausgehoben, und Engländer, Italiener, Franzosen, besonders aber Deutsche, aus allen Kreisen des Reichs, arbeiten hier bunt durch einander, oft genug ohne Lehr- und Meisterbrief. Manche blühen ein paar Jahre und [S. 26] stürzen auf einmal von ihrer Höhe herunter, wenn ein paar unglückliche Heilungen an Großen, oder die Erscheinung eines neuen Wundermannes, die lockere Grundlage ihres Ruhms untergraben; und manche andre, die kurz vorher noch mit dem Pelikan die gemeinsten Kiefern erschütterten und mit ihren Pillen die Würmer der Bürgerkinder beunruhigten, rollen, an ihrer Statt, auf einmal in einem englischen Wagen aus einem Pallast in den andern und schweben auf den adelichsten und schönsten Lippen.²⁸

²⁸ (*) [mit dem Sternchen in Klammern werden die Fußnoten gekennzeichnet, die von Schulze stammen]: Man vergleiche hierüber das schon angezogene Werk eines Arztes, deren es in Warschau wenige giebt, Hrn. Lafontainens, eines Schweizers, in dem Aufsätze über Quacksalber und Afterärzte in Polen.

Unter den Wundärzten findet man besonders eine Menge Franzosen, die am häufigsten bey galanten Unfällen zu Rathe gezogen werden und, wegen der Menge derselben, und der Großmuth, mit der man dergleichen Kur-[S. 27]-en bezahlt, sehr gutes Auskommen hier finden. Zahnärzte liefert diese Nation auch noch hieher und sie durchziehen ganz Polen, und besuchen ein adeliches Gut nach dem andern. Es wäre ein Glück, wenn sie sich bloß an die Zähne hielten, aber sie sind auch, was sich von selbst versteht, zugleich große Aerzte und Wundärzte, und heilen alles, vom Reitpferde an bis zum Reiter. Der Schade, den diese Leute zum Theil stiften, ist um so größer, da keine medicinische Polizey über sie wacht. In Warschau ist kein Schatten davon, und es war, im Laufe des Konsstitutionsreichtags, im Werke, ein medicinisches Kollegium zu bilden; aber die Mitglieder waren unter einander so gespannt, und ihre Entwürfe und Grundsätze so verwirrt, widersprechend und leidenschaftlich, daß es leichter gewesen wäre, Felix Potocki und Ignaz Potocki zu vereinigen, als diese Herren unter Einen Huth zu bringen.

Die Dissidenten, welche die Gottesgelehrtheit studieren, können auch nur in geringer [S. 28] Anzahl, und meist ärmlich, versorgt werden. Die Söhne der Prediger folgen gewöhnlich ihren Vätern in ihren Stellen; und kann man letztere mit Einheimischen nicht hinlänglich besetzen, so nimmt man ausländische Kandidaten dazu; deren sich immer eine Anzahl in Polen als Hofmeister in deutschen Familien befindet, und die größtentheils aus Schlesien oder aus dem Königreiche Preußen herüber kommen.

Sogenannte Liebhaber der Wissenschaften sind übrigens unter dem deutschen Theile der Bürger in Polen selten, und man wird dieß sehr begreiflich finden, wenn man sich erinnert, daß er fast ganz aus Kaufleuten und Handwerkern besteht. Indessen findet man hier und da, vorzüglich bey den reichern Wechslern und Geschäftsleuten, kleine Bibliotheken, die, in Nachahmung des höhern Adels, meist aus französischen Büchern bestehen, welche sogar zuweilen gelesen werden.

[S. 29] Man sieht aus diesen Bemerkungen, daß der Zustand der ursprünglich polnischen Literatur und der deutschen Literatur in Polen nicht vortheilhaft seyn könne. Was in der erstern gethan wird, ist in jeder Rücksicht ziemlich dürftig und einseitig, und was in der letztern geschieht, kann man nach den angegebenen Umständen leicht ermessen. Indessen will ich, in Absicht beyder, noch etwas mehr ins besondere gehen.

Während des Konstitutionsreichtages,²⁹ der in der That die Nation in ein Feuer setzte, dessen man sie seit lange nicht mehr fähig geglaubt

²⁹ Nach den Teilungen Polens eröffnete erst der Vierjährige Sejm (1788-1792) den Weg zur Einführung neuer Reformen, die u. a. vom König Stanislaw August und von anderen Politikern und Sejmabgeordneten, darunter Stanislaw Malachowski, Ignacy Potocki, Hugon Kollataj, Stanislaw Staszic, vorbereitet wurden. Die Verfassung wurde am 3. Mai 1791 verabschiedet.

hatte, fingen auch einige Zweige der Gelehrsamkeit frischer an zu blühen, besonders diejenigen, welche ich oben als die vom Adel und der hohen Geistlichkeit am meisten angebauten bezeichnet habe: Staatsrecht, Politik, Gesetzgebung, Geschichte, Beredsamkeit. Die ersten Schritte des Revolutionsreichstages gaben, wie ehemals die gestattete Preßfreyheit unter Joseph dem Zweyten in Wien, Anlaß [S. 30] zur Abfassung und Lesung einer Menge von größern und kleinern Schriften, die, wie es der Gegenstand mit sich brachte, alle politisch waren. Die Verfasser derselben waren theils Beförderer der Staatsveränderung, theils Gegner derselben, theils Adelige, theils Geistliche. Manches wurde geschrieben, um die Nation vorzubereiten, manches um gethane Schritte zu erläutern, manches auf unmittelbare Veranstaltung der überwiegenden Parthey, manches von einzelnen Staatsbürgern nach eigener Ueberzeugung, aus eigenem Antriebe. Die Entwürfe zu neuen Gesetzen, die neuen Verordnungen, die hervorstechendsten Reden der Reichsboten wurden in polnischer Sprache gedruckt und vertheilt; die Fremden, die sich gerade in Warschau befanden, schrieben, von dem thätigen Haufen hingerissen, auch ihrerseits ihre Meinung, ihren guten Rath, ihre Wünsche und ihre Zweifel, besonders in der französischen Sprache, nieder, die jedermann, der nur einige Erziehung hat, in Polen ver-[S. 31]-steht; die verschiedenen Gesandten der auswärtigen Höfe bedienten sich ebenfalls der Presse, aber der Namenlosigkeit, um die allgemeine Meinung und auch den Reichstag dahin zu leiten, wohin ihr verschiedenes, oft entgegengesetztes, oft verändertes, Interesse verlangte; mit einem Worte: die allgemeine Regsamkeit ergoß sich in Blättern, Bogen und Büchern und spannte die Aufmerksamkeit der Polen, von oben herab, bis zum Bauer (aber nicht mit ihm) hinunter, und es war vielleicht der erste Fall, vielleicht auch der letzte in der polnischen Geschichte, daß in den Wagen, auf den Straßen und hinter den Bierkrügen und Brantweinsgläsern gelesen und von politischen Dingen gesprochen wurde.

Solch eine allgemeine Theilnehmung war die Zeit her in Polen unerhört gewesen. Da der Adel, wenn er vordem in seinen Stellvertretern versammelt war, nur immer selbst, für sich selbst und durch sich selbst, berathschlagte, beschloß und ausübte: so war dem Reste des [S. 32] Volks ein Reichstag immer so fremde und gleichgültig gewesen, als eine Rathswahl in Nürnberg. Der Revolutions-Reichstag aber wußte die Aufmerksamkeit der übrigen Einwohnerklassen dadurch zu gewinnen, daß er ihnen Hoffnung machte, auch für sie zu arbeiten. Er ließ namentlich die Bürger schon dadurch viel erwarten, daß er die *f r e y e K ö n i g s w a h l* angriff und die *V o r r e c h t e* des Königs *v e r m e h r t e*: zwey Dinge, die auf allen vorigen Reichstagen, das eine eifrigst befestigt, das andre eifrigst vermindert, worden waren, wodurch zugleich auch das politische Daseyn der Bürgerklasse immer

mehr untergraben werden mußte. Jetzt, da diese ein Vaterland an Polen zu bekommen hoffte, ward auch bey ihr der Geist der Untersuchung und des Nachdenkens rege, und sie las und schrieb und sprach, und verstärkte dadurch das literarische Verkehr eben so sehr, als den Einfluß der wiedergebährenden Partey auf die allgemeine Meinung. Die Zeitungen, die in pol-[S. 33]-nischer, französischer und deutscher Sprache geschrieben wurden, besonders die *National-Zeitung*³⁰, an welcher die besten Köpfe unter den Reichsboten, *Wibicki*, *Nimzewicz*, *Weissenhof*, *Mostowski*³¹ u. a. arbeiteten, thaten diejenige Wirkung, die man, wie es scheint, erst in neuern Zeiten diesen Blättern mitzuthemen gelernt hat, um sie politisch zu benutzen. Man druckte Auszüge daraus für ein paar kleinere Zeitungen, die hauptsächlich den gemeinen Mann in den Provinzen zum Leser hatten; man veranstaltete auch eine deutsche Nationalzeitung, welcher die polnische zum Grunde lag. Das „*Journal hebdomadaire de la Diète*“ früher, und die „*Gazette de Varsovie*“³² später, waren ebenfalls für die verändernde Partey und wurden von den gebildeten Klassen in den Provinzen häufig gelesen. Alle erreichten, außer dem politischen Zwecke, auch diesen, daß die Gewohnheit zu lesen und das Vergnügen daran allgemeiner wurden. In eben dieser Absicht errichtete der [S. 34] obenerwähnte *Johann Potocki* eine Lesestube³³ zum allgemeinen Gebrauch. Er räumte drey saubere, geräumige Zimmer in einem Nebengebäude seines Palastes ein, und versah sie mit Stühlen, Tischen, Schreibzeugen und einer Menge von inn- und ausländischen Zeitungen und fliegenden Blättern. Ein paar seiner Leute waren den Lesern immer gewärtig, und man konnte Vormittags und Nachmittags gewisse Stunden nach Belieben darin zubringen.

Vor dem Revolutions-Reichstage waren nur drey bedeutende Druckereyen in Warschau, und ein paar unbedeutende; im Laufe des-

³⁰ Es geht um die informationspolitische „*Gazeta Narodowa i Obca*“, die in Warschau auf Anregung von Ignaz Potocki in den Jahren 1791-1792 herausgegeben wurde.

³¹ Julian Ursyn Niemcewicz (1757-1841), polnischer Gelehrter, Dichter und Staatsmann. Józef Weyszenhoff (1760-1798), livländischer Publizist, Rechtsanwalt, Sejmsabgeordneter. Tadeusz Antoni Mostowski (1766-1842), polnischer Schriftsteller, Publizist, Politiker. Józef Wybicki (1747-1822), politischer Schriftsteller und Literat, Abgeordneter des Vierjährigen Sejms. Siehe auch: Jerzy Kowecki (Hg.): *Sejm Czteroletni i jego tradycje*. Warszawa 1991; Waleryan Kalinka: *Sejm Czteroletni*. Bd. 1-2. Warszawa 1991; Jan Dihm: *Niemcewicz jako polityk i publicysta w czasie Sejmu Czteroletniego*. Kraków / Warszawa 1928; Wybicki, Godebski, Woronicz, Niemcewicz, Koźmian, Osiński, Feliński, Fredro, Śniadeccy, Brodziński. London 1941; Niemcewicz Julian Ursyn (Nekrologe). Paris 1890.

³² 1788 gründete Jan Potocki, ein polnischer Forschungsreisender, Historiker und Diplomat, eine Freie Druckerei, die das *Journal Hebdomadaire de la Diète* herausbrachte, und zwar bis 1792. Das Wochenblatt publizierte Berichte über die Sejmsitzungen. Vgl. auch Dariusz Adamski: *Jean Potocki (1761-1815). Principes généraux de l'art des recherches (1802)*. In: Pierre Caussat, Dariusz Adamski, Marc Crépon: *La Langue source de la nation: messianismes séculiers en Europe centrale et orientale (du XVIIIe au XXe siècle)*, Sprimont 1996, S. 475.

³³ (*) Gemeint ist eine Privatbibliothek.

selben wurden ihrer noch drey bis vier errichtet. Zwey davon waren allein mit dem Drucke der Reichstagspapiere beschäftigt; eine mit der Nationalzeitung; die übrigen theils mit solchen Denk- und Rechtsschriften, die dem Reichstage übergeben, theils mit solchen Blättern und Büchern, die über die Angelegenheiten des Augenblickes, für und dawider, geschrieben wur-[S. 35]-den. Die herrschende Partey beschränkte die Presse durch keine Censur. G r ö l l ³⁴ und D ü f o u r ³⁵ schon vorher ansäßige Buchdrucker, mußten die Anzahl ihrer Pressen um die Hälfte vermehren und hatten Tag und Nacht zu thun.

Eben so wuchs die Anzahl und das Geschäft der Buchhändler. Vorher waren ihrer zwey bis drey in Warschau; in der ersten Hälfte des Jahres 1792 waren ihrer sechs vorhanden. Ihr größter Absatz bestand in französischen Büchern, die von jeher der Literatur und Lektüre in Polen zum Grunde lagen. Damals aber suchte man vorzüglich die politischen Werke Rousseaus, Montesquieu's, Helvetius, de Lolme's; Uebersetzungen alter Schriftsteller; die Verhandlungen der Nationalversammlung, Zeitungen und die neuesten französischen Flugschriften. Die Romane, Gedichte, und andre galante Erzeugnisse der französischen Schriftsteller und Buchmacher standen unangerührt, denn sogar die Stutzer und Weiber waren von der Fluth mit hingerissen wor-[S. 36]-den und trugen Politik und neue Vefassung im Kopfe, und oft genug, nach ihrer leichtsinnigen Art, auch am Kopfe in – Haarwickeln. Auf den Papieren, worin man vom Kaufmann und vom Krämer Waaren erhielt; auf den Schnitzeln, die in den Straßen herum lagen, standen die Worte: Narodow, constitucya, stanu, miasta, rspospolity, obywatel, so wie auf dem französischen Schmutzpapier fast alles mit den Worten nation, constitution, motion, decret, insurrection, commune, citoyen, vertueux, guillotine, tyrans, und terreur bedruckt ist. Als endlich unsre Truppen Anstalt machten, in Polen einzurücken, setzten die Buchhändler fast alle ihre französischen Kriegsschriftsteller ab; und dies war das letzte Feld, das, während der Revolution, in der polnischen Literatur angebauet wurde.

³⁴ Michael Gröll (1722-1798), Warschauer Buchhändler, Verleger und Drucker. Er ließ sich in Warschau zur Regierungszeit des Königs August III. nieder. 1769 gründete er den ersten Lesesaal und die erste Leihbibliothek in Warschau. Einige Jahre später erhielt er das Privileg zur Eröffnung einer eigenen Druckerei. Vgl. Marion Voigt: Michael Gröll (1722–1798) als polnischer Buchhändler und Verleger der Aufklärung. Magisterarbeit, FAU Erlangen-Nürnberg, 1992.

³⁵ Pierre Dufour (1730-1797), französischer Drucker und Buchhändler, zog nach Warschau auf Anregung vom Fürsten Adam Kazimierz Czartoryski, nachdem die Kommission für die Nationalerziehung bereits gegründet worden war. 1775 eröffnete er eine eigene Druckerei. Vgl. Wojtowicz: Miasta epoki oświecenia (Anm. 3), S. 229; Józef Szczepaniec: O pracach nad historią drukarstwa warszawskiego Stanisława Augusta. In: Ze skarbca kultury. H. 1(2). Wrocław 1952, S. 31-33; Józef Szczepaniec: Dufour Piotr. In: Irena Treicher (Hg.): Słownik pracowników książki polskiej. Warszawa 1986, S. 187-189.

Jetzt, da ich dies schreibe³⁶, ist die Literatur, wie alles übrige, im Stocken. Die Pressen stehen. Ein paar Buchhändler haben [S. 37] ihre Gewölbe geschlossen, und andre vertrödeln ihre Bücher durch Herumträger. Die Wissenschaften scheinen auf einmal in ihren vorigen tiefen Schlummer zurück gesunken zu seyn, und es gewinnt das Ansehn, als ob die polnische Literatur, als polnische, ganz sterben werde, um mit der Zeit einmal, als ein Theil der Russischen, der Oesterreichischen und Preußischen wieder aufzuerstehen.

Der erwähnte Buchhändler und Buchdrucker G r ö l l hat viel Verdienste um die Buchdruckerey in Polen und um die deutschen Liebhaber der Wissenschaften in Warschau. Als er sich in dieser Stadt besetzte, waren nur zwey oder drey Druckereyen vorhanden, die bloß polnische und lateinische Bücher, Staatsverhandlungen, kleine politische Schriften, und die gemeinsten Schulbücher druckten; er druckte polnisch, lateinisch, französisch und deutsch. Seine Arbeiten waren sauber, richtig, nach der Kunst, hatten mehr Geschmack; seine Preise waren billig. Da er zugleich einen Buchladen [S. 38] meist für deutsche Schriften hielt, so vermehrte dies seine Verbindungen in den Provinzen, und seine Druckerey gewann immer mehr Kunden. Er beschäftigte sie aber auch als Verleger, indem er viele Schriften aus dem Deutschen und Französischen in das Polnische, und aus diesem auch zuweilen in das Deutsche, übersetzen ließ und druckte. Indessen klagt er, daß diese Unternehmungen ihm mehr Schaden als Nutzen gebracht haben, weil das Publikum der Leser in Warschau, wie in Polen überhaupt, von jeher sehr klein gewesen sey. Er hat deshalb schon seit mehreren Jahren nichts mehr übersetzen lassen, und sein Buchhandel ist in der That ziemlich unbedeutend geblieben.

Ein anderer Buchhändler, Namens P f a f f³⁷, der sich seit wenig Jahren in Warschau besetzt hat und besonders mit französischen Büchern Geschäfte macht, hält nebenher eine deutsche und französische Lesebibliothek. Es ist die einzige in Warschau, aber sie wird dennoch we-[S. 39]-nig benutzt. Zwar ist die Auswahl seiner deutschen und französischen Lesebücher so, daß Liebhaber, die etwas Besseres, als Romane und Komödien, lesen wollen, große Dürre in seinen Verzeichnissen finden müssen; aber dieser Umstand ist es nicht allein, sondern vorzüglich der Mangel an Lesern. Die Deutschen in Warschau haben, vermöge ihres Gewerbes, nützlichere Dinge zu thun, als lesen. Die Mode des Lesens, wie sie in Deutschland besteht, ist hier noch nicht eingerissen, und der rechtliche Kaufmann und Handwerker studiert noch Sonntags- und Feyertags Evangelien, Episteln und erbauliche Predigtbücher. Ihre Kin-

³⁶ (*) May, 1793.

³⁷ Karol Boguslaw Pfaff (gest. nach 1829), Lemberger Buchhändler und Verleger, lernte bei Michael Gröll, dessen Filiale in Lemberg er 1780 übernahm. Vgl. Józef Szczepaniec: Pfaff Karol Boguslaw (zm. po 1829). In: PSB. T. 25. Wrocław 1980, S. 750-751.

der lesen höchstens, theils verstohlen, theils unverholen, Romane und Komödien; aber die Familien, in denen letzteres geschieht, leben überhaupt schon auf einem mehr großstädtischen Fuß, und sind der Einfalt der ältern deutschen Sitten meist untreu geworden. Dieß ist vorzüglich der Fall unter den wohlhabenden, jüngern Kaufmannsfamilien, in denen man Söh-[S. 40]-ne und Töchter findet, die ihre Sprach- Tanz- Musik- und Zeichenmeister haben, oft auch, statt alles Vermögens und aller Aussteuer, nichts mit bekommen, als die auf diesem Wege erworbenen angenehmen Kenntnisse. Da diese in den Mittelklassen in Polen überhaupt noch ziemlich selten sind, so bedürfen sehr oft Personen beyderley Geschlechts nichts weiter, um vortheilhafte Heirathen zu machen. Aus diesem Grunde wenden oft Eltern, was sie erübrigen können, zu diesem Behufe auf.

Die Polen von der Mittelklasse, wenn man den geringern Edelmann, den Advokaten und Dikasterianten dahin rechnet, lesen wenig oder gar nicht, oder höchstens Französisch; und dann sind es auch nur ihre Kinder oder Weiber, welche die Pfaffische Lesebibliothek benutzen. Die Polen der erstern Klasse bedürfen ihrer gar nicht, weil sie theils über die Bücher hinaus sind, die sie ihnen anbietet, theils weil sie selbst kleinere und größere Handbibliotheken besitzen, die sie jährlich mit den neuesten [S. 41] und berühmtesten Werken vermehren. Diese sind auch gewöhnlich Französische, Italienische, Englische, und äußerst selten Deutsche. Die deutsche Sprache wurde überhaupt nur in Großpolen, jetzt Südpreußen, der Nachbarschaft wegen, etwas angebaut, und wird es noch in den Theilen von Lithauen, die an Kurland und Preußen gränzen, und in den Städten, wo viel Deutsche wohnen; aber es geschieht meist nur aus Bedürfniß und nie aus Liebhaberey, weil die Polen von dem, was in der deutschen Literatur gethan ist, nicht den mindesten Begriff haben, und weil sie überhaupt die Deutschen – verachten.

Außer den angezeigten Hülfsmitteln zum Umtriebe der Wissenschaften und der Leserey; außer den Buchdruckereyen, Buchhandlungen, der deutsch- französischen Lesebibliothek und den Privatbibliotheken, hat aber auch Warschau fast nichts weiter. Allerdings besitzt diese Stadt noch eine Büchersammlung zum öffentlichen Gebrauch, die sogar eine der zahl-[S. 42]-reichsten in Europa ist, die aber fast gar nicht benutzt wird, weil sie nicht benutzt werden kann: ich meyne die Zaluskische.³⁸ Man weiß daß die beyden Z a l u s k i ,³⁹ Bischöfe, den

³⁸ Eine öffentliche Bibliothek in Warschau, eine der ersten Bibliotheken in Europa, die die Aufgaben einer Nationalbibliothek (seit 1780 war sie es) übernahm und sich damit beschäftigte, die Bücher zu sammeln, sachlich zu beschreiben und zugänglich zu machen. Sie wurde von den Brüdern, einem großen Bibliophilen und Bibliographen Józef Andrzej Załuski und einem Mäzenen Andrzej Stanisław Załuski 1732 gestiftet. In der Bibliothek wurden die Bestände vieler Privatbibliotheken unter einem Dach gesammelt, u. a. von Andrzej Olszowski, Andrzej Chryzostom Załuski und Józef Andrzej Załuski, Marcin und Andrzej Stanisław Załuski. Vor der Beschlagnahme durch die Russen zählte der Gesamtbestand über 400.000 Drucke und 12.000

Stock dieser Büchersammlung der Republik schenkten, und daß sie nach der Zeit durch ein paar andre Vermächtnisse vermehrt wurde. Schon lange hat man daran gearbeitet, sie gemeinnützig zu machen, aber ihr Lokal, das für die Menge von Büchern zu enge ist, und die Unordnung, worin sie sich, dieser Ursache und überhaupt der Unthätigkeit und Unwissenheit der Aufseher wegen, befindet, hat es bis jetzt noch verhindert.⁴⁰ Nur ein mäßiger Saal enthält eine Anzahl von Büchern, die geordnet und eingetragen sind, und ist auch mit Tischen Stühlen und Schreibzeugen zur Bequemlichkeit der Leser versehen. Der letztern habe ich, so oft ich dort gewesen bin, nach Verhältniß, im-[S. 43]-mer sehr wenig gefunden; aber sie waren übrigens still und fleißig beschäftigt und bestanden meist aus Weltgeistlichen und jungen Leuten, die nachschlugen und Auszüge machten. Die Anstalten, die man sowohl zur Ausbesserung des Gebäudes, als zur innern Ordnung, während der Revolution, getroffen hatte, sind jetzt (im May 1793) ganz unterbrochen, und der Zeitpunkt ist schwer zu bestimmen, wo sich das Schicksal dieses gelehrten Schatzes verbessern dürfte.

Der König besitzt eine Büchersammlung⁴¹, mäßig an Zahl, aber im höchsten Grade geschmackvoll eingerichtet. Liebhabern aus den höhern Ständen soll es nicht schwer seyn, Bücher aus derselben zu erhalten, und, dem Willen des Königs gemäß, sollte dieser Vortheil Liebhabern aus allen Ständen zu gute kommen, wenn sie sich gehörigen Orts melden; aber, sey es Schüchternheit oder Bescheidenheit von Seiten der Gelehrten, oder abschreckende Antwort von Seiten des Bibliothekars [S. 44] (Albertrandi, sonst eines sehr gefälligen Mannes) genug, diese wohlgewählte Bibliothek wird wenig von den Warschauer Gelehrten und Liebhabern genutzt.

Handschriften. Vgl. Dorota Dukwicz: *Bracia Załuscy. Ich epoka i dzieło*. Warszawa 2011; Jan Kozłowski: *Szkice o dziejach Biblioteki Załuskich*. Wrocław 1986; Heinz Lemke: *Die Brüder Załuski und ihre Beziehungen zu Gelehrten in Deutschland und Danzig*. Berlin 1958; Stanisław Roszak: *Środowisko intelektualne i artystyczne Warszawy w połowie XVIII w. Między kulturą Sarmatyzmu a Oświecenia*. Toruń 1997.

³⁹ Die Brüder Załuski – beide Bischöfe: Józef Andrzej Załuski, (1702-1774), polnischer Geistlicher, Politiker, Mäzene, Bibliothekar, und Andrzej Stanisław Załuski, (1695-1758), polnischer Geistlicher, Adeliger und Bibliophiler. Vgl. Constantin von Wurzbach: *Załuski, Joseph Andreas*. In: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Bd. 59. Wien 1890, S. 126-127; Constantin von Wurzbach: *Załuski, Andreas Stanislaus Kostka*. In: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Bd. 59. Wien 1890, S. 120-121.

⁴⁰ (*) Vgl. Berl. Mon. Schrift, 1792. Jun. S. 562. sg. wo ein Mann vom Handwerk den Zustand dieser Büchersammlung schildert.

⁴¹ Der König Stanisław August Poniatowski sammelte Gemälde, Holzstiche, Münzen und Medaillen, astronomische und meteorologische Geräte. Die fehlende Thronerblichkeit verhinderte die Gründung einer königlichen vererbten Bibliothek auf dem Warschauer Schloss, daher besaß jeder neu gewählte König seine Privatbibliothek. Die Bibliothek Poniatowskis war es auch. Zu den Beständen gehörten 1783 ca. 7.500 Volumina, 1793 bereits 13.000, 1795-1798 – 15-20.000. Vgl. u. a. Biblioteka Stanisława Augusta na Zamku Warszawskim. Dokumenty. *Archiwum Literackie*. Bd. 26 (1988); Bartłomiej Szyndler: *Biblioteka króla Stanisława Augusta Poniatowskiego*. Kielce 1997.

Der König, dessen Auge seit dem Anfange seiner Regierung auf alles gerichtet war, was das Land an seinem Aufkommen in jeder Rücksicht hinderte, sahe wohl, daß der Mangel an einer zweckmäßigen gelehrten Erziehung den traurigen Zustand der polnischen Literatur bewirkte. Die beyden einzigen Universitäten in Polen, K r a k a u und W i l n a , waren nach und nach zu gewöhnlichen Schulen herabgesunken, in welchen die Jesuiten bloß i h r e Theologie und Philosophie als Hauptsache, und etwas Mathematik und Physik als Nebendinge, lehrten. Nach Aufhebung dieses Ordens gelang es dem Könige, durchzusetzen, daß die Güter, die derselbe in Polen besaß, zur Verbesserung des Schulwesens und der gelehrten Erziehung überhaupt bestimmt wurden. Man ernannte eine Kommission,⁴² die aus weltlichen [S. 45] und geistlichen Senatoren bestand, an deren Spitze der Bruder des Königs, der Fürst Primas, war, und die ungesäumt ihr Geschäft anfang. Vor allen Dingen richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Universitäten. Sie setzte neue Lehrstühle ein, schrieb eine neue Ordnung und Eintheilung der zu lehrenden Wissenschaften vor, und gab auch solchen in dem Verzeichniß der Vorlesungen eine Stelle, die bisher ganz vernachlässigt worden waren, z. B. der gereinigtern Philosophie, der Naturlehre, Naturgeschichte, Oekonomie, Technologie, den Alterthümern, der Gelehrtengegeschichte, der römischen Rechtsgelahrtheit, dem Natur- und Völkerrechte u. a. m.

Da aber diese neuen Einrichtungen nur dadurch recht wirksam werden konnten, daß man die Zuhöre, gehörig vorbereitet und in den Anfangsgründen der Wissenschaften zweckmäßig unterrichtet, auf die Universitäten bekam, so war es nöthig, auch die Landschulen in einen bessern Zustand zu setzen. Auch dieß ge=S. 46]schah. Ueberdieß stiftete man in Warschau eine Ritterakademie⁴³ nach einem sehr durchdachten Plan und besetzte sie mit verdienstvollen Lehrern, von denen zwey deutsche, der Direktor H u b e und der Professor S t e i n e r , auch in der deutschen Literatur bekannt sind, und in einigen Provinzialstädten, in Wilna, Luck, Kaminiec, Lublin rc. legte man Konvikte für arme Edelleute an, worin diese unentgeltlich unterhalten und unterrichtet wurden.

⁴² Die Kommission für die Nationalerziehung wurde als eine Schul- und Erziehungskommission 1773 durch den Sejm und König Stanislaw August Poniatowski gegründet.

⁴³ Die Ritterakademie Collegium Nobilium war eine 1740 gegründete Piaristenschule, die für die Söhne von polnischen Magnaten und Adligen vorgesehen war und eine führende Stellung in der polnischen Aufklärung hatte. Stanislaw Konarski war der Initiator zu ihrer Gründung. Siehe: Małgorzata Danecka, Thorsten Hoppe: Warschau entdecken. Rundgänge durch die polnische Hauptstadt. Berlin 2008, S. 123.

Axel Walter

Reisebeschreibung und Landesgeschichte – Ludwig von Baczkos *Reise durch einen Theil Preussens*

Im Jahre 1800 erschien bei Gottfried Vollmer (1768-1815), einem in Thorn geborenen Schriftsteller, der wegen seiner jacobinischen Haltung in Haft gesessen und sich danach in Hamburg als Buchhändler und Verleger niedergelassen hatte,¹ ein von Ludwig von Baczko, Professor, Historiker und Schriftsteller in Königsberg, herausgegebenes zweibändiges Werk unter dem Titel *Nankes Wanderungen durch Preussen*.² Das Buch besteht – anders als es der Haupttitel anzeigt – aus zwei gänzlich unterschiedlichen und voneinander völlig unabhängigen Reisebeschreibungen zweier Autoren. Das erste „Bändchen“ ist eine Edition der *Wanderungen durch Preussen* von Karl Ephraim Nanke, Landinspektor

¹ Zu Vollmer, einer der interessantesten Verlegergestalten auf dem Buchmarkt an der Wende zur Vormoderne vgl. jetzt den Band: Dirk Sangmeister und Martin Mulsow (Hg.): *Subversive Literatur. Erfurter Autoren und Verlage im Zeitalter der Französischen Revolution (1780-1806)*. Göttingen: Wallstein 2014. Dort die Beiträge von Reinhard Wittmann: *Erfurter Trompeter und Altonaer Paukenschläger. Die Verleger Hennings und Vollmer auf dem Buchmarkt um 1800* (S. 93-121); Holger Böning: *Gottfried Vollmer oder die Grenzen der Pressefreiheit. Ein Verleger und die deutsche radikaldemokratische Publizistik* (S. 122-150); Ute Schneider: „... ob und wie die Censur zu verbessern seye“. Der Fall Rebmann, Vollmer, Cramer in Erfurt 1795 (S. 151-166); Kartin Löffler: „Der wachsamen Aufsicht anbefohlen“. Der Verleger Gottfried Vollmer im Visier der Leipziger Bücherkommission (S. 167-190). Zu seiner Produktion vgl. Franz-Ulrich Jestädt: *Verlagsverzeichnis Gottfried Vollmer (1790-1806)*. Erfurt: Ulen-spiegel-Verlag 2011.

² Dass Vollmer dieses preußisch-patriotische Werk druckte, mag aus einer früheren Zusammenarbeit zwischen beiden herrühren, die aus einer geteilten jacobinischen Begeisterung, von Baczko freilich weit weniger radikal als von seinem Verleger verfochten und bei ihm bald wieder vergangen, entstand. 1794 erschien in Thorn, unter der Angabe „bei der Verlagsgesellschaft“, eine kleine Schrift mit dem Titel: *Unpartheyische Untersuchungen über die Folgen der französischen Revolution auf das übrige Europa*. Der Verfasser versteckt sich hinter den pseudonymen Initialen „A. v. K.“. In den Bibliothekskatalogen wird das bis heute stets in August von Kotzebue aufgelöst. Die Schrift stammt jedoch von Ludwig von Baczko, vgl. dazu die auf seiner Autobiographie (siehe Anm. 8) basierende Passage in: Friedrich August Schmidt (Hg.): *Neuer Nekrolog der Deutschen. Erster Jahrgang 1823*. Ilmenau: Vogt 1824, S. 338-407, hier S. 386: „Die französische Revolution war ausgebrochen, und, war auch Baczko keineswegs ihr unbedingter Verehrer; so hoffte er doch, daß sie den Fürsten und den Völkern eine heilsame Lehre geben werde. Mit empörtem Gefühl verabscheute er aber den Unfug und die Gräuel des Schrecken=Systems. Hier und dort stieß er jedoch mit seinen gemäßigten Ansichten an und, wie man ihn anfangs für einen Jacobiner gehalten hatte; so galt er später für einen Aristokraten. Er gab auch bei dem Buchhändler Vollmer eine kleine Schrift über die wahrscheinlichsten Folgen der französischen Revolution heraus, auf deren Titel der Verleger, weil sich B[aczko] nicht nennen wollte, A. v. K. setzen ließ, was Viele für August von Kotzebue deuteten“.

und Professor der Geschichte an der Königsberger Artillerie-Akademie. Nanke, über dessen Leben nur wenig bekannt ist,³ reiste 1794 zu Fuß von Königsberg aus über die Kurische Nehrung durch Preußisch- bzw. Klein-Litauen. Er liefert eine der ausführlichsten Beschreibungen über die Dörfer und Städte dieses Teiles des ehemaligen Ostpreußen, aber auch über die Sitten und Bräuche der dortigen litauischen Bevölkerung. Sein besonderes Interesse galt der Beobachtung und Beschreibung von Flora und Fauna dieses Landstrichs. So hängt er seiner Reisebeschreibung das bis dahin umfassendste *Verzeichnis der mir bekannten preussischen Schmetterlinge* an. Nanke widmet sich den Städten wie den Dörfern gleichermaßen, wobei in den Städten historische, ökonomische und politische Fakten, die aus anderen Quellen stammen und bei denen er um sehr genaue Größen- und Mengenangaben bemüht ist, mit eigenen Eindrücken zusammengebracht werden. Festgehalten sind außerdem Sehenswürdigkeiten und Eigenarten jedes Ortes. Die Beschreibung Memels (Niemen), die den ganzen dritten Abschnitt des Buches füllt,⁴ ist bis heute ein wichtiges Dokument der historischen Gestalt und der einstigen Lebensumstände in dieser durch Feuer und Krieg im 19. und 20. Jahrhundert schwer zerstörten Stadt.

Nankes Ausführlichkeit unterscheidet sich stark von der eher flüchtigen, im wesentlichen auf einzelne Gebäude und kuriose Sitten der Litauer konzentrierten Stadtbeschreibung Memels in Johann Bernoullis Reisebeschreibung, die zwanzig Jahre zuvor erschienen war.⁵ Außerdem besitzt Nanke ein ausgeprägtes Interesse an der litauischen Volkskultur, ohne wie Bernoulli dem Reiz des Folkloristischen zu unterliegen. Der ländlichen Bevölkerung und ihren Lebensbedingungen kommt Nanke mit seiner sehr genauen eigenen Beobachtungsgabe nahe. So notiert er nicht nur einige litauische Dainos, also Beispiele jener Volksliedkultur, die eine Generation zuvor die Begeisterung Johann Gottfried Herders gefunden hatten, sondern er zeichnet ein wohlwollendes und verständiges Bild der litauischen Landbevölkerung, die stolz und mutig, aufbrausend und roh, geschickt und – zumindest die Frauen – fleißig ist. Die Litauer erscheinen ihm als ein stolzes Volk, das seine Identität noch nicht verloren hat. Doch wo Herder das Ursprüngliche und Eigene eines Volkes gesucht und gefeiert hat, da blickt Nanke auf die Sprache und Sitten der Litauer aus der Perspektive eines westeuropäischen volksaufklärerischen Zivilisationsglaubens, in dem sich bereits Germanisie-

³ Zu ihm nur: Angelė Vyšniauskaitė: Karl Nanke. In: Visuotinė lietuvių enciklopedija. Bd. 16. Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidybos institutas 2009, S. 38.

⁴ Ludwig von Baczko (Hg.): Nankes Wanderungen durch Preussen. 2 Bde. Erstes Bändchen. Hamburg und Altona: Gottfried Vollmer 1800, S. 100-145.

⁵ Johann Bernoulli: Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778. Dritter Band. Reise von Danzig nach Königsberg, und von da nach Petersburg, im Jahr 1778. Leipzig: Caspar Fritsch 1779, S. 201-212.

zungstendenzen andeuten, die sich im 19. Jahrhundert in dieser Region schließlich massiv Bahn brechen. Nanke allerdings weiß noch sehr genau um die Schwierigkeiten dieser kulturellen Assimilierung, seien die Litauer doch über lange Zeit von den Deutschen unterjocht und benachteiligt worden: „Allmählig nehmen deutsche Sprache und deutsche Sitten unter ihnen Ueberhand, und nach dem Zeugnisse des alten ehrwürdigen Pfarrer Ostermeyer,⁶ sind litthauische Sprache und litthauische Sitten während eines Menschenalters in einigen Dörfern völlig erloschen. Dies würde schneller geschehen, wenn der Litthauer nicht eine so große Abneigung gegen die Deutschen hätte.“⁷

Das zweite „Bändchen“ enthält dann die Beschreibung einer etwa gleichzeitig durchgeführten Reise durch einen Teil Westpreußens. Genauer – und das ist für den Verfasser dieser Reisebeschreibung ein ganz entscheidender geschichtlicher Fluchtpunkt – durch jenen Teil des ehemaligen Preußens Königlich-Polnischen Anteils, der 1772 im Zuge der ersten Teilung von Polen an Preußen gefallen ist. Dieser Bericht stammt von Ludwig von Baczko (1756-1823), der seit 1799 als Geschichtspräsident an der Königsberger Artillerie-Akademie wirkte und somit Nankes Nachfolger war. Baczko ist in der Kulturgeschichte Ostpreußens um 1800 eine bekannte und nicht unbedeutende Gestalt.⁸ Seit 1777 erblindet, betätigte er sich dennoch unermüdlich als Schriftsteller. Zum einen verfasste er mehrere seinerzeit durchaus wahrgenommene, heute völlig (und zu Recht) vergessene Romane, Erzählungen und Gedichte, auch Dramen, und er versuchte, allerdings jeweils erfolglos, die Gründung mehrerer Zeitschriften. Zum anderen und vor allem aber trat er als Historiker mit mehreren Werken hervor, von denen eine sechsbändige *Geschichte Preußens*,⁹ ein *Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung Preußens*¹⁰ und ein *Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg*¹¹ nach wie vor lesenswert geblieben und für regionalgeschichtliche Forschungen immer noch heranzuziehen sind.

⁶ Gottfried Ostermeyer (1716-1800), Pfarrer in Trepfen in Ostpreußen, verfasste unter anderem die: Erste Littauische Liedergeschichte. Königsberg: Johann Friedrich Driest 1793, einen heute noch relevanten frühen Beitrag zur litauischen Literaturgeschichte. Zu ihm: Lehnerdt: Ostermeyer, Gottfried. In: Altpreußische Biographie. Bd. 2 (1967), S. 485.

⁷ Nankes Wanderungen, Bd. 1 (Anm. 4), S. 195-196.

⁸ Zu ihm die Artikel von Gollub: In: Altpreußische Biographie. Bd. 1 (1941), S. 25-26; Helmut Motekat: Baczko, Ludwig Franz Adolf Josef von. In: NDB 1 (1953), S. 509; Agnes Krup-Ebert: In: Wilhelm Kühlmann (Hg.): Killy-Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 1 (2008), S. 258-259. Baczko schrieb eine Autobiographie, die posthum in 3 Bänden erschien: Geschichte meines Lebens. Königsberg: Unzer 1824.

⁹ Königsberg: Hartung, [ab Bd. 3] Nicolovius 1792-1800.

¹⁰ 2 Teile. Dessau und Leipzig: Buchhandlung der Gelehrten 1784, 2. Aufl. Königsberg und Leipzig: Nicolovius 1802-1803.

¹¹ 7 Hefte. Königsberg: Hartung 1787-1790, 2. völlig umgearbeitete Aufl. Königsberg: Goebbels und Unzer 1804.

Baczko ist der Herausgeber des zweibändigen Werkes. Er hat Nankes *Wanderungen* nach dem Manuskript ediert, jedoch, wie er in der Vorrede ausdrücklich anmerkt, „die statistischen Nachrichten, und was Preussens Geschichte anbetriift, [...] mit Genehmigung des Verfassers zum Theil umgearbeitet und beträchtlich vermehrt“.¹² Wir müssen also davon ausgehen, dass das Beschreibungsmuster beider Bände auf Baczko zurückgeht. Im Hintergrund beider Reisen steht ein landeskundliches Interesse an beiden Landesteilen und an deren genauer Beschreibung, wie es ganz deutlich etwa auch in der von Friedrich Leopold Reichsfreiherr von Schrötter (1743-1815) in seiner Zeit als Staats- und Finanzminister (1795-1808) für Alt- und Neuostpreußen, d. h. die durch die polnischen Teilungen hinzugekommenen Gebiete, auf den Weg gebrachten vollständigen Kartographierung Ost- und Westpreußens zum Ausdruck kam.¹³ Hinzu tritt Baczkos ausgeprägtes Interesse an der Landesgeschichte, so dass davon auszugehen ist, dass Nankes Reisebericht, der stark naturkundlich orientiert ist, wesentliche Veränderungen erfahren hat.

Das zweite „Bändchen“, das Baczkos Reisebericht enthält, trägt keinen eigenen Zwischen- bzw. Untertitel. Es ist auf jeden Fall anders als bei Nanke keine Wanderung gewesen, die Baczko durchführte, sondern eine Reise per Kutsche in Begleitung. Den Anlass dieser Reise bot die Übereignung eines Gratialguts, also eines zur eigenen Nutzung geschenkten Landguts, an den Verfasser durch den preußischen König Friedrich Wilhelm II. (reg. 1786-1797). Dieses Gut befand sich in Lissewo im damaligen Amt Gollup und war das Ziel der Reise. Die Reise ist nicht genau datiert, fand aber aller Wahrscheinlichkeit nach 1797, spätestens 1798 statt. Auf dieses Jahr datiert Baczko die Bestandsaufnahme der in Elbing existierenden Fabriken.¹⁴ Freilich hatte der Autor einige Städte bereits früher bereist, in Graudenz wechselte er bei dieser Reise lediglich die Pferde, bietet indes trotzdem eine Beschreibung des

¹² Nankes *Wanderungen*, Bd. 1 (Anm. 4), unpag.

¹³ Karte von Ost-Preussen nebst Preussisch Litthauen und West-Preußen nebst dem Netzdistrict. Aufgenommen unter Leitung des Königl. Preuss. Staats Ministers Frey Herrn von Schroetter in den Jahren 1796 bis 1802. [Berlin: Schropp & Comp. 1802-1810.] – Zu Schrötter, der vor seinem Wechsel ins Berliner Ministerium von 1791 bis 1795 Oberpräsident in Königsberg gewesen war, vgl. die Artikel von H. Schroetter: Friedrich Leopold Reichsfrh. von. In: Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte. 2., völlig Neubearb. und stark erw. Aufl. Bearb. von Karl Bosl, Günther Franz und Hanns Hubert Hofmann. Bd. 3. München: Francke 1975, Sp. 2552; Georg-Christoph von Unruh: Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter. In: Persönlichkeiten der Verwaltung. Biographien zur deutschen Verwaltungsgeschichte 1648-1945. Hg. im Auftrag der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft e.V. von Kurt G.A. Jeserich und Helmut Neuhaus. Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer 1991, S. 49-51.

¹⁴ Ludwig von Baczko (Hg.): Nankes *Wanderungen durch Preussen*. 2 Bde. Zweites Bändchen. Reise durch einen Theil Preußens. Von Ludwig von Baczko. Hamburg und Altona: Gottfried Vollmer 1800, S. 65. – Baczko verkaufte sein Gut bald darauf für 10.000 Taler und trat danach die Professur an.

Städtchens: „allein da ich an diesem Orte schon zum viertenmal war; so bin ich dennoch folgendes davon aufzuzeichnen im Stande“.¹⁵

Baczkos Reiseweg führte von Königsberg (heute Kaliningrad) über Balga (Bałga) nach Braunsberg (Braniewo; S. 13-28), Frauenburg (Frombork; S. 29-46), Elbing (Elbląg; S. 47-68), Marienburg (Malbork; S. 69-100), Stuhm (Sztum; S. 102-124), Marienwerder (Kwidzyn; S. 125-149), Graudens (Grudziądz; S. 150-165) und einige kleinere Orte nach Gollup (Golub-Dobrzyń; S. 169-181) und von dort nach Thorn (Toruń; S. 182-205). Aus Thorn kehrte er noch einmal nach Gollup zurück, um dann schließlich in Marienwerder über mehrere Tage seine Geschäfte abzuschließen, unterbrochen von Tagesausflügen in Orte der Umgebung. Die letzten Stationen nehmen am Ende des Buches nur noch wenige Seiten ein, die über zwanzigseitige Beschreibung von Thorn bildet den eigentlichen Abschluss des Reiseberichts. Baczko konzentriert sich im Gegensatz zu Nanke weitgehend auf die Beschreibung von Orten, an denen er Station macht; Naturbeobachtungen finden sich bei ihm nur ganz wenige. Die Ortsbeschreibungen selbst unterscheiden sich in ihren Eckpunkten, d. h. dem Raster der in einer Stadt als relevant für den Reisenden wie für seine Leser anerkannten Örtlichkeiten, Gegebenheiten, Institutionen etc., nicht von anderen zeitgenössischen und früheren Reiseberichten. Beschrieben werden von Baczko stets die Kirchen, immer verbunden mit genauen Angaben zu den konfessionellen Verhältnissen; die Schulen, wobei die höheren – gelehrten – Schulen besondere Aufmerksamkeit finden; markante Gebäude sowie die wirtschaftliche Situation und Produktion. Baczko bemüht sich dabei stets um konkrete und aktuelle Zahlen, nicht nur im Blick auf die Einwohnerschaft, die Anzahl von Wohnhäusern oder Feuerstellen, sondern auch für die wirtschaftlichen Daten, die für einen Ort kennzeichnend sind (dabei fehlt kaum einmal die Angabe zu den Bierbauern und Brandweimbrennern). Darin kommt nicht nur das im 18. Jahrhundert gewachsene Interesse an Statistik und Wirtschaft im absolutistischen Staat zum Ausdruck, der alle Lebensbereiche seiner Bewohner genau vermessen und regeln wollte, darin zeigt sich ebenso der auf Zahlen, Daten und Fakten professionalisierte Historiker.

Baczko lässt historischen Nachrichten freilich auffällig viel Raum. Dabei schreibt er ganz aus der Perspektive des Landeshistorikers – und zwar des preußischen Landeshistorikers. Die historischen Rückblicke reichen stets bis in die Ordenzeit zurück, was auch dazu führt, dass überall, wo sie noch stehen oder auch nur in Ruinen erhalten geblieben sind, Ordensschlösser und -burgen genau beschrieben werden. Die sehr ausführliche Beschreibung der Marienburg etwa schließt sogar die inneren Räume mit ein. Baczkos Geschichtsbild ist bei aller Bemühung um

¹⁵ Ebd., S. 151.

Objektivität ein einseitiges, ein deutsches und eben speziell ein preußisches. Das Jahr 1772 markiert für ihn eine Wende zum Wohle Westpreußens, nicht nur einen wirtschaftlichen Aufschwung nach Jahrhunderten polnischer Misswirtschaft und zugleich eine politische Konsolidierung nach ebenso langer polnischer Unterdrückung, sondern in der polnischen Teilung erfüllt sich für ihn die Wiedervereinigung eines im Mittelalter unrechtmäßig getrennten Landes. Dass Westpreußen an das Königreich Preußen fällt, ist für ihn unzweifelhaft historisch legitimiert – und es garantiert eine neue blühende Zeit. Mit dieser Sichtweise auf die Geschichte und dieser Interpretation der Gegenwart stand Baczko keineswegs unter seinen Zeitgenossen in Deutschland und erst recht in Preußen alleine. Dieser preußische Patriotismus, der sich in seiner Reisebeschreibung immer wieder artikuliert, ist freilich nichts Neues und fand sich über die gesamte Frühe Neuzeit innerhalb der gelehrtliterarischen Führungsschicht in Ost- und Westpreußen. Ihm wohnte allerdings ein regionales Bewusstsein inne, das durchaus einen Gegensatz zum brandenburgischen Kurfürstentum und später Königreich betonte.¹⁶ Bei Baczko verbindet sich dieser Patriotismus bereits mit einer Überzeugung von einer kulturellen Überlegenheit des und der Deutschen. Wo Nanke gleichwohl der litauischen Bevölkerung aufgeschlossen und positiv gegenüberstand, da kommen bei Baczko immer wieder festwurzelnde Ressentiments gegen die polnischen Bewohner des Landes und vor allem die polnische Wirtschafts- und Verwaltungsführung durch, wenngleich er sich sichtbar um Objektivität bemüht.

In dieser Hinsicht ist Baczkos Reisebericht nicht nur ein historisches Zeugnis für die kulturellen Stereotype, mit denen alles Polnische über Jahrhunderte aus deutscher Sicht beschrieben wurde. Vielmehr noch macht er deutlich, welche Ressentiments bestanden, die im unmittelbaren Kontakt beider Völker in diesem Teil Europas vom Ende des Mittelalters bis zum Ende der Frühen Neuzeit gewachsen waren und sich längst verfestigt hatten. Sie hallten vielfach bis weit in das 20. Jahrhundert nach.¹⁷ Bestärkend wirkt auf diese Wahrnehmungsweise aber auch eine über die Jahrhunderte ausgeprägte Königsberger Selbstwahrnehmung ein, die vom kulturellen Zentrum der einstigen Hauptstadt des

¹⁶ Grundlegend dazu Andreas Kossert: Ostpreußen. Geschichte und Mythos. [Erstmals] München: Siedler 2005. Vgl. auch Axel E. Walter: „Die Verbindung der Zeiten“. Überlegungen zu Erinnerung und Gedächtnis des alten Königsberg und des ehemaligen Ostpreußen. In: Axel E. Walter (Hg.): Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internet. Festschrift für Klaus Garber. Amsterdam [u. a.]: Rodopi 2005 (= Chloe; 36), S. 913-965.

¹⁷ Dazu einschlägig: Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden: Harrassowitz 1996 (= Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund; 21); polnische Fassung: „Polnische Wirtschaft“. Nowoczesny niemiecki dyskurs o Polsce. Olsztyn: Wspolnota Kulturowa BORUSSIA 1998.

Herzogtums Preußen aus auf die Provinz herabschaute.¹⁸ So sucht Baczko immer wieder den Vergleich mit Königsberg, das sich in jeder Hinsicht als überlegenes Vorbild beweist. Abgesehen von dem Tonfall, der einen in diesen Texten ungeübten Leser heute so manches Mal befremdet, ist Ludwig von Baczkos Bericht über seine *Reise durch einen Theil Preussens* für die 1772 an Preußen gefallenene ehemals Königlich-Polnischen Gebiete eine – bis in das Mittelalter zurückführend – landeshistorisch fundierte Darstellung, die wertvolle zeitgeschichtliche Informationen zu den religiösen, gelehrten, wirtschaftlichen und lokalpolitischen Zuständen um 1800 akribisch zusammenstellt und ein sehr detailliertes und zuverlässiges Bild von den wichtigsten Städten dieses Gebietes zeichnet.

Baczko stützt und verlässt sich nicht nur auf die eigenen Beobachtungen, die er bei seiner Reise gewonnen hat. Ganz im Gegenteil fällt die visuelle Perzeptionsebene bei ihm als Erblindeten ja vollständig aus. An ihre Stelle tritt das von seinem Begleiter Beobachtete und für ihn in Worte Gefasste, das er in eigene bildliche Vorstellungen, die er erinnert oder konstruiert, übersetzen und dann verschriftlichen muss. Es gehört zu den bekannten Grundproblemen in der Reiseforschung, das interdependente Verhältnis zwischen eigenen Beobachtungen und auf der einen Seite kulturell vorgeprägten Wahrnehmungs- und Narrationsmustern, auf der anderen Seite individuellen Lektüren schriftlicher Quellen bei der nachträglichen Ausarbeitung der Notizen in jedem Einzelfall zu entschlüsseln. Im Falle Baczkos kommt ein externer Erzähler als Zwischeninstanz hinzu, die ihrerseits präfigurierte Sichtweisen und Kenntnisse einbringt. Möglicherweise hat sich Baczko auch deshalb, wo immer es ging, durch andere Quellen abgesichert. Dieses Vorgehen, bei der endgültigen Erstellung des Textes die vorliegenden historischen Darstellungen zu konsultieren und mit den eigenen Eindrücken und Erkenntnissen abzugleichen, haben eigentlich alle Reiseschriftsteller praktiziert. Dass Baczko auch hierbei auf einen Vorleser zurückgreifen musste, wollen wir an dieser Stelle nicht mehr weiter problematisieren. Der in seinem Falle somit nur vermittelte Rückgriff auf vorgängige Texte geschah bei ihm jedoch zweifellos im Bewusstsein des eigenen Mankos umso mehr mit der ganzen Akribie und dem Ethos des Fachmanns, der zudem die Meinung anderer Fachleute einholte. Sein Werk gerät letztlich zu einer Mischung aus Reisebeschreibung und regionaler Geschichtsdarstellung, wobei erstere vor allem die Erzählform zur Verfügung stellt, in die der Historiker sein Werk einpasst. Baczko spricht diese von ihm vorgenommene Erweiterung des Genres an, dem dadurch ein höherer Wahrheitsgehalt garantiert werden soll.

¹⁸ Axel E. Walter: Königsberg. In: Wolfgang Adam, Siegrid Westphal (Hg.): Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum. 3 Bde. Berlin [u. a.]: de Gruyter 2012, Bd. 2, S. 1153-1210.

So habe er die Zeit zwischen dem Ende seiner Reise und der schriftlichen Ausarbeitung dafür genutzt, „von manchen Orten, die ich nur flüchtig berührt hatte, von sachkundigen Männern bestimmtere Nachrichten einzusammeln; so, daß diese Reisebeschreibung nicht bloß die Beobachtung eines flüchtig Durchreisenden wurde. Ich habe indeß die Nachrichten verglichen, und da, wo sie sich widersprachen, diejenigen gewählt, die ich nach meiner eignen Erfahrung am sichersten hielt“.¹⁹

¹⁹ Nankes Wanderungen, Bd. 2 (Anm. 14), S. 210.

Nankes Wanderungen durch Preussen. Herausgegeben von Ludwig von Baczko. Zweites Bändchen. Reise durch einen Theil Preussens von Ludwig von Baczko. Hamburg, Altona: Gottfried Vollmer 1800.

Die erste größere Stadt, die Baczko besucht, bietet ihm sogleich den Anlass, den Fleiß der Bewohner des Ermlands zu loben. Gleich am Anfang wird dabei die deutsche Perspektive für die Beschreibung gefunden, die den weiteren Reisebericht prägt:²⁰

„[S. 14] [...] Braunbergs Garnhandel bleibt noch immer von großer Wichtigkeit; denn Ermland ist derjenige Theil Preussens, worin die Spinnerei vorzüglich getrieben wird. Der vielen Feiertage ungeachtet, welche die Einwohner als Catholicken beobachten, kann man es als ausgemacht annehmen, daß eine ermländische Familie wenigstens ein Sechstheil, oft ein Drittel mehr spinnt, als eine eben so starke Familie in Ostpreussen. Deshalb ist jener Tadel neuer Schriftsteller, welche die Ermländer einer Faulheit und eines Mangels der Industrie beschuldigt um so ungegründeter, da die deutschen Einwohner Ermelands sich durch Fleiß und Thätigkeit vor dem benachbarten Ostpreussen auszeichnen. Dies galt nicht erst seit der preussischen Besitznehmung, sondern schon vor einigen dreissig Jahren. Deshalb suchte auch mein Vater, der an der Grenze wohnte, Gesinde aus dem Ermeland zu erhalten, weil er solches wegen seines Fleisses vorzüglich schätzte“.

Typisch für Reiseberichte, die sich Städten widmen, ist die Nennung bedeutender Gestalten des politischen und vor allem intellektuellen Lebens am Orte, die der Reisende gezielt aufsuchte. Baczko ist in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend, sofern es sich nicht um historische Personen handelt, die als solche seine Aufmerksamkeit finden. In diesem Fall bettet er in die Beschreibung von Frauenburg ein Porträt von Nikolaus Kopernikus ein, das eine eher unbekannte Seite des berühmten Astronomen und Arztes zeigt, nämlich die des Erfinders und Konstrukteurs von Dingen für das alltägliche Leben. Dabei wird in der folgenden Pas-

²⁰ Für die Personen-, Sach- und Wortkommentare wurde auf die folgenden Werke zurückgegriffen, die aus Umfangsgründen nicht im Einzelfall ausgewiesen werden: Der Kreis Thorn. Statistische Beschreibung von Steinmann, Kreislandrath. Thorn: Lambeck 1866; Hans Maercker: Geschichte der ländlichen Ortschaften und der drei kleineren Städte des Kreises Thorn in seiner früheren Ausdehnung vor der Abzweigung des Kreises Briesen im Jahre 1888. 2 Bde. Danzig: Bertling 1899-1900 (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens; 2); Helmuth Kahnt und Bernd Knorr: Alte Maße, Münzen und Gewichte. Leipzig: Bibliographisches Institut 1986 (= BI-Lexikon); Wolfgang Trapp und Heinz Wallerus: Handbuch der Maße, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung. 6., durchgesehene und erweiterte Aufl. Stuttgart: Reclam 2012 (= Reclams Universal-Bibliothek; 19023); die biographischen Informationen gehen zurück auf die ausgewerteten Lexika in: World Biographical Information System (<http://db.saur.de/WBIS/basicSearchResult.jsf>, Stand: 31.10.2014).

sage auch deutlich, dass Baczkos preußischer Patriotismus ihn nicht daran hindert, ausdrückliche Kritik an seinen Landsleuten, denen er an dieser Stelle fehlenden Gemeinsinn und Missachtung bedeutender Gelehrter vorwirft, zu üben. Was heute oftmals als besonderer Vorzug dieser Region betont wird, nämlich ihre Multiethnizität, erscheint ihm als Grund dafür. Die über Jahrhunderte nicht ausgeglichenen kulturellen Unterschiede zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen schwächen aus seiner Warte das gesamte Preußenland.

„[S. 34] Im sechzehnten Jahrhundert gab es hier einen Mann, dessen Namen Europa noch mit Achtung nennt. Er war der Sohn eines Chirurgus zu Thorn, von deutscher Abkunft, und hieß eigentlich Copernik.²¹ Das Gewerbe seines Vaters hatte bei ihm wahrscheinlich auch Anhänglichkeit für die Medizin erzeugt. Er hatte sie deshalb auch studiert, und wer ihn als Arzt zu Rathe zog, der erhielt seinen Beistand, und die von ihm verordneten Arzneimittel unentgeltlich. Diesen Zug von der Her-[S. 35]-zensgüte des großen Nikolaus Copernikus habe ich in manchen seiner Biographien nicht gefunden. Es wäre zu wünschen, daß ein patriotisch denkender Preusse der Plutarch²² seines Vaterlandes würde. Es gab hier so viele große Männer, wie in irgend einer deutschen Provinz, und dem fleissigen Sammler könnten so leicht nicht Materialien fehlen. Der Fürstbischof Krasicki²³ hatte die Absicht, den Copernikus ein Monument in der Domkirche zu errichten. Die Verminderung seiner Einkünfte hinderte diesen Entschluß. Fürst Jablonowski²⁴ hatte ihn wahrscheinlich erfahren, und erbot sich nun beim Magistrate der Stadt Thorn zu Errichtung eines solchen Denkmals. Mit Freuden ward dies angenommen, und nun erschien ein Fußgestelle von Krakauer Marmor mit einem Brustbil-

²¹ Nikolaus Kopernikus (Mikołaj Kopernik), geboren am 19. Februar 1473 in Thorn, gestorben am 24. Mai 1543 in Frauenburg, Domherr, Arzt, Astronom. Stand in Diensten des Bistums Ermland. Verfasser des bahnbrechenden Werkes *De revolutionibus orbium coelestium* (1543), in dem er das heliozentrische Weltbild bewies.

²² Plutarch (um 45 – um 125), griechischer Philosoph und Historiker, ist vor allem durch seine Kaiserviten und seine Parallelbiographien bedeutender ‚Staatsmänner‘ über die Jahrhunderte bekannt geblieben; auch Baczko bezieht sich auf ihn in dieser Hinsicht.

²³ Ignacy Krasicki, geboren am 3. Februar 1735 in Dubiecko, gestorben am 14. März 1801 in Berlin, zunächst Fürstbischof von Ermland, ab 1795 Erzbischof von Gnesen (Gniezno) und Primas von Polen. Krasicki ist weniger als Geistlicher, denn vielmehr als Aufklärer und polnischer Schriftsteller von Bedeutung, der Gedichte, Fabeln, Theaterstücke etc. verfasste.

²⁴ Józef Aleksander Jablonowski, geboren am 4. Februar 1711 in Tychomel in der heutigen Ukraine, gestorben am 1. März 1777 in Leipzig, wohin er 1768 nach Gründung der Konföderation von Bar gezogen war. Jablonowski, einflussreicher und vermögender polnischer Magnat, trat mit einigen politischen und historischen Schriften in Erscheinung, machte sich vor allem aber – worauf Baczko hier, wenngleich ironisch, anspielt – als Mäzen der Künste und Wissenschaften einen Namen. 1769 gründete er die gelehrte Societas Jablonoviana, die bis heute in Leipzig besteht und sich seit ihrer Gründung um die Pflege und Förderung der Kulturbeziehungen zwischen Polen und Deutschland kümmert.

de, welches jedem andern eben so viel als dem Copernikus glich, und eine Inschrift sagte viel zum Lobe des Beförderers der Wissenschaften des Fürsten Jablonowski, und gedachte zugleich nebenbei eines berühmten Polen, der Copernikus hieß. Der Magistrat zu Thorn glaubte, den großen Mann [S. 36] durch Errichtung eines solchen Denkmals nicht zu ehren, und so ward es, wie billig, vergessen. Möchte doch ein andres Denkmal dieses großen Mannes nicht so ganz verfallen! Er leitete vermittelst eines Dammes die Passarge²⁵ dergestalt, daß ihr Wasser auf einen Thurm stieg, auf dem ein großes kupfernes Behältniß war, und aus diesem wurde es durch unterirrdische Röhren auf den Berg geleitet, auf welchen die Wohnungen der Domherren stehen. Hier theilten sich die Röhren und versorgten das Haus jedes Domherrn mit Wasser. Noch steht der Thurm, auf welchen dankbare Nachkommen die Inschrift setzten, daß Copernikus hier durch seine Kunst die Natur überwunden habe. Es ist wahrscheinlich, daß mit verhältnißmässig geringen Kosten alles wieder herzustellen wäre, und mir scheint es verdienstlicher, wenn ein dankbares Vaterland das Werk eines großen Mannes durch eine Subscription zu erhalten sucht, als wenn es ihm eine Ehrensäule setzt. Ersteres macht uns die Verdienste des großen Mannes immer aufs neue anschaulich, indeß uns letztere zugleich diejenigen, wel-[S. 37]-che sie errichteten, mit ins Gedächtniß zurückführt, und gerade aus diesem Grunde der menschlichen Eitelkeit mehr schmeichelt. – Guter Copernikus! Die Ueberreste deiner Wasserleitung werden verfallen, aber dein Weltsystem wird nicht untergehen. Es ist ein trauriger Gedanke, daß so manche gute Sache aus Mangel an Gemeinsinn, wie hier die Wasserleitung des Copernikus, zerfällt; und dieser Mangel an Gemeinsinn scheint in Preussen häufiger als in irgend einem andern Lande zu seyn. Wie selten wird hier ein aufkeimendes Talent unterstützt. Die Gelehrten, Wilkens,²⁶ Grabe,²⁷ Reiffenstein,²⁸ Herder,²⁹ Leß³⁰ und Forster,³¹ Reichard,³² der

²⁵ Die Passarge (Pasłęka) entspringt bei Olsztynek und mündet bei Braniewo in das Frische Haff. Da der Fluss Frauenburg nicht berührt, ist nicht genau zu bestimmen, wo sich diese Anlage befand.

²⁶ Nicht eindeutig zu identifizieren.

²⁷ Ernst Grabe, geboren am 10. Juli 1666 in Königsberg als Sohn des dortigen Professors für Theologie Martin Sylvester Grabe. Im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts kam es in Königsberg aufgrund des erfolgreichen Wirkens der dortigen Jesuitenmission zu zahlreichen Konversionen, auch Grabe wurde katholischer Neigungen verdächtigt und des Landes verwiesen. Er wanderte nach England aus und wurde Hilfsgeistlicher der anglikanischen Kirche. Er starb, inzwischen durch seine Schriften als Patristiker weithin gerühmt, am 13. November 1711 in London.

²⁸ Johann Friedrich Reiffenstein, geboren am 22. Mai 1719 in Ragnit, gestorben am 6. Oktober 1793 in Rom. Nach Hofmeisterstellen in Berlin und Kassel lebte er seit 1762 in Rom als Aufseher über die Stipendiaten der Russischen Akademie der Künste und Vermittler von Kunstkäufen. Betätigte sich selbst in verschiedenen bildenden Künsten und als Kunsthistoriker.

Tonkünstler, und die Kupferstecher, Chodowiecki³³ und John,³⁴ wären hier in Preußen gewiß unberühmte Männer geblieben. Daß zuweilen von einer ganzen Gesellschaft edeldenkender und guter Menschen, wie z. B. von Freimäurer=Orden einzelne Personen unterstützt wurden, dies ist der Geist des Ordens; oder wenn die Kaufmannszunft zu Königsberg etwas edles that, eine einzelne Zunft sich ihrer Mitglieder annahm: denn kann die-[S. 38]-ser Gemeinsinn einer Zunft oder einer einzelnen Bürgerklasse, nicht für Gemeinsinn des ganzen Volks gelten. Weil dieser Gemeinsinn fehlt, haben wir in Königsberg und Danzig kein stehendes Theater, und erst in neuern Zeiten gelangen kaufmännische Unternehmungen, wie die Zucker=Rafinerie und die Tobaks=Fabriken zu Königsberg durch das Zusammentreten von Actionairs, weil es bis dahin gar nicht möglich schien, daß sich bei uns viel Personen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden könnten. Selbst bei litterarischen Unternehmungen ist dies der Fall. Es entstehen, so bald sich einige hierzu verbinden, Spaltungen und

²⁹ Johann Gottfried Herder, geboren am 25. August 1744 in Mohrungen, gestorben am 18. Dezember 1803 in Weimar, studierte in Königsberg die Theologie und erhielt 1764 eine Berufung an die Domschule in Riga. Als Theologe, Dichter und Übersetzer sowie insbesondere als Philosoph ist Herder eine der zentralen Gestalten im literarischen und gelehrten Deutschland der Aufklärung, der zusammen mit Wieland, Goethe und Schiller zugleich auch die Weimarer Klassik mitprägte.

³⁰ Gottfried Less, geboren am 31. Januar 1736 in Konitz (Chojnice), gestorben am 28. August 1797 in Hannover, Vertreter der lutherischen Aufklärungstheologie, lehrte kurzzeitig als außerordentlicher Professor der Theologie am akademischen Gymnasium in Danzig, bevor er 1762 einem Ruf an die Universität Göttingen folgte, wo er zunächst Universitätsprediger und außerordentlicher, 1765 ordentlicher Professor und 1784 Primarius der Theologie wurde.

³¹ Johann Georg Adam Forster, geboren am 27. November 1754 in Nassenhuben (Mokry Dwór) bei Danzig, gestorben am 10. Januar 1794 in Paris, Naturforscher und Reiseschriftsteller. Forster nahm an der zweiten Weltumseglung James Cook's teil und veröffentlichte wichtige ethnologische und naturkundliche Beiträge. Von 1778 bis 1784 lehrte Forster Naturgeschichte am Collegium Carolinum in Kassel, von 1784 bis 1787 an der Universität Vilnius. Er war ein glühender Anhänger der Französischen Revolution und Mitgründer der kurzlebigen Mainzer Republik.

³² Johann Friedrich Reichardt, geboren am 25. November 1752 in Königsberg, gestorben am 27. Juni 1814 in Giebichenstein bei Halle, Komponist und Musikschriftsteller. Wurde, nachdem er knapp ein Jahr als Kammersekretär in Ragnit eine erste Anstellung bekleidet hatte, 1775 als königlich-preußischer Hofkapellmeister nach Berlin berufen, gab diese Stelle aber bereits zwei Jahre später wieder auf und führte fortan ein Leben als freier Komponist und Autor. Reichardt trat vor allem mit Kompositionen zu Liedern bekannter Autoren wie Goethe, Herder, Johann Heinrich Voss u. a. in Erscheinung.

³³ Daniel Nikolaus Chodowiecki, geboren am 16. Oktober 1726 in Danzig, gestorben am 7. Februar 1801 in Berlin. Lebte seit 1743 in Berlin und wurde dort zu dem seinerzeit berühmtesten und meistbeschäftigten Kupferstecher und Grafiker, der eine ganze Künstlerwerkstatt unterhielt, die ihm bei seinen weit mehr als 2000 Werken zuarbeitete.

³⁴ Friedrich John, geboren am 24. Mai 1769 in Marienburg, wandte sich nach kaufmännischer Ausbildung und Tätigkeit während einer Handelsreise in London dem Kupferstechen zu und arbeitete nach seiner Rückkehr 1790 zunächst in Warschau als Kupferstecher. Ging mit einem Stipendium 1793 nach Wien, wo er sich bald einen Namen machte. Zog sich nach Marburg in der Steiermark auf das Altenteil zurück und starb dort am 2. September 1843.

Gegenpartheien; und daher kann hier in Preussen keine periodische Schrift ein gewisses Glück machen. Ein Hauptgrund, daß man in Preussen so wenig Gemeinsinn findet, liegt wohl im verschiedenen Ursprunge der Eingebornen. Der deutsche Orden fand alte Preussen, Litthauer und Polen, die drei verschiedene Sprachen redeten. Die Colonisten, welche er nach Preussen führte, waren aus allen Gegenden Deutschlands. Die Baiern, wel-[S. 39]-che ein Dorf bevölkerten, fühlten wenig Anhänglichkeit für die Brandenburger, welche das nächste Dorf gebaut hatten, und von ihnen durch Mundart und Lebensweise verschieden waren. Unter den Fürsten aus dem Hause Brandenburg kamen allmählig mehrere Colonisten ins Land, hierunter nicht bloß Deutsche, sondern selbst Niederländer und Franzosen. Der Handel zog viele Ausländer nach Preussen. Dies that auch die Vergrößerung des Heeres und die noch immer bestehenden Werbungen. Selten giebt es einen Preussen aus den höhern Klassen des Bürgerstandes, der bis zum Großvater hinauf, nur lauter eingeborne Preussen unter seine Vorfahren zählen kann; und dies gilt auch bei dem preussischen Adel.

[S. 41] Die Verbindung Ost= und Westpreussens wird freilich den Ton beider Provinzen einander nähern; aber die polnische Sprache und die catholische Religion, welche im größten Theil Westpreussens herrschen, werden, so wie die Verschiedenheit der Sitten unter den Einwohnern, noch lange einen Preussen von dem andern trennen. Schwerlich wird daher in Preussen etwas einen Fortgang gewinnen, wozu die Uebereinstimmung vieler nothwendig ist“.

Nur in Elbing findet einmal eine Bibliothek die Aufmerksamkeit des Reisenden, dessen kurze Beschreibung hier mit Blick auf das Schicksal der dortigen Gymnasialbibliothek im und nach dem Zweiten Weltkrieg zitiert sei.³⁵ Es war damals typisch, dass Bibliotheken zugleich auch als Raritätenkabinette fungierten:

„[S. 55] Als Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit dient die Bibliothek des Gymnasiums. Sie enthält einige schätzbare Sachen aus der vaterländischen Geschichte; und ich habe selbst Beweise der vorzüglichen Gefälligkeit erhalten, womit sie den Gebrauch ge-

³⁵ Als gelingendste Einführung in die Elbinger Bibliotheksgeschichte, mit Berücksichtigung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in deutscher Sprache: Fridrun Freise: Das Elbinger Gelegenheitsschrifttum. Die heutigen Bestände vor dem Hintergrund der Geschichte der historischen Sammlungsinstitutionen. In: Elbing – Elbląg. Elbinger Bestände unter Berücksichtigung der historischen Sammlungen der ehemaligen Stadtbibliothek und des ehemaligen Elbinger Stadtarchivs. Hg. von Fridrun Freise unter Mitarbeit von Stefan Anders und Sabine Beckmann. Teil 1. Hildesheim [u. a.]: Olms 2008 (= Handbuch des personalen Gelegenheitsschrifttums in europäischen Bibliotheken und Archiven; 21), S. 21-87, mit einer kommentierten Bibliographie.

stattet. Die Sammlung von Münzen, Naturalien und Kunstsachen wird wenig benutzt. Ein ehemaliger Zögling des Gymnasiums, der hernach zu Tranquebar³⁶ lebte, hat viele ostindische Seltenheiten hierher gesandt, wovon mir einiges völlig neu war. Nur schade ist's! daß er selbst seinen Geschenken keine Erläuterung beifügte. Der Kaufmann Abraham Grünau³⁷ hatte eine sehr vollständige Sammlung von preussischen und polnischen Münzen und Geschichtschreibern, worunter sich viele gute Handschriften befinden. Der Mechanikus Enders,³⁸ der das Talent seines Vaters geerbt hat, würde gleich ihm, wahrscheinlich allgemein bekannt und geschätzt seyn, wenn er auch hier Aufmunterung und Erwerb fände. Er und seine Instrumente verdienen deshalb wenigstens diese öffentliche Anzeige und Empfehlung“.

Baczko nennt an jedem Ort seines Aufenthalts konkrete Zahlen zu den dort lebenden Religionsgemeinschaften. Neben der Multiethnizität war für diesen Teil Polens bzw. Preußens die Existenz verschiedener Konfessionen über die Jahrhunderte entstanden. Im Anschluss an die gleich zitierte kurze Passage folgt über 15 Seiten ein Bericht über die Mennoniten,³⁹ die in dieser Gegend stark vertreten waren. Dagegen kommt es bei Baczko nur selten vor, dass er einen Ortsbewohner namentlich nennt; in diesem Fall mag die eigene Behinderung dazu geführt haben, die Leistung eines anderen behinderten Menschen herauszustellen. Nachdem Baczko bilanziert hat, dass die Stadt und das Ordensschloss Stuhm häufiger durch Krieg und Feuer zerstört worden sind, fährt er fort:

„[S. 110] Wohlstand und Bevölkerung aber haben durch manche dieser angezeigten Unfälle gelitten, so daß jetzt nur 382 Catholiken, 296 Lutheraner, 8 Mennoniten und 35 Juden in der Stadt entahlten sind, und die polnische Sprache ist unter den Einwohnern herrschend. Unter ihnen ist ein taubstummer Drechsler, Gaschke, merkwürdig. Er hat nie gesprochen, im vierzehnten Jahre das Gehör verloren; schreibt aber fertig, und ernährt sich mit Weib und Kind durch seine Arbeit“.

Nur an ganz wenigen Stellen seines Reiseberichts hält Baczko Dinge aus der Natur fest. In diesem Falle weckt der Versuch des Weinanbaus bei

³⁶ Eine Stadt in Indien, von 1620 bis 1845 dänische Kolonie, heute Tharangambadi.

³⁷ Abraham Grünau (1740-1823), gebürtiger Elbinger und Absolvent des dortigen Gymnasiums. Tuchhändler und Lokalpolitiker (1809 Stadtrat), der sich um die Chronistik und Geschichte der Stadt verdient machte.

³⁸ Nicht ermittelt.

³⁹ Anfang des 18. Jahrhunderts hatten niederländische Mennoniten in großer Zahl Aufnahme im Königlich-Polnischen Preußen gefunden. Nach der ersten polnischen Teilung verließen mehrere Tausend Mennoniten, die den in Preußen geltenden Wehrdienst aus Glaubensgründen ablehnten, Westpreußen auf Einladung der Zarin in Richtung Ukraine.

Graudens sein Interesse. Doch mehr noch findet erneut eine Ingenieurleistung von Kopernikus seine Beachtung:

„[S. 155] Zu den Merkwürdigkeiten von Graudens gehören die von Actioneurs angelegte Weinberge. Die Trauben gerathen vortrefflich und [S. 156] im Jahr 1797 wurden zwei Ohm Wein gekeltert, dem aber ein reiner Geschmack fehlte, weil die Trauben nicht sorgfältig genug sortiert waren. Daß Preussens Klima dem Weinbau nicht günstig sey, ist bekannt. Da aber doch mehrentheils der Herbst in Preussen eine gute Witterung hat, so gerathen auch die frühen Gattungen der Weintrauben in unsern Gärten vorzüglich gut, so, daß selbst Bewohner des südlichen Frankreichs, welche sie in Preussen kosten, damit nicht unzufrieden sind. Auch ist zur Zeit des deutschen Ordens der Weinbau in Westpreussen üblich gewesen. Ob er indeß jetzt wieder beträchtlich werden sollte, ist eine andre Frage, die, da uns noch immer Hände zum Ackerbau fehlen, eher verneint als bejaht werden kann. Mehr folglich als diese Weinberge verdient eine Wasserleitung bemerkt zu werden, die, der Sage zufolge, vom berühmten Copernikus errichtet ist, und die, wenn man sie mit den Ueberresten seiner Wasserleitung zu Braunsberg vergleicht, durch ihre Aehnlichkeit die Sage bestätigt“.

Im Zusammenhang mit der Schilderung der nach wie vor funktionierenden Mühle, zu der diese Wasserleitung findet, beobachtet Baczko auch frühe Formen von Umweltverschmutzung durch Industrieabwasser:

„[S. 159] Ein Mangel an Wasser tritt nie ein, ausser wenn der Müller [S. 160] aus der Obermühle solches zurückhält. Auch wird das Wasser zuweilen durch die an der Thrienke liegenden Färbereien und Gerbereien verunreinigt“.

Baczko benutzt stets die deutschen Ortsnamen. Nur an einer einzigen Stelle nennt er auch den polnischen Ortsnamen – nicht zufällig berichtet er dabei über ein Dorf, das sich durch übermäßigen Alkoholkonsum auszeichnete. Durch dieses eindeutige Textsignal kommt neuerlich die vorurteilsbehaftete Meinung Baczkos über Polen zum Ausdruck:

„[S. 165] Ich verließ Graudens, indeß der Himmel bezogen war, und bald ein Gewitter mit heftigen Regengüssen begleitet, mich nicht bloß [S. 166] aufhielt, sondern bald hinter Schönsee verlorh auch mein Fuhrmann den rechten Weg. Dies Städtchen Schönsee, häufiger unter dem polnischen Namen Kowalewo bekannt, enthält nur 15 Häuser mit Ziegel, 41 mit Stroh und Schindel gedeckt, nebst 60 Scheunen. Zwölf von diesen Häusern treiben die Brauerei, zwei das Brandtweinbrennen. Und da die Stadt nur einen Schankkrug verlegt, und nicht mehr als 399 Einwohner hat; so scheint es sehr viel, daß dennoch in einem Jahre 221 Tonnen Bier

und 15,970 Quartier⁴⁰ Brandtwein verbraucht wurden. Vormalß war der Ort beträchtlicher; denn 57 Feuerstellen liegen hier wüßte“.

Endlich erreicht Baczko seinen Gutshof. Wie lange die Reise gedauert hat, ist seiner Reisebeschreibung nicht zu entnehmen. Die nachfolgende Textstelle greift einerseits die volksaufklärerische Kritik an der ‚polnischen Wirtschaft‘ im Ackerbau auf, die im 18. Jahrhundert als rückständig galt; andererseits und vor allem aber kommt Baczkos Einstellung gegenüber der polnischen Bevölkerung des neu an das Königreich Preußen gefallenden Gebiets deutlich zum Ausdruck. In Nanke Reisebericht gibt es, wie einleitend gesagt, ebenfalls eine komprimierte Darstellung zum „National=Charakter“ der Litauer, so dass auch hier Baczkos Bemühen um eine möglichst parallele Form der Beschreibung sichtbar wird:

„[S. 172] Mein Gütchen, im Dorfe Lissewo, dies Königliche Dorf, selbst ein Theil des Stadtfeldes von Gollup schien mir in den ältesten Zeit das Flußbette der Drewens⁴¹ gewesen zu seyn. Denn dieser Fluß, der jetzt schiffbar gemacht werden soll, fließt in einer Ebene, an deren beiden Seiten sich Anhöhen erheben, auf welchen man die Erde in dünnen Schichten angesetzt erblickt; denn ich fand auf meinem hier angrenzenden Felde den Sand ein Paar Fuß, oft nicht einmal so hoch mit Lehm bedeckt. In Ostpreussen würde man diesen Boden mit Weitzen bestellen. Hier aber wird nur erst seit einigen Jahren der Weitzen häufig gesät. Man gab dem Roggen den Vorzug, der im Frühlinge und Herbst vortreflich stand, aber größtentheils taube Aehren hervorbrachte, welches aber beim Weitzen und andern Getreidearten niemals der Fall ist; und die tauben Aehren des Roggens waren nach einigen Versicherungen mit einem rothen Staube bedeckt, dessen Ursprung mir niemand anzugeben wußte. Ich forschte weiter. Verschiedene Polen, besonders aber deut-[S. 173]-sche Bürger aus Gollup, gaben mir folgenden Aufschluß: der Pole dachte über die Beackerung nicht eher nach, bis ihn preussische Oekonomen darauf aufmerksam machten. Er pflügte beständig gleich tief, bediente sich der hölzernen Eggen, welche die harten Erdschollen nie recht aus einander schlagen; hat kleine Pferde, welche die schwere eiserne Egge nicht fortschleppen können, und vernachlässigt die Düngung. Manche Bürger von Gollup treiben es jetzt noch so weit, daß sie ihren Dünger nicht auf den Acker führen; sondern ihn in die Drewens werfen. Der Landmann düngt nur den nahliegenden Acker, selbst diesen nur zum Theil mit langen

⁴⁰ Maßeinheit, die im deutschen Kulturraum für Flüssigkeiten in Gebrauch war. Im Königreich Preußen betrug ein Quart 1,145 Liter, in Berlin 1,170346 Liter.

⁴¹ Drwęca, Nebenfluss der Weichsel (Wisła).

Schaafsmiste. Bei dem vielen Acker, den er verhältnißmäßig be-
saß, glaubte er Düngung entbehren zu können, wenn er die Län-
dereien nur alle vier, andere nur alle sechs Jahre, besäete. In die-
sen Ländereien schoß, so lange sie unbenutzt lagen, eine Menge
Unkraut empor, welches die schlechte Beackerung nicht ausrotte-
te. Nun glaubte der Pole noch zu gewinnen, wenn er sehr vielen
Saamen einstreute. Daher grünte im Herbst [S. 174] und Früh-
linge das Feld. Wenn aber das Getreide und zugleich eine Menge
Unkraut emporschoß; so erstickte eine Pflanze die andere und
raubte ihr wenigstens die Nahrung. Der Roggen brachte auf dem
gedüngten Acker hohes Stroh, welches aber bei der kleinsten Dür-
re mit seinen Wurzeln nicht genügsame Nahrung aus dem von
niedrigern Pflanzen bedeckten Boden ziehen konnte, und deshalb
vertrocknete es, ehe es noch Körner angesetzt hatte. Da nach dem
Jahre 1772 der einziehende Preusse Weitzen säete, die hohen
Preise den Eigennutz reizten; so ahmte der Pole in der
Beackerung des Weitzenfeldes dem Deutschen nach; und weil er
nun wegen dieser Beackerung keine tauben Aehren erhielt, glaub-
te er, der Grund davon läge im Weitzen selbst. Ein Landmann gab
mir hiervon noch folgenden Grund an: der Weitzen werde früher
gesäet, wurzle deshalb im Herbst stärker und schieße auch nie-
mals in so hohes Stroh als der Roggen. Der Landmann sey wegen
des hohen Preises sparsamer mit der Aussaat, und deshalb könn-
ten diese vorher angezeigten Gründe [S. 175] beim Weitzen nie
statt finden. Der Pächter meines Gütchens, dem es doch
vortheilhaft gewesen wäre, mir einen schlechten Begriff davon
beyzubringen, gestand mir aufrichtig, daß sein Vorgänger häufig,
er selbst aber noch nie taube Kornähren gehabt habe. Bürger aus
Gollup versicherten: diese Sache werde dadurch offenbar, daß von
zwei neben einander liegenden Bürgeräckern, der eine schlecht
beackerte taube, der andre gut beackerte, volle Aehren bringe. Ein
eingewanderter Ostpreusse, der mir ein Schlaukopf zu seyn
schien, antwortete mir auf diese Frage, woher sich denn dieser
Glaube so vest erhalte? „Die Polen sind dumme Teufel und wür-
den, wenn wir sie nicht in dem Glauben an die tauben Aehren be-
stärkten, uns ihren Acker nicht so wohlfeil verkaufen oder
verprachten, als es jetzt oft geschieht“.

Man hatte mich durch die vielen Schilderungen gegen die Po-
len sehr eingenommen. Und es kann seyn, daß die polnische
Sprache, die ich zu meinem Vergnügen erlernt hatte, vielleicht
auch die Nachricht, daß ich mich zur [S. 176] catholischen Kirche
bekenne, mir die Geneigtheit der Polen erworben hatte. Ich er-
hielt bei meinen Grenzstreitigkeiten manchen Beweiß des Wohl-
wollens, und fand überhaupt, weil ich diese Leute offen behandel-

te, auch ein ähnliches Betragen. Ich folgre deshalb theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus Nachrichten: der Pole ist stolz und haßt den Deutschen, weil er von ihm oft mit Stolz und Geringschätzung behandelt wird. Er ist kriechend und listig, weil er bei offenbarer Gewalt zu kurz kommt. Er ist misstrauisch und zurückhaltend, weil er bei Verhandlungen in einer ihm unbekanntem Sprache immer im Nachtheil zu seyn fürchtet. Er ist eigennützig, weil er arm ist, und wird habsüchtig, weil er den Reichen geehrt sieht. Er ist proceßsüchtig, weil er seinen Gegener auf keine andre Art kränken kann. Kurz ich bestätige hier meine Ueberzeugung, daß zur Bildung des National=Charakters, Klima und Diät⁴² wenig; Erziehung und äussere Verhältnisse aber desto mehr beitragen. Das Gemisch von Luxus und Dürftigkeit, welches bei den Polen so auffällt, fand sich auch [S. 177] hier. Ein überflüssiges Fenster war mit Bretter verschlagen, weil man das Glas wieder einzusetzen ersparen wollte. Der Fußboden war nicht mit Brettern getäfelt, sondern bestand aus verhärteten Lehm, und in der Ecke des nämlichen Zimmers, worin zwei Tonnen mit einem Brette bedeckt, die Stelle des Tisches vertraten, stand ein Bett mit rosenrothen seidenen Vorhängen“.

Wie Baczko seine Stadtbeschreibungen gestaltete, welche Schwerpunkte er setzte, welchen Raum er historischen Ereignissen gab, welche Bedeutung für ihn aber auch wirtschaftliche und statistische Informationen besaßen, wird am Beispiel der Beschreibung von Thorn sehr schön deutlich. Diese Beschreibung kann als exemplarisch für Baczkos Vorgehen und Darstellungsweise gelten. Deutlich wird auch, wie er sich an Beschreibungsmustern von Städten in anderen Reisebeschreibungen orientiert, gleichzeitig aber das Faktische der Geschichte und Statistisches an Bedeutung gewonnen haben. Die historischen Ereignisse werden mit der Akribie des Historikers beschrieben, der Zusammenhänge herzustellen vermag, die Entwicklungen, etwa des auch hier keineswegs einfachen Zusammenlebens zwischen Polen und Deutschen, zwischen ‚alten‘ und ‚neuen‘ Preußen, und ebenso zwischen den Religionsgemeinschaften erklären sollen; schön wird dabei das Ringen der christlichen Konfessionskirchen über die Jahrhunderte um Einfluss und Ressourcen sichtbar gemacht, dem Baczko, obwohl Katholik, kritisch gegenüber steht:

„[S. 182] Meine Geschäfte trieben mich eilig von Gollup nach Thorn. Schnell legte ich die vier kleinen Meilen zurück, obgleich der Regen den Weg schlüpfrig gemacht hatte, und überall umgestürzte Bäume die Wirkung des letzten Orkan zeigten. Der einzige Ort bei dem ich etwas anhielt, war das außerhalb der Landstraße

⁴² Lebensweise.

liegende Domainenamt Brzinko,⁴³ welches eine gute Lage auf einem terrassirten Berge hat. Die Stadt Thorn hat man lange, ehe man hinkommt im Auge: allein ehe man sie erreicht, führt der gekrümmte Weg lange zwischen Sandhügeln hin. Um diesen unfruchtbaren Anblick zu heben, sollen diese Hügel mit dem Saamen von Nadelhölzern besäet werden; denn sie waren im vorigen Jahrhundert mit großen Wäldern bedeckt. Deshalb die Bürgerschaft von Thorn, wie man mir zu Marienwerder erzählte, bei der Cam-[S. 183]-mer eingenommen seyn soll, um in diesen künftigen Wäldern ihrer Nachkommenschaft das Raff- und Leseholz zusichern zu lassen, eine Vorsicht, die von einer Seite sehr weit getrieben scheint, sich aber wohl durch den Holzmangel, der alle Jahre höher steigt, entschuldigen läßt.

Thorn besteht aus der Alt- und Neustadt, die unter sich durch Mauern getrennt, aber durch gemeinschaftliche Mauern und Wälle umgeben sind. In der Alt- und Neustadt sind 700 bewohnte Feuerstellen, und größtentheils von den Zeiten, da Thorn von den Schweden beschossen wurde, liegen ein und vierzig Feuerstellen, die mehresten hierunter in der Altstadt, wüste. Zwei darunter auf dem Markte sind mit Brettern verschlagen. Die übrigen öden, zum Theil umgestürzten Mauern, oder wüsten Plätze liegen in den bewohnten Straßen, und sind in Sümpfe oder Haufen von Unrath verwandelt, so daß sie dem Auge und den Geruchsnerven des Nichteingebornen gleich widrig auffallen. Außerdem besitzt die Stadt zwei [S. 184] und dreißig Speicher und 323 bewohnte Feuerstellen, nebst acht wüsten Plätzen in den Vorstädten. Diejenigen welche zur Altstadt gehörten, wurden im schwedischen Kriege gänzlich verwüstet, und sind jetzt in Gärten verwandelt. Die Häuser von Thorn sind größtentheils zu Kornböden eingerichtet, ein Ueberrest aus jenen glücklichen Zeiten, worin der Handel hier äußerst blühend war. Jetzt gereicht dies den Einwohnern zum Nachtheil: denn viele Häuser haben nur zwei und andre von großen cubischen Inhalte nur vier Zimmer. Freilich könnten diese größtentheils massiven Häuser im Innern besser eingerichtet werden; allein wie sehr die Einwohner durch Dürftigkeit am Bauen verhindert werden, davon ist dieser Beweis hinreichend, daß [die Häuser] im Jahre 1797 dem Magistrate als baufällig bekannt waren. Die Stadt, welche gemäß der Angabe des Professor Hube,⁴⁴ auf einem Flächen-Innhalt von 480,000 Pari-

⁴³ Fälschlich für Brzezinko (Birkenau), ein 1772 im Zuge der Neuorganisation der Verwaltung von Preußen eingerichtetes Domänenjustizamt.

⁴⁴ Johann Michael Hube (geb. 1737 in Thorn, gest. 1807 in Potyctze bei Warschau), 1765 Stadtsekretär in seiner Vaterstadt, 1780 königlich polnischer Hofsekretär, 1782 Direktor und Professor beim Königlichen Adeligen Kadettenkorps in Warschau, nach den polnischen Teilungen

ser Quadrat Fuß⁴⁵ steht, hat längere und geradere Straßen, auch bessere Marktplätze, als die übrigen alten Städte Preussens. Die Altstadt, der größte und beste Theil von [S. 185] Thorn, enthält zwei Kirchen, die St. Johannis= oder Pfarrkirche, bei der einst Copernikus Probst war. Sie gehörte bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Protestanten, denen sie aber im Jahr 1596 entzogen wurde. Die Jesuiten errichteten nahe dabei ihr Collegium, wo sie sich noch nach Aufhebung des Ordens mit ihrer Schulanstalt erhielten. Ihr Collegium diente im Jahr 1795 zu einem Lazareth, steht jetzt wüste, und es wäre zu wünschen, daß die hier eingerichteten Collegia solches erhielten, oder daß es für die Besatzung eingerichtet würde. Die Bürger würden dieses letztere um so mehr wünschen, weil sie von den wenigen Zimmern, welche sie nur wegen der besondern Bauart ihrer Häuser besitzen, jetzt die Hälfte dem Militär einräumen müssen.

Die Marienkirche gleicht der Johanniskirche. Sie ist zugleich mit der Altstadt in dem damals gewöhnlichen gothischen Stiele erbaut; gehörte bis ins Jahr 1724 den Lutheranern. Da sie ihnen abgenommen, und das dabei erbaute lutherische Gymnasium in ein [S. 186] Kloster der Bernhardiner Mönche verwandelt wurde. Hiedurch wurde der Ort, wo man Jünglinge zu arbeitsamen Bürgern bildete, die als Hausväter sich und die ihrigen durch Fleiß und Arbeit ernähren sollten, die Wohnung einer Classe von Mönchen, die Arbeit als sündlich betrachten, und sich vom Betteln nähren. Dennoch glaubten schwache, dem Vorurtheil ergebene Männer, als sie letztere hier einführten, ein der Gottheit gefälliges Werk zu thun. Die Mauer der Marienkirche ist ohne alle Strebe Pfeiler und Verzierungen, ganz gerade und hat bis unter das Dach 82 Berliner Fuß.⁴⁶ Dieses Dach war ursprünglich dreifach. Wegen seiner Beschädigung lassen die Bernhardiner ein neues einfaches Dach errichten. Dieses scheint sehr unzweckmäßig, wenn auch gleich die Erzählung, daß die eine Mauer nach Süden zu sich hervorgegeben habe nicht unbegründet seyn sollte. Unsere Vorfahren besaßen in Preussens ungeheuren Waldungen große und lange Balken in Menge, woran es uns jetzt sehr gebricht. Der deutsche Orden, Freund der kühnen Baukunst, wagte es dennoch nicht, [S. 187] ein einziges Dach zu errichten; sondern vertheilte durch dieses dreifache Dach den Schwerpunkt, der jetzt bei dem einfachen Dache, dem Gewölbe sehr nachtheilig werden kann. Die Größe des Dachs kann man daraus beurtheilen, daß die Bernhar-

Pächter im Habsburger Teil bei Warschau. Verfasste vor allem naturkundliche Schriften, wobei er auch ganz im Geiste der Volksaufklärer praktische Fragen behandelte.

⁴⁵ Ein Pariser Quadratfuß mißt 0,105521 Quadratmeter.

⁴⁶ Ein Berliner Fuß entspricht 31,38536 Zentimetern; die Höhe ist also knapp 26 Meter.

diner Mönche durch Contracte, den Zimmerleuten bloß für Arbeitslohn 4400 Thaler zugestanden haben. In der Kirche selbst ist ein prächtiges Grabmal der schwedischen Prinzessin Anna, einer Schwester, König Sigismunds des Dritten von Polen, aus schwarzem und weißem Marmor.⁴⁷ Es genügte den Catholicken nicht, den Lutheranern diese Kirche entzogen zu haben; sondern als sie ihnen endlich zwischen den Jahren 1755 und 1756 die Einrichtung eines Bethauses gestatteten, machten sie es ihnen dabei zur demüthigenden Pflicht, diesem Gebäude nur ganz das Ansehen eines Bürgerhauses zu geben.

Vom altstädtischen Markt umschlossen, steht das Rathaus, ein viereckiges Gebäude, mit vier Eingängen, und in der Mitte ist ein Hof mit weißem geschnittenem Sandstein gepflastert. [S. 188] Das Rathaus selbst entsprang aus einem hölzernen Gebäude, welches der deutsche Orden im Jahr 1393 in ein massives Gebäude zu verwandeln gestattete. Heinrich Stroband,⁴⁸ dessen Biograph ich in meinen kleinen Schriften zu seyn wagte, ein edler und uneigennütziger Mann, voll Liebe für sein Vaterland und von einer seltenen Thätigkeit, verschönerte und erweiterte es im Jahr 1602, wobei er das Rathhaus zu Amsterdam zum Muster wählte. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde es bei der Belagerung von Thorn durch die Schweden sehr verheert, und erhielt endlich im Jahr 1733 seine gegenwärtige Gestalt wieder. Es hat jetzt durch die angebaute Hauptwache im Betref der Semetrie verlohren. Allein im Innern, an denen mit Perlemutter und Ebenholz ausgelegten Thüren, drei Tischen von vortreflichem Marmor im Conferenzzimmer, und einigen schönen Gemälden sind noch die Spuren des ehemaligen Wohlstandes sichtbar. Die Börse, ein gewölbtes Gebäude, diente den Protestanten von 1724 bis 1756 zum Gottesdienste. Sie ist schon im Jahr 1310 [S. 189] erbaut, liegt ebenfalls am altstädtischen Markte, ist mit kleinen Thürmen verziert, und die ganze Außenseite ist bemalt und vergoldet.

Heinrich Stroband machte sich auch um seine Vaterstadt durch die Einrichtung des Gymnasiums verdient, die er ihm nach dem Rathe der vorzüglichsten Gelehrten seines Zeitalters gab. Er versorgte es mit einer Buchdruckerei und einer Bibliothek, und errichtete auch ein Collegialgebäude, worin arme Schüler unter-

⁴⁷ Zygmunt III Waza (1566-1632), ab 1587 König von Polen und Großfürst von Litauen. Seine Schwester Anna Wasa (1568-1625) ging mit ihm nach Polen. Dort unterhielt sie in Strassburg (Brodnicza) einen eigenen Hof. Katholisch erzogen, bekannte sie sich zur Zeit ihres Umzugs nach Polen bereits zum Luthertum. Nachdem ihr Bruder ihr deshalb ein Staatsbegräbnis verweigert hatte, gewährte ihr dieses dessen Sohn und Nachfolger Wladyslaw IV. Wasa am 16. Juli 1636 in Thorn.

⁴⁸ Heinrich Stroband (geb. 1548 in Thorn, gest. ebd. 1609), wurde 1587 königlicher Burggraf und Bürgermeister von Thorn, der in der That all das leistete, was Baczkowski hier berichtet.

halten werden sollten. Diese Anstalten blühten. Der gute in Thorn herrschende Dialekt der deutschen Sprache vermehrte die Anzahl der Schüler; aber Wohlstand und Patriotismus sanken allmählig. Das Gebäude des Gymnasiums wurde von den Catholicen den Lutheranern im Jahr 1724 entrissen, diese Anstalt in das Collegialhaus verdrängt, wodurch zugleich der Unterhalt armer Schüler aufhörte. Die Bibliothek, welche keinen Fond besaß, erhielt sich in ihrer vorigen Gestalt, und wurde nur dadurch etwas vermehrt, daß man von jeder Bücherauktion, ein Buch [S. 190] für die Bibliothek nahm. Noch ein großes Gebäude in der Altstadt von Strohband errichtet, ist das mit einem Thurme verzierte Wachthaus. Eben dieser vortrefliche Mann errichtete auch im Jahr 1601 auf der Neustadt Thorn eine lutherische Schule und ein Krankenhaus bei der St. Jakobikirche, die aber im Jahr 1667 den Lutheranern entzogen und den Benediktiner Nonnen eingeräumt wurde. Das Krankenhaus wurde nun in einige Privatgebäude, die Schule aber auf das Rathhaus der Neustadt verlegt. Dies Rathhaus enthält nur ein Zimmer für die Scheppen,⁴⁹ weil der Magistrat der Alt- und Neustadt seit jener Revolution im funfzehnten Jahrhundert, die Thorn dem deutschen Orden entriß,⁵⁰ vereinigt wurde. Strohband errichtete in einem Theile dieses Gebäudes die Stadtwage. Die übrigen Zimmer räumte der Magistrat einer Handelsgesellschaft ein, die Tuchfabriken und Färbereien anlegte; seit 1767 aber diese Zimmer zur Schule und zu einer protestantischen Kirche wieder abtreten mußte, welche die heilige Dreifaltigkeitskirche heißt. Die große St. [S. 191] Nikolaskirche, welche einen mit Blei gedeckten Thurm hat, wurde vom deutschen Orden im Jahr 1263 erbaut, den Dominikanern eingeräumt, welche sie nebst dem Kloster und einigen benachbarten Häusern noch jetzt besitzen.

Die Vorstädte, welche bei Kriegszeiten verschiedentlich abgebrannt und zerstört wurden, haben jetzt eine schlechte Gestalt. Merkwürdig sind darin die St. Georgenkirche, deren schöner mit Linden besetzter Kirchhof den Protestanten zur Begräbnißstätte dient. Die St. Laurentiuskirche gehört den Catholicen. Die unbedeutende Capelle der heiligen Catharina liegt auf einem protestantischen Kirchhofe, und die zum heiligen Geist, bei der das Hospital des deutschen Ordens vormals stand, gehört nebst dem

⁴⁹ Schöffen.

⁵⁰ Gemeint ist der 1454 ausgebrochene Dreizehnjährige Krieg, in dem der Preußische Bund, dem Danzig, Elbing und Thorn seit 1440 angehörten, im Bündnis mit dem König von Polen seine Unabhängigkeit vom Deutschen Orden erkämpfte. Der Krieg endete mit dem Zweiten Thorner Frieden 1466, in dem die drei Städte als Stadtrepubliken dem polnischen Königreich eingegliedert wurden.

Kirchhofe und einigen Häusern, welche die Fischerei heißen, den Benediktiner=Nonnen. Als Reliquie aus den Zeiten des deutschen Ordens haben sich noch vom alten Schlosse nach der Weichsel zu, die Keller, ein grosser Bogen von kühner Bauart und ein Thurm erhalten. Bloss die Mühle, deren man sich noch jetzt be-[S. 192]-dient, wurde von den Bürgern bei Zerstörung des Schlosses verschont.

Die Stadt Thorn verdankt ihre Erbauung dem deutschen Orden, der, als er bald nach seinem Eintritt in Preussen, über die Weichsel drang, eine Befestigung auf einer großen Eiche anlegte. Er betrachtete sie als das Thor oder den Eingang von Preussen, gab ihr daher diesen Namen, den auch eine bald darauf erbaute Stadt erhielt, die ein halb geöffnetes Thor zu ihrem Wappen, und im Jahr 1233 zugleich mit der Stadt Culm⁵¹ ihre Privilegien bekam. Eine Meile von der Stadt entfernt und ihr gegen Westen, liegt das Dorf Althorn, wo anfänglich die Stadt errichtet wurde, aber häufige Ueberschwemmungen bestimmten den Orden, sie auf ihre heutige Stelle zu verlegen. Die Tiefe der Weichsel, welche damals großen Fahrzeugen eine bequeme Reise bis Culm gestattete, beförderte den Handel der neuen Stadt. Sie besaß schon im Jahr 1310 eine Handelsgesellschaft, und weil man damals Handel nur durch Privilegien [S. 193] und Monopolen begünstigen zu können glaubte, ertheilte ihr der Hochmeister Weinreich von Kniprode⁵² im Jahr 1365 das Stapelrecht. Thorn betrieb von dieser Zeit an den Handel zwischen Polen und Danzig, indem es der letztern Stadt mit polnischen Producten die Waaren bezahlte, welche es von ihr zum weitem Vertrieb nach Polen erhielt. Der Ackerbau blühte in dieser Gegend, selbst der Weinbau wurde eingeführt. – Die Stadt trat in den hanseatischen Bund, gehörte zu den sieben Städten Preussens, die an der Spitze des Bürgerstandes, zur Zeit des deutschen Ordens standen, nahm bald an der Landesregierung Theil, und suchte sich im Genuß der, dem geschwächten Orden abgedrungenen Vorrechte, durch den preussischen Bund zu behaupten, der im Jahr 1440 in Thorn geschlossen wurde. Ehe es zwischen dem Lande und dem Orden zum förmlichen Kriege kam, rüstete sich Thorn durch eine neue Bevestigung, die im Jahr 1450 fertig wurde, und machte durch Ueberrumpfung des Ordensschlosses den Anfang zu jenem bürgerlichen Kriege, der Preussen dreizehn Jahre [S. 194] lang zerrüttete. Während dieses Krieges deckten bewafnete Fahrzeuge den Handel zwi-

⁵¹ Chelmno.

⁵² Winrich von Kniprode, um 1310 in Monheim am Rhein geboren, 1382 in Marienburg gestorben, war seit 1351 der 22. Hochmeister des Deutschen Ordens, der unter seiner Führung seine politische und wirtschaftliche Blütezeit erlebte.

schen Danzig und Thorn, welches sogar 3000 Söldner unterhielt, Schwetz⁵³ eroberte, und solches an den König von Polen gegen das näher liegende Birgelau⁵⁴ vertauschte. Im Jahr 1466 endigte ein Frieden zu Thorn den unglücklichen Krieg. Thorn wurde mit Polen vereinigt; aber der polnische Adel immer gewöhnt, auf den Bürger mit Geringschätzung herabzublicken, wollte sich nun auch nicht ferner durch Thorns Stapelrecht einschränken lassen. Danzig selbst wünschte die Vernichtung desselben, und ohngeachtet Preussens Privilegien im Ganzen, die von Thorn oft noch besonders bestätigt waren, wurden sie der Stadt im Jahr 1526 abgesprochen. Schon hatte der Handel von Thorn unendlich verlohren, weil bei veränderter Gestalt des Handels die Stadt nicht mehr die Vortheile des vormals großen hanseatischen Bundes theilte. Den Handel mit Cujavien suchte sich die Stadt noch durch eine hölzerne Brücke über die Weichsel zu erhalten, nachdem sie durch ein Privilegium des Königs von Polen [S. 195⁵⁵] im Jahre 1496 zur Anlegung dieser Brücke berechtigt war. Die Stadt besaß noch den Handel mit Pottasche, weil hier der deutsche Orden die Braaker⁵⁶ angesetzt hatte. Allein während des schwedischen Krieges im siebzehnten Jahrhundert schaffte sich auch Danzig Braaker an, wußte es in Holland so weit zu bringen, daß nur die Zeichen der Danziger geachtet wurden, und zog auf diesem Wege den Aschhandel an sich. Mehr aber litt Thorn noch im Anfange dieses Jahrhunderts, als Danzig nur allein den Gebrauch des Hafens seinen Bürgern gestattete. Thorn, welches sich so gut dieses Hafens wie Danzig bedient hatte, verlor hiedurch seinen Schiffahrt= und allen Direkt=Handel und wurde nun von Danzig ganz abhängig. Jetzt ist der Hauptzweig des Handels zu Thorn der Getreidehandel. Es werden jährlich 4 bis 5000 Last nach Danzig und Elbing verkauft, und es sind unter den 74 Kaufleuten, die sich jetzt zu Thorn befinden, 34 Getreidehändler. Fabriken hat Thorn gar nicht, und die Detail=Händler schaden sich durch die hohen Preise, wofür sie im Ver-[S. 196]-hältniß zu Elbing und Danzig ihre Waaren verkaufen. Deshalb verschreibt sich ein jeder, der nur eignen Vorschuß hat, seine Bedürfnisse aus diesen letztern Orten. Die theuren Preise, wofür hier die Kaufleute ihre Waaren absetzen, äussern ihren Einfluß auf die Arbeit der Handwerker, welche insgesamt theurer als in den übrigen großen Städten Preussens sind; und ich fand, ohngeachtet ich hier in einem mäßigen Gas-

⁵³ Świecie.

⁵⁴ Bierzłowo.

⁵⁵ Im Druck fälschlich „915“.

⁵⁶ Aschenbrenner. „Brack“ bezeichnet eigentlich den Ausschuss von Waren, Vieh und Dingen, wozu auch Asche von geringer Qualität zählt.

thofe wohnte, alle Bedürfnisse höher angesetzt, als in dem ersten Gasthofe Königsbergs. Mein Aufenthalt war zu kurz, um dies Urtheil zu wagen: allein die sämtlichen Officianten, welche seit der preussischen Besitznehmung hier angestellt sind, stimmen darin überein, und laut ihrer Versicherung sind zwei Gründe der Theurung, denen entgegengearbeitet werden kann, nämlich der hier herrschende Ton unter den Handwerkern, indem der Meister nie selbst Hand anlegt, sondern alles den Gesellen überläßt, weil ihm ein zweites Uebel, die mit der größten Strenge hier seit alten Jahren eingeführten und noch jetzt beobachteten Zunftgesetze seinen Erwerb [S. 197] sichern. Daher sind hier selbst Fleisch, Brod und die nothwendigsten Bedürfnisse theurer als in irgend einem benachbarten kleinen Städtchen.

Die Gründe, welche das blühende Thorn herabgebracht haben, setzt der durch seine Briefe über die Naturlehre in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Professor Hube sehr bestimmt auseinander.⁵⁷ Die Stadt wurde nämlich im Jahr 1629 von dem polnischen Obristen, Grafen Dönhof⁵⁸ dahin bewegt, ihre Vorstädte abzubrennen. Sie entging hiedurch der Einnahme von den Schweden; erlitt aber an Gebäuden und den aufgehäuften Vorräthen von Salpeter, Pottasche und Holz einen Verlust von 8 Millionen preussischen oder halb so vielen Reichsgulden. Im Jahr 1655 wurde die Stadt von den Schweden erobert, die solche erst im Jahr 1658 nach hartnäckiger Belagerung den Polen räumten, die sich wieder im Jahr 1703 vom 26ten Mai bis 13ten October gegen Carl den zwölften⁵⁹ vertheidigten. Durch diese letztere Belagerung wurde eine [S. 198] Menge von Gebäuden zerstört, und nie erholte sich die Stadt völlig wieder. Im Jahr 1724 wurde hier durch die Jesuiten jener schändliche Auftritt veranlaßt, den unsere Vorfahren unter dem Namen der Thornschen Tragödie oft und weitläufig genug beschrieben haben.⁶⁰ Ein Auflauf wurde näm-

⁵⁷ Johann Michael Hube (siehe oben Anm. 44): Vollständiger und faßlicher Unterricht in der Naturlehre, in einer Reihe von Briefen an einen jungen Herrn von Stande. 3 Bde. Leipzig: Georg Joachim Göschen 1793-1794. 1801 erschien ebd. eine wesentlich umgearbeitete und auf 5 Bände erweiterte Auflage.

⁵⁸ Graf Gerhard (seit 1633: Reichsgraf von) Dönhoff, geboren 1590 in Marienburg und 1648 dort verstorben. War während des Polnisch-Schwedischen Krieges Kommandant von Thorn und stieg unter König Władysław IV. Wasa (reg. 1632-1648) zum einflussreichsten Politiker in der Region auf.

⁵⁹ Karl XII., geboren 1682, von 1697 bis zu seinem Tod 1718 König von Schweden. Führte 1701-1706 Krieg gegen August, der 1704 als König von Polen abgesetzt wurde und 1706 im Altrandstädter Frieden auf die Krone verzichtete. 1709 konnte August II. von Sachsen den vom schwedischen König Karl XII. als König von Polen eingesetzten Stanislaus I. Leszczyński wieder vertreiben und die Krone zurückgewinnen.

⁶⁰ Das sog. Thorneer Blutgericht. Nachdem es in Thorn bereits mehrfach zwischen Jesuiten und Protestanten zu Auseinandersetzungen gekommen war, wurde im Juli 1724 das Jesuitenkloster verwüstet. König August II. von Polen (reg. 1697-1706, 1709-1733) ließ daraufhin den

lich durch eine Prozeſſion und die Unbesonnenheit einiger Jesuiterschüler veranlaßt. Die verübten Unordnungen hatten Strafe verdient, aber jene blutdürstige Wuth, wozu die Jesuiten die polnischen Commissarien aufreizten, verdient den Abscheu der Nachwelt. Der Präsident Rößner⁶¹ und verschiedene Bürger waren das Opfer derselben. Sie wurden hingerichtet. Die Kirchen der Altstadt und das Gebäude des Gymnasiums wurde den Protestanten entzogen; und ein Marienbild oben auf einer Säule stehend, von acht Kugeln umgeben, welche an die Köpfe der Hingerichteten erinnern sollen, ist eine auf dem Johanneskirchhofe von den Jesuiten errichtete Gedächtnißsäule, welche die Catholiken unseres Zeitalters zur Ehre ihrer Glaubensgenossen weggeräumt wünschen. [S. 199] Die lateinische Inschrift verkündet Mariens Sieg über die Ketzler, und wird die Nachkommenschaft an die Denkmalsart erinnern, welche Priester zugleich mit ihrer Herrschaft über die Gewissen zu verbreiten strebten. Viele Protestanten wanderten damals aus. Durch die preussische Besitznehmung seit 1772 verlor die Stadt, mit Ausnahme des Dorfs Weishof⁶² ihr ganzes Gebieth. Sie hatte schon durch ihre erste Handfeste drei tausend Huben erhalten. Im Jahr 1251 aber wurde ihre näher liegende Ländereien und zwar 2100 Huben culmisch bestimmt. Jetzt benutzen die Bürger selbst nur drei Huben.⁶³ Das Dorf Mocker⁶⁴ hat 40 Huben, und die Cämmerei besitzt 28 Dörfer und 19 Vorwerke, worin 818 Feuerstellen liegen, und es gehören dazu 1280 Huben, 5 Morgen.

In den glücklichsten Zeiten Thorns enthielt die Stadt mit den Vorstädten 12000 Einwohner. Im Jahr 1765 wurden noch 8900 angegeben. Allein Hube glaubt, daß sich im Jahr 1782 diese Zahl um den vierten Theil [S. 200] vermindert habe, weil die Zölle der Weichsel, welche Preussen angelegt hatte, und auch die von den Polen zu Diebow⁶⁵ und Liebitch⁶⁶ errichteten Zölle der Stadt allen Handel und Erwerb entzogen hätten. Im Jahr 1797 enthielt,

Bürgermeister Johann Gottfried Rösner und neun weitere Protestanten durch die polnische Krongarde hinrichten.

⁶¹ Siehe die vorige Anm. Johann Gottfried Rösner (1658-1724), ein aus der kurbrandenburgischen Neumark stammender Protestant, war seit 1703 Bürgermeister von Thorn und seit 1706 außerdem Kurator des dortigen Gymnasiums. Er wurde im Zuge des sog. Thorner Blutgerichts am 7. Dezember 1724 exekutiert.

⁶² Heute der Stadtteil Bielany.

⁶³ Hufe. In Preußen maß eine Hufe 7,6597 Hektar, in Polen früher sogar 17,9550 Hektar. Die kulmische Hufe betrug 16,7962 Hektar.

⁶⁴ Heute der Stadtteil Mokra.

⁶⁵ Dybów. Die 1424-1428 gegenüber der Thorner Ordensburg von Władysław II. Jagiello errichtete polnische Burg.

⁶⁶ Fälschlich für Leibitch (Lubicz).

mit Ausnahme des Militairs, die Altstadt 2391, die Neustadt 1611 und die Vorstädte 2005, folglich ganz Thorn nur 6007 Einwohner. Ich erkundigte mich nach den Erwerbsquellen, hörte daß die Gerbereien unbeträchtlich wären. Man klagte über schlechte Töpferarbeit, und an Wolle erden nur jährlich 1800 kleine Stein verarbeitet. Einen eigenthümlichen Erwerb erhält Thorn durch die Pfefferküchler. Der Glaube ist nämlich allgemein, daß diese nirgends so gut als in Thorn bereitet werden. Es werden Pfefferkuchen für zwölf auch mehr Thaler auf Bestellung verfertigt. Sie werden häufig in alle Gegenden von Preussen und Polen versandt, und die Jahrmärkte Preussens werden mit dieser eignen Fabrikwaare bezogen. Der Wohlgeschmack scheint nicht bloß im Vorurtheil, sondern in einer besondern Bereitung zu bestehen. Es wird [S. 201] nämlich der Teig in hölzernen Kasten viele Jahre lang aufgehoben. Dieser Teig wird alle Jahre ein oder auch mehrmale umgearbeitet, und man versichert, daß nur Kuchen aus zehnjährigem Teige den völligen Wohlgeschmack erhalten. Und da dieser Teig wegen der ansehnlichen Preise des Honigs und der Gewürze theuer ist; so soll mancher Pfefferküchler für einige tausend Thaler rohen Teig liegen haben.

Ich frug nach Gelehrten und Künstlern. Man nannte mir Eingeborne, die im Auslande waren, wie Hube, Verfasser der Briefe über die Naturlehre,⁶⁷ den Professor Kries zu Gotha, Uebersetzer von Eulers Briefen,⁶⁸ und den berühmten Anatomen Sämmering.⁶⁹ Für Künstler und schöne Künste schien man gar keinen Sinn zu haben. Es gab in der ganzen Stadt keinen Maler und Tonkünstler, der sich auszeichnete; und durch meine Nachfragen nach Kunst= und Naturaliensammlungen mittelte ich bloß aus, daß Professor Vollmer⁷⁰ eine Sammlung von Kupferstichen,

⁶⁷ Siehe Anm. 44 und 57.

⁶⁸ Friedrich Christian Kries, geboren in Thorn am 18. Oktober 1768 als Sohn des dortigen Gymnasialdirektors, war seit 1789 am Gymnasium in Gotha tätig und starb dort als Gymnasialprofessor am 29. Mai 1849. Kries verfasste mehrere mathematische und naturwissenschaftliche Lehrbücher; die von Baczko genannte Publikation war: Leonhard Eulers Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condoreet und de la Croix aufs neue aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt. 3 Bde. Leipzig: Verlag der Dyckschen Buchhandlung 1792.

⁶⁹ Samuel Thomas (seit 1808: von) Soemmerring, am 28. Januar 1755 in Thorn geboren, war in der Tat einer der berühmtesten Anatomen in Deutschland. Er war Professor der Anatomie in Kassel (ab 1779) und Mainz (ab 1784), praktizierte nach der Schließung der Mainzer Universität seit 1795 in Frankfurt am Main und ging 1805 an die Bayerische Akademie der Wissenschaften in München. Er starb am 2. März 1830 in Frankfurt am Main.

⁷⁰ Johann Jakob Wilhelm Vollmer, gebürtiger Thorner, war Professor der Geschichte und Direktor des Thorner Gymnasiums sowie Prediger an der dortigen Neuen Kirche. Herausgeber u. a. von: Immanuel Kants physische Geographie. 4 Bde. Mainz und Hamburg: Gottfried Vollmer 1801-1805. Er verstarb, nach Auskunft des 1824 gedruckten Auktionskataloges seiner imposanten Privatbibliothek, im Jahr zuvor in Gnesen.

Gemälden und einige Handzeichnungen von Oeser,⁷¹ Bause⁷² [S. 202] und andern berühmten Künstlern besitze, und Lektor Sammet,⁷³ erster Collega bei dem Gymnasium die Versteinerungen und Gebürsarten der Gegend von Thorn gesammelt habe. Zwischen denen, die sich hier seit der preussischen Besitznehmung niedergelassen haben, und unter den alten Einwohnern selbst, schient noch immer nicht rechte Vertraulichkeit zu herrschen, denn: er hat Anhang bei den Preussen; dies sind preussische Geister; er ist gut preussisch – sind Ausdrücke, die man bei den alten Einwohnern nicht selten hört. Es ist ihnen auffallend, daß ein Rathsherr oder eine andre obrigkeitliche Person lacht oder laut spricht, und einen Mann vom Bürgerstande besucht. Denn es herrscht hier noch soviel Steifheit, daß man es schon einem Prediger übel deutet, wenn er schnell auf der Straße geht. Umgang und Besuche sind höchst selten. Bloß Hochzeiten und Kindtaufschmause waren Gelegenheit zu großen Zusammenkünften. Besuche fanden nur unter Verwandten, gewöhnlich am Sonntage nach dem Abendessen statt; aber bei dieser Eingezogenheit herrscht auf der [S. 203] andern Seite eine große Reinigkeit der Sitten. Der Name eines ehrbaren Mannes ist noch der Stolz eines Thornschen Bürgers. Wollüstige Ausschweifungen werden allgemein verabscheut, und weibliche Intrüguen, geheime Liebeshändel gehören selbst, nach dem Zeugnisse aufmerksamer Matronen, zu den Seltenheiten des Orts.

Sehr merkwürdig ist durch seine ökonomische Einrichtungen, das Cämmerei=Vorwerk Przysieck, welches gewöhnlich Priescheck ausgesprochen wird. Es werden darauf ohngefähr 200 Fuder Heu gewonnen. Das urbare Land aber, welches aus sechs Huben besteht ist in drei Felder getheilt. Die Brache wird mit Rüben und nach Ausgrabung derselben mit Wintergetreide besäet. Es stehen hier 500 Schaafe und im Durchschnitt werden jährlich hier 6000 Tonnen Bier gebrauet, deren jede ein Fünftheil größer, als die Berliner ist. Auf jede Tonne wird ein Scheffel Weizen und ein halber Scheffel Gerstenmalz genommen. Sie galt im Jahr 1798 eilf Gulden, und das im [S. 204] Frühlinge gebraute Doppelbier

⁷¹ Adam Friedrich Oeser (1717-1799), Maler, Illustrator und Bildhauer, u. a. Zeichenlehrer von Winkelmann und Goethe. Seit 1764 Direktor der Leipziger Zeichenakademie und kurfürstlich-sächsischer Hofmaler.

⁷² Johann Friedrich Bause (1738-1814), Kupferstecher, seit 1766 Professor an der Leipziger Kunstakademie. Berühmt vor allem für seine Porträtstiche.

⁷³ Johann Samuel Sammet (1738-1817) aus Saalburg im Vogtland, seit 1771 Lehrer am Akademischen Gymnasium in Thorn, seit 1786 außerdem Kustos der dortigen Bibliothek, zu deren 200. Jubiläum er eine kurze Geschichte der Bibliothek verfasste. Ging 1800 nach Plötzig (Plocko) in Pommern als Privatlehrer.

noch einmal so viel. Dies Bier wird stark verführt.⁷⁴ Das einfache Bier zahlt zu Thorn 99½ Groschen, in den andern Städten 2 Thaler Accise; das Doppelbier aber zahlt noch einmal so viel. An Brandtwein werden 1200 Ohm⁷⁵ vorzüglich nach Thorn abgesetzt, wovon das Ohm mit Einschluß der Accise 25 Thaler kostete. Die königliche Accise erhielt vom Bier während des Jahres 1797, 4885 und von Brandtwein 6667, und an Consumtions=Servis⁷⁶ vom Bier 323, vom Brandtwein 480 Thaler. Es werden jährlich gegen 600 Schweine und 120 Ochsen bestimmt gemästet. Ausserdem wird noch fremdes Vieh zur Mastung angenommen, und für jedes Schwein 18, und für jeden Ochsen 72 Groschen wöchentlich entrichtet. Die Einkünfte der thornschen Cämmerei von diesem einzigen Vorwerke betragen jährlich über 12000 Thaler.

Die thornschen Cämmerei=Güter bestehen ausserdem aus zwei emphitevtischen⁷⁷ Vorwerkern, Rothwasser⁷⁸ und Weißhof;⁷⁹ aus dem auf Zeitpacht ausgegebenen Schloß= und Vorwerke Birgelau;⁸⁰ dem Vorwerke Lobianken,⁸¹ wozu auch noch das Dorf Groß=Birgelau mit 7 emphitevtischen und Koritta⁸² mit 6 polnischen Bauren gehören; fer=[S. 205]ner noch aus dem Vorwerke Lesch⁸³ mit dem Vorwerke und Schäferei Chorrup⁸⁴ und dem Vorwerke Lulkau.⁸⁵

Durch diese ansehnlichen Grundstücke sollen die Cämmerei=Einkünfte jährlich auf 50,000 Thaler steigen, wovon jährlich 3000 Thaler etatsmäßig zu Landbauten bestimmt sind; die Wasserbauten aber können nicht so genau bestimmt werden. Letztere werden oft durch die Brücke bei Thorn erforderlich, welche ungefähr tausend Schritte lang ist, und so schmal, daß sich zwei Wagen nur mit Mühe ausbiegen können. Zu polnischen Zeiten hatte man Beispiele, daß ein Sturm zuweilen Balken fortriß, und die, welche sich auf der Brücke befanden, indem ihr weiteres Fahren hiedurch gehindert wurde, in die äusserste Verlegenheit

⁷⁴ Im Sinne von: an andere Orte überführt (gebracht).

⁷⁵ Ein Ohm bemaß die Belastbarkeit eines Tragetierr. In Preußen entsprach ein Ohm 137,4 Litern.

⁷⁶ Im Sinne von ‚Steuern‘ verwendet.

⁷⁷ In Erbpacht bewirtschaftete Güter.

⁷⁸ Rothwasser, Forstetablissement in der Försterei Sängerau (Piwnice) im heutigen Stadtteil Barbarka.

⁷⁹ Heute der Stadtteil Bielany.

⁸⁰ Zamek Bierzłowski.

⁸¹ Recte: Lubianken (Łubianka).

⁸² Recte: Koryt (Wohnplatz).

⁸³ Leszcz.

⁸⁴ Recte: Chorab, auch Chorrib (Vorwerk).

⁸⁵ Lulkowo.

setzte. Jetzt ist die Brücke in einem etwas bessern Zustande, auch mit einem Geländer versehen“.

Jan Borm

Wilanów im Jahre 1842 aus französischer Sicht: Xavier Marmier

Der französische Schriftsteller Xavier Marmier, 1808 in Pontarlier geboren und 1892 in Paris verstorben, bereiste Polen im Jahre 1842, auf dem Rückweg aus Finnland und Russland. Seine Reisebeschreibung erschien zunächst im Frühjahr 1843 in der angesehenen Pariser Zeitschrift *La Revue des Deux Mondes*, in der Marmier regelmäßig publizierte, und noch im selben Jahr in zwei Bänden, die im darauffolgenden Jahr auch auf Deutsch vorgelegt wurden. Marmier war einer der besten französischen Spezialisten der deutschen und skandinavischen Kulturen. Er hatte in den 1830er Jahren an mehreren Reisen der französischen Expedition „La Recherche“¹ teilgenommen, die von dem Arzt Paul Gaimard unter der Schirmherrschaft des Königs Louis-Philippe organisiert wurden und Marmier 1836 die Gelegenheit boten, Island kennen zu lernen, über das er im folgenden Jahr einen Reisebericht publizierte (*Lettres sur l'Islande*), der ihm viel Ansehen brachte und die Einladung sicherte, den offiziellen Bericht der zweiten „Recherche“-Expedition zu verfassen, den er zunächst in einer gekürzten Version 1840 unter dem Titel *Lettres sur le Nord, Danemark, Suède, Norvège, Laponie et Spitzberg* publizierte, ehe der offizielle Bericht über diese Expedition in den europäischen Norden 1844 folgte.² Marmier veröffentlichte später zahlreiche weitere Reiseberichte, sowie u. a. Übersetzungen, ehe er 1870 Mitglied der französischen Akademie wurde. Er hinterlässt ein umfangreiches Werk, dem heute wenig Beachtung geschenkt wird.

Die Aufzeichnungen über Polen waren teil einer Serie von sehr engagierten und kontroversen Texten über diese Reise. Marmier wollte ursprünglich Finnland im Anschluß an die Lapplandexpedition bereisen, um seine Kenntnisse über diesen Teil Europas zu vervollständigen.³ Doch entschloss er sich dann zu einer Fortsetzung der Reise nach Russland und Polen. Seine Ausführungen zu Polen sind im zweiten Band

¹ Das Expeditionsschiff, eine Korvette, hiess *La Recherche*, d. h. die Suche bzw. Forschung, welch glücklicher Name für solch ein Unterfangen!

² Jan Borm: *La Recherche – Ranskalainen tutkimusretkikunta Pohjolassa*. In: Tuula Kousa (Hg.): *Ranskan viimeisen kuninkaan retkikunta: La Recherche Lapissa*. Helsinki: John Nurminen Säätiö 2014, S. 15–63 (aus dem Engl. von Heikki Karjalainen).

³ Wendy S. Mercer: *The Life and Travels of Xavier Marmier (1808–1892): Bringing World Literature to France*. Oxford: Oxford University Press 2007, S. 172.

enthalten und in der Form von drei Briefen präsentiert, ein damals weit verbreiteter literarischer Kunstgriff. Die Briefe richten sich an den oben genannten Paul Gaimard, den Minister Narcisse-Achille de Salvandy, Autor einer Geschichte Polens vor und unter Sobieski, die im Auszug erwähnt wird, und J. P. Patel, ein Politiker aus Marmiers Heimatregion. Die Briefe sind respektive Warschau, den Schlössern von Warschau und Krakau gewidmet.

Marmiers Augenmerk gilt Polen einst und zu seiner Zeit. Zahlreiche Bemerkungen sind den politischen und sozialen Zuständen nach 1830 gewidmet. Die polnische Geschichte steht immer wieder im Mittelpunkt, wobei der Autor aus seinen eigenen Ansichten kaum einen Hehl macht, wie zum Beispiel in diesem Abschnitt zum Novemberaufstand: „Woran hat es also diesem unglücklichen Lande gefehlt, um die letzten Bande seiner Sklaverei zu entreißen, um die Stelle wieder zu erringen, welche es ehemals unter den übrigen Nationen Europas’s eingenommen hatte?“ Der Leser mag sich die Erläuterungen Marmiers bei anderer Gelegenheit zu Gemüte führen. Bezeichnend für den Blick des Autors ist der Kontrast zwischen dem heutigen Zustand des Landes, den er mit dem Begriff „Sklaverei“ umschreibt, und seiner einstigen politischen Größe, ein rhetorisches Stilmittel des Vergleichs, das er wiederholt verwendet, um den Leser in seinen Bann zu ziehen.

Eine zentrale Rolle spielt dabei die Erinnerung an König Jan Sobieski, so auch im unten angeführten Auszug über das Schloss von Wilanów,– Sobieski, den „Helden von Wien“, wie ihn bereits Voltaire in seinem Werk *Das Jahrhundert von Ludwig XIV.*, nannte, auf das sich Marmier bezieht.⁴ Sein Portrait zeugt von der Begeisterung des Autors, dessen Schilderungen mitunter schwärmerische Züge anzumerken sind. Es ist durchweg vom Leitfaden der Idee der «grands hommes» als entscheidende Akteure der Weltgeschichte geprägt, deren Weitsicht und Macht allerdings immer wieder durch die Intrigen ihrer Zeitgenossen untergraben wird, in diesem Falle vom polnischen Adel. „Armer König!“ ruft er aus. „Armer Großer Mann ! (...) Armer Baumeister eines Riesenwerkes!“ Marmier orchestriert sein Pathos gewandt: Gefühlen der Erhabenheit und Bewunderung folgen jene der Entrüstung, des Schauder (siehe seine Beschreibung des Rubensbildes), wie auch der Verzauberung und des Mitleids in einem emotional geladenen Text. Letztere betreffen vor allem die weiblichen Heldinnen: das Porträt von Sobieskis Gemahlin Marie Casimire d’Arquien, in deren dem klassischen Schönheitsideal gemäß beschriebenen Gesichtszügen Marmier einen schmachttenden Ausdruck liest, der für ihn womöglich auf einen leichten Anflug von Heimweh hindeutet, sowie jenes von Natalia Potocka,

⁴ Voltaire: *Le siècle de Louis XIV* (édition établie, présentée et annotée par Jacqueline Hellegouarc’h et Sylvain Menant). Paris: Le Livre de Poche, coll. «Bibliothèque classique» 2005, S. 644.

der so früh verstorbenen Gattin des Fürsten Sanguszko, deren „bewundernswerte Schönheit“ er preist, ehe er von ihrem frühen Ableben und dem späteren Schicksal ihres Mannes berichtet. Marmiers emphatischer Stil entspricht durchweg dem Geschmack der französischen Romantik. Der Ausschnitt beginnt mit einem jener für ihn so bezeichnenden Kontraste, einer volkstümlichen, bzw. pittoresken Szene in der Nähe des Schlosses mit Musikanten, die den Krakauer-Tanz spielen. Diese „National=Melodie“ gibt sozusagen den Ton für die darauffolgende Beschreibung eines Schlosses an, das für den Autor einen so denkwürdigen Erinnerungsort einstiger politischer Größe darstellt, auf die er auch abschließend nochmals anhand des von Sobieski bei Wien eroberten Zeltes Kara Mustaphas anspielt. Es gilt, den feierlichen Glanz jener Epoche, aber auch den „koketten Luxus“ der aktuellen Bewohner des Schlosses möglichst anschaulich zu schildern.

Doch auch in diesem Kontext wird das Schicksal der polnischen Gesellschaft nach dem Novemberaufstand wiederholt thematisiert und dem Leser somit ausdrücklich vor Augen geführt, zu einem Zeitpunkt, als Adam Mickiewicz seine berühmten Vorlesungen über die slawische Literatur am Collège de France in Paris hielt. Die rasche Übertragung ins Deutsche zeugt von weiteren Sympathien auch jenseits des Rheins. Die Rechtschreibung der Ausgabe von 1844 wurde beibehalten. Auf ein, zwei Irrtümer in der Übersetzung weisen die Fußnoten hin, denen der Leser auch weitere Informationen zu den von Marmier erwähnten Personen entnehmen mag.

Xavier Marmier: *Russland, Finnland, Polen*. Bd. 2. Regensburg 1844, S. 218-226.

[S. 218] Auf der Reise, die ich durch Polen machte, fand ich überall die verschleierte, aber tiefe Erinnerung an berühmte Sagen von diesem Lande und seinen Helden, – die Erinnerung an jenen großen König, dessen Geschichte Sie⁵ in so poetischen Worten erzählt haben; und als ich zu Warschau angekommen den Wunsch äußerte, seine Wohnung Willanow zu sehen, erregte dieser Wunsch eine rührende Sympathie zu meinen Gunsten.

Das Schloß Willanow liegt etwa eine Dreiviertels=Linie von der Hauptstadt Polens. Man geht durch die große und schöne Straße, die neue Welt genannt, und kommt an der Statue des Kopernicus, an dem vor 1830 von der Akademie der schönen Wissenschaften besetzten, aber seit der letzten Revolution durch eine bittere Ironie in ein Lotterie=Büreau umgewandelten Palaste vorüber. Am Ende der Stadt befindet sich das glänzende Gebäude, wo der Großfürst Konstantin aus einem königlichen Scepter eine eiserne Ruthe machte; wo dieser aus den seltsamsten Elementen zusammengesetzte Mann dem Pferde, welches unter ihm stolperte, die Knute geben ließ, den Soldaten, welcher seinen Befehlen nicht schnell genug gehorchte, zu Boden warf und nach einem Anfall seines Jähzorns, wie ein Kind, weinte.⁶

Jenseits dieses Gebäudes traurigen Andenkens, das die Rohheiten der Kosaken, aber auch ihre Bestrafung gesehen, sind wir auf freiem Felde, inmitten grüner Bäume und goldener Saaten, jener beiden Geschenke Gottes, deren Anblick allein den Geist erfrischt und ihm den von der Bosheit der Menschen unterdrückten Schwung wieder gibt.

[S. 219] Rechts und links sah ich einige lachende Pavillons, Phantasiewerke und Sommer=Residenz von ehemals so reichen und mächtigen adeligen Familien, und vor mir stand eine gothische Kirche in der Mitte eines Kirchhofes, wo sich auf allen Seiten die bizarrsten Monumente erheben. Neben der Kirche findet man ein Wirthshaus, das von den Neugierigen, welche diesen historischen besuchen, frequentirt wird, so wie von dem Warschauer Volke, welches an Fest= oder Sonntagen sich gern unter dem Schatten der Bäume bei einem Krüge Bier, oder einer Flasche Branntwein versammelt.

⁵ Anspielung auf Salvandys Geschichte Polens vor und unter Sobieski: *Histoire de Pologne avant et sous le Roi Jean Sobieski*. Paris 1829, 3 Bände; poln. Ausgabe: N. A. de Salvandy: *Historja króla Jana Sobieskiego i Królestwa Polskiego* (übersetzt aus dem Französischen ins Polnische Władysław Sierakowski). Lwów: z Drukarni Instytutu Stauropigiańskiego 1860, 3 Bände.

⁶ Gemeint ist Konstantin Pawlowitsch Romanow (1779-1831), Oberbefehlshaber der polnischen Truppen bis zum Novemberaufstand 1830.

An der Thüre des Gasthauses stehen zwei wandernde Musikanten, mit dem breitkrämpigen Hute ihrer Provinz, dem Rocke aus braunem Tartan, den mit großen Metallknöpfen geschmückten Hosen und mit Nägeln beschlagenen Schuhen. Einer von ihnen streicht mit seinem dünnen Bogen eine von Rauch geschwärzte und von der Zeit abgenutzte Violine; der Andere läßt einen ungeheuer großen Dudelsack ertönen. Derselbe hat drei Pfeifen, wovon die erste frei aus dem Sacke heraushängt; die zweite legt man, wie einen Reisestock, auf die Schulter; die dritte, gleich einer Flöte von mehreren Löchern durchbohrte, hält der Musikant mit einer Hand an die Lippen, während er mit der andern in bestimmten Zwischenräumen die Seiten seines Dudelsacks drückt, um daraus feinere, oder gröbere Töne hervorgehen zu lassen. Die beiden Musikanten spielen ihre National=Melodie: den *Krakauer*, und begleiten dieselbe mit Fußstampfen, oder Tactschlagen. Einige um sie versammelte Kinder hören mit aufmerksamem Ohre auf das alte Lied. Unsere Ankunft unter den Zuhörern verdoppelt das Feuer der Musiker. Der Gastwirth, welcher [S. 220] von seiner Thür aus dieselben als ein Mann betrachtet, der an solche Scenen gewöhnt ist, rührt sich bei unserer Ankunft, nimmt seine Mütze ab, thut einige Schritte vorwärts, steckt aber, da er ohne Zweifel unserem Aussehen nach zu schließen glaubt, daß wir keine Kunden für ihn wären, die Hände wieder in die Tasche und seine kalte Gleichgiltigkeit von neuem an. Das Concert und die raschen Wendungen derer, welche es aufführen, dauert fort. Von den Fenstern seines Palastes hatte Sobiesky vielleicht manchmal eine ähnliche Scene mit angesehen; denn schon längst ergötzen sich Ohren und Augen des polnischen Volkes an der Musik des Krakauer=Tanzes. Wir warfen einige Geldstücke in den Hut der Musikanten; sogleich legten die armen Leute Violine und Dudelsack weg und umarmten unsere Kniee, indem sie sich, wie orientalische Slaven, bis zu Erde beugten.

Von diesen Volksscenen begaben wir uns nach dem königlichen Schlosse. Dieses Schloß steht in einer großen, von einem Wechsel=Arme durchschnittenen Ebene. Auf der anderen Seite des Flusses sieht man die langen Alleen eines Parkes, der sich mehrere Meilen weit ausdehnt; und das geheimnisvolle Aussehen dieses Parkes, der grünlich=blaue Fluß, die schweigende, bloß von einigen Bauernhöfen unterbrochene Einöde: Alles trägt dazu bei, der ehemaligen Residenz Sobiesky's einen zugleich interessanten und ernstern, anmuthigen und feierlichen Charakter zu verleihen. Ein mehrere Fuß breiter Graben und ein Eisengitter umgeben das Schloß. Man tritt durch ein majestätisches Thor ein, über dem sich zwei steinerne Statuen befinden, wovon die eine einen mit allen Geschützen bewaffneten Krieger, die andere eine Frau mit den Palmen [S. 221] des Friedens in der Hand vorstellt. In dem Hofe steht ein dem Andenken des Grafen Stanislaus Potocki und

seiner Gemahlin, einer gebornen Lubomirska⁷, geweihtes Grabmal, – zwei in Polen so berühmte Namen, daß sie hier ganz am rechten Platze erscheinen. Wenn man jedoch wissen will, warum dieses Grabmal an einen solchen Ort gekommen sei: so habe ich Folgendes zu bemerken. Bei dem Tode Johann Sobiesky's verkaufte sein Sohn Jakob die Herrschaft Willanow an die Gräfin Seniawska, welche die Nutznießung daraus dem Könige Stanislaus August II. überließ und dieselbe nachher der Familie Lubomirski vermachte, von welcher sie abstammte. Der Graf Potocki erbte, als er sich mit dieser Familie verschwägerte, das königliche Gut und das Eingange des Ehrenhofes aufgestellte Grabmal bezeugt dieses Successions=Recht. Wie viele sonst auf glänzendes Pergament geschriebene Eigenthums=Urkunden und adelige Wappen finden sich jetzt nur noch auf Grabsteinen! –

Der Palast ist in schönem Style, wie eine italienische Villa, erbaut. Er besteht aus einer Façade mit platter von steinernen Statuen geschmückter Terasse und zwei parallelaufenden Flügeln, auf denen sich zwei Thürmchen befinden mit zwei vergoldeten Kugeln, und die ihrer ganzen Länge nach mit historischen Basreliefs bedeckt sind. Ein Theil dieses Gebäudes wurden von den Türken erbaut, welche Sobiesky bei einem seiner glorreichen Feldzüge zu Gefangenen gemacht. Stanislaus August ließ es nach demselben Plane vollenden. Ich will das äußere Aussehen dieses Schlosses nicht in allen seinen Details beschreiben. Gehen wir also hinein! – Die Zimmer Sobiesky's wurden mit frommer Sorgfalt so erhalten, wie sie zu seiner Zeit [S. 222] waren. Sie sind weder sehr groß, noch sehr prachtvoll, aber doch mit einer gewissen Auswahl nach dem Geschmacke des Jahrhunderts Ludwig's XIV.⁸ geschmückt: seidene Tapeten, vergoldetes Getäfel, gestickte Armstühle, mit Blumenguirlanden und mythologischen Emblemen beladene Plafonds und Rouleaux. Wenn, wie Bernardin de Saint-Pierre sagt, die Landschaft der Hintergrund des Gemäldes des menschlichen Lebens ist⁹, so ist die Wohnung des Individuums der Rahmen seiner Existenz, der Launen seines Geistes und der Sitten seiner Zeit. Jeder Schmuck, mit dem es sich umgab, kann ein neuer Gegenstand des Studiums werden; jede Sache, deren es sich bediente, kann dem Beobachter einen biographischen Aufschluß geben. War diese Wohnung im Besitze eines hochbegabten Mannes: von welchen ehrfurchtsvollen Gefühlen wird man nicht beim Anblicke derselben durchdrungen! Welche Erinnerungen und Gedanken erweckt nicht in der Seele schon der Tisch, an dem er in

⁷ Es handelt sich um Stanisław Kostka Potocki (geb. 1755 in Lublin, gest. 14.9.1821 in Wilanów) und Aleksandra Lubomirska (1760-1831).

⁸ Jahrhundert Ludwig's XIV: Anspielung auf den Titel des berühmten Geschichtswerkes von Voltaire *Le siècle de Louis XIV* (Berlin, 1751).

⁹ Vgl. Jacques-Henri Bernardin de Saint-Pierre (1737-1814): *Un paysage est le fond du tableau de la vie humaine*. In: *Voyage à l'Île-de-France* (1773). Paris 1835, S. 5.

seinen ruhmvollen Nachtwochen saß, die Bücher, über welche er nachdachte, der Herd, an dem er von seinen Arbeiten im Kreise der Freunde ausruhte. Ganz diesem Gefühle der Hochachtung, diesen durch eine ferne Epoche irrenden Gedanken hingegeben, warf ich einen neugierigen Blick auf die Gewölbe, die Möbel und Tapeten; ich suchte überall eine Spur von einem Tage des Triumphes, einer Stunde der Freude, oder einem Augenblicke der Laune! Ich sagte zu mir selbst: „Hieher brachte er die Trophäen seiner bewunderungswürdigen Feldzüge, hier versuchte er die verderblichen Zänkereien seiner Großen zu vergessen und die Stürme der Reichstage. Durch dieses Thor ging er, als er die Christenheit unter den Mauern Wiens von der Invasion der Türken gerettet hatte; als [S. 223] ein Prediger, der Dolmetscher eines begeisterten Volkes, ihn mit den evangelischen Worten begrüßte: „*Fuit homo missus a Deo, cui nome, erat Joannes!*“¹⁰ – Diese Wände waren die Zeugen seiner kühnen Plane, und dieses Bett empfing seinen letzten Seufzer. Armer König! deine Herrscherwürde wurde ohne Unterlaß von einer eifersüchtigen und unbeugsamen Aristokratie angefochten. Armer großer Mann! du beneidetest vielleicht mehr, als einmal den friedlichen Gleichmuth des Geringsten deiner Unterthanen! Armer Baumeister eines Riesenwerkes, das nach dir zerfallen sollte! Lorberngekrönter Held, edles und gefühlvolles Herz, wie oft wurdest du verletzt! Ach! wenn man bedenkt, was er als dem Vaterlande treuergebener Bürger, als Gatte und Vater gelitten hat: – würde man wohl seinen Ruhm um den Preis seiner Schmerzen erkaufen wollen?“ –

Der erste Saal des Palastes ist mit lebensgroßen Portraits bedeckt, welche die Hauptpersonen de Adels, die Sapieha, die Jablonowski, so wie einige polnische Könige und Königinnen vorstellen. Dieß ist gleichsam eine Einleitung in die Geschichte Sobiesky's. Ein anderer Saal ist voll von ciselirten Vasen, Waffenrüstungen und Schätzen des Mittel-[S. 224]-alters. Hier wird auch der kostbare Schrank aufbewahrt, welchen der Papst dem tapferen Sobiesky nach dem Wiener Feldzuge schickte. Er ist von oben bis unten mit seltener Kunstvollendung geschnitzelt, mit anmuthigen Arabesken und mit symbolischen Bildern aus Schildkröten- und Elfenbein bekleidet.

Die Königin, die schöne Maria d'Arquien, kümmerte sich, wie mir schien, wenig um solche Zierrathen des Mittelalters. Man findet in ihren Zimmern nicht die geringste Spur davon. Ihr ganzer Salon ist einfach mit Tapeten aus Lilaseide bekleidet und mit Spiegeln und Blumenguirlanden geschmückt. Neben diesem Salon befindet sich ein Cabinet von weniger ernster Natur. Es ist mit gemaltem Getäfel bedeckt, welches die Liebschaften Jupiters von der Danae bis zur Leda

¹⁰ Joh 1,6: „Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes“ (Onlinefassung: www.die-bibel.de/online-bibel/n/luther-bibel-1984/bibeltext/bibelstelle/johannes/ – Luther-bibel 1984, letzter Stand: 10.08.2014).

darstellt. Auf dem Plafond ist Maria d'Arquien selbst mit den Attributen der Frühlingsgöttin dargestellt unter Schwärmen von Amoretten, die mit Köchern bewaffnet sind und einen Blumenregen auf ihren Weg ausgießen. In einem benachbarten Saale sah ich ein anderes Portrait der Königin und ihre Büste in Marmor. Es war gewiß, wie Sie sich ausgedrückt haben, mein Herr! „eine erhabene Schönheit“: die Nase griechisch, der Mund klein und fein, große, schwarze, horizontal im Kopf liegende Augen, schwarze, auf der Stirne in Locken getheilte Haare, die regelmäßigsten Gesichtszüge und anmuthsvollsten Umrisse. Aber zwischen diesen beiden gewölbten Augenbraunen erkenn ich eine von ehrgeizigen Gedanken gegrabene Furche, und in diesen so sanften, schwarzen Augen einen schmachtenden Ausdruck, der mir mehr, als Ein weislich zurückgehaltenes Wort, mehr, als Ein discretos Stillschweigen des Geschichtsschreibers von Sobiesky's Leben erklärt.

In einem andern Saale des Palastes befindet sich eine Gemäldegalerie, die unter anderen Producten aus der Schule des Mittelalters und der neueren Zeit mehrere interessante Gemälde von Rubens, *den Tod Seneca's* vorstellend, enthält. Seneca steht mit langem, grauem Barte und verwirrten Haaren ganz nackt aufrecht im [S. 225] Bade. Der Kopf zeigt noch ein Gefühl von Leben, aber den des Blutes beraubten Gliedern sieht man an, daß sie bereits von einer eisigen Kälte ergriffen sind; das verstörte und matte Auge erlischt; der Tod bemächtigt sich seiner Beute. Es ist ein medicinisches Studium, ähnlich dem der *Kreuzesabnahme*, ein Studium, welches den Blick durch die Rührung, die es hervorbringt, bezaubert und durch seine Wahrheit erschreckt. Ich hatte noch nie weder eine Copie, noch einen Kupferstich von diesem Gemälde gesehen und rechne es ohne Bedenken unter die Zahl der Hauptwerke des berühmten Künstlers.

Die übrigen Gemächer sind von der Familie Potocki bewohnt und auf das glänzendste geschmückt. Der aristokratische, kokette und schimmernde Luxus neuerer Zeit ist hier neben dem majestätischen Luxus vergangener Jahrhunderte; alle Launen der Mode, alle Hauptwerke unserer Industrie, ach! und alle Schmerzen einer neueren sind hier neben den Schmerzen einer größeren und feierlicheren Epoche. In einem so prachtvollen Salon, wie man sie kaum in der Vorstadt St. Honoré trifft¹¹, sah ich das Portrait einer jungen Dame von bewunderungswürdiger Schönheit, aber einem milden und traurigen Ausdrücke, wie bei einer Seele, die unter den sie umgebenden Freuden das Vorgefühl eines unglücklichen Schicksals in sich trägt. Dieß war die einzige Tochter des Besitzers dieses Schlosses, die ganz jung an den Fürsten Sangowski vermählt wurde und schon in ihrem vier und zwanzigsten Jahre starb,

¹¹ Anspielung auf die berühmte rue Feaubourg Saint-Honoré in Paris, eine der exklusivsten Adressen der Stadt.

weinend darüber, daß sie so bald von dieser Welt, welche ihr so schön vorkam, von ihrem geliebten Gatten und [S. 226] ihren trostlosen Eltern scheiden mußte¹². Zwei Jahre später wäre ihr vielleicht der Tod erwünscht gekommen: zwei Jahre später wurde ihr Gemahl, als Theilnehmer an der Revolution von 1830 seiner Würden entsetzt und nach Sibirien geschickt. Von seinen beiden Brüdern¹³, den gesetzlichen Erben eines ungeheuern Vermögens und des edeln Namens Potocki, ging der eine in die Verbannung, der andere erlangte wieder die Gunst der russischen Regierung und ward Unterbeamter in einer Petersburger Canzlei. – Wer hätte wohl Sobiesky gesagt, als die türkischen Gefangenen ihm das Schloß Willanow als ein Denkmal seiner Siege und seiner Königlichen Macht erbauen mußten, daß eines Tages dieses Schloß von der russischen Polizei besetzt und von elenden Knechten verödet werden würde! – Einige Schritte von da, in dem Parke, sieht man noch das prachtvolle Zelt Kara Mustapha's, welches der Befreier der Christenheit von der Belagerung Wiens zurückbrachte. Es steht da mit seinen Purpur-Teppichen, seinen orientalischen Arabesken und seinen überall offenen, seidnen Vorhängen, gleichsam bereit, einen Wesir Mahomed's, oder einen erobernden König zu empfangen. – Fürchtet die russische Polizei diese Tropäe einer unsterblichen Schlacht nicht, oder läßt sie dieselbe vielleicht nur deshalb den Blicken der Vorübergenden ausgesetzt, im durch einen bitteren Contrast die glorreichen Tage Polens zu höhnen?“

¹² Es handelt sich um Natalia Potocka (1807-1830), Tochter von Aleksander Stanisław Potocki (1778-1845) und Anna Tyszkiewicz (1776-1867), vermählt mit Fürst Roman Adam Stanisław Sanguszko (1800-1881), dessen Name hier irrtümllich als „Sangowski“ angegeben wird. Das Portrait wurde von dem österreichischen Künstler Johann Ender (1793-1854) im Jahre 1829 gemalt.

¹³ Die Bemerkung „de ses deux frères“ im fr. Original bezieht sich eindeutig auf die Brüder Natalias, wie es ja auch der Kontext andeutet (korrekt wäre also „Von ihren beiden Brüdern...“). Es handelt sich um August Potocki (1806-1867) und Maurycy Potocki (1812-1879).

II. POLEN IN UNTERSCHIEDLICHEN MEDIEN

Berichterstattung über Polen in deutschsprachigen *Meßrelationen*

1. *Meßrelationen*

Meßrelationen waren Nachrichten-Zusammenfassungen, die zwei- oder dreimal jährlich zu den Terminen der Handelsmessen in Frankfurt bzw. Leipzig herauskamen, und zwar vom Ende des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Damit gehören sie zu den ältesten und zugleich langlebigen Periodika des deutschen Sprachgebiets. Die ersten *Meßrelationen* entwickelten sich Ende des 16. Jahrhunderts in Köln aus zeitgeschichtlichen Chroniken, die noch nicht als Periodika geplant gewesen waren;¹ erst spätere Unternehmungen in Köln und anderen Städten erschienen von Anfang an periodisch zu den Messen.² Inhaltlich fassten die *Meßrelationen* das zusammen, was an aufzeichnenswerten („schriftwürdigen“) Ereignissen von einem Messetermin zum anderen am jeweiligen Druckort eingelaufen war.³ Für die Sammlung solcher Nachrichten sorgte wohl in der Regel der Verleger der Messrelation, indem er sich regelmäßig gegen Geld (handgeschriebene) Nachrichtenbriefe aus verschiedenen Orten schicken ließ und anderes bereits gedrucktes Material kaufte, etwa Nachrichten-Flugschriften, Flugblätter, Zeitungen – seit es sie im 17. Jahrhundert gab – oder auch umfangreichere Traktate und Berichte. Selbstverständlich konnte er auch Drucke aus dem eigenen Verlag als Grundlage von *Meßrelationen* verwenden. Die gesammelten Nachrichten wurden dann von einer anderen Person, dem Kompilator („Zusammensteller“), in einer für sinnvoll gehaltenen Ordnung aneinandergereiht und gegebenenfalls bearbeitet. Oft übernahm der Kompilator Texte aus Nachrichtenbriefen, (fast) ohne sie zu redigieren, und ließ sogar die nachrichtentypische Datumszeile stehen, mit der im Brief Ort und Datum der Nachrichtenaufzeichnung (nicht des Ereignisses) angegeben worden waren (z. B. „Auß Rom vom 18.

¹ Ulrich Rosseaux: Die Entstehung der Messrelationen. Zur Entwicklung eines frühneuzeitlichen Nachrichtenmediums aus der Zeitgeschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts. In: *Historisches Jahrbuch*, 124. Jg., 2004, S. 97-123.

² Vgl. Katalog von Klaus Bender: *Relationes Historicae*. Ein Bestandsverzeichnis der deutschen Messrelationen von 1583 bis 1648, zusammengestellt und eingeleitet von K. B., Berlin/ New York: de Gruyter 1994 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 2).

³ Die folgenden Ausführungen beruhen auf den bisherigen Ergebnissen eines noch laufenden Forschungsprojekts der Verfasserin zu den Messrelationen.

Aprilis.“). Je stärker der Kompilator die Nachricht(en) bearbeitete, desto eher kann man ihn einen Redakteur oder Nachrichtenjournalisten nennen. Zu den typischen Redaktionsarbeiten bei *Meßrelationen* des 16. und 17. Jahrhunderts gehörte die Formulierung von Überschriften, durch die das Thema der folgenden Meldung angegeben wurde und die auch als Blickfang und zum Wecken von Leseinteresse dienen konnten. Im 18. Jahrhundert setzte man stattdessen sehr kurze Randbemerkungen (Marginalien). Wie stark der Kompilator eigene Überzeugungen und Wertungen in seine Texte einfließen ließ, stand weitgehend in seinem eigenen Ermessen. Handwerks- und Berufsnormen, also die Vorstellungen darüber, was zu den Aufgaben und der Rolle eines „Historicus“ (wie man den Beschreiber sowohl gegenwärtiger als auch vergangener Ereignisse nannte) gehöre, beeinflussten den Inhalt der *Meßrelationen* stärker als die obrigkeitliche Zensur, obwohl sie sich für die meisten Presseprodukte der Frühen Neuzeit von selbst verstand. War aus den geordneten und redigierten Nachrichten das Manuskript hergestellt – wofür zumindest große Teile des Nachrichtenmaterials neu abgeschrieben werden mussten –, so wurde es zum Druck befördert. Während des Drucks konnten noch aktuelle Meldungen neu eingefügt werden, doch zum Messetermin musste der Druck abgeschlossen sein und das Werk am Messeort vorliegen. Das erzeugte einen im 16. Jahrhundert noch ungewohnten Termindruck, der noch stärker war, wenn der Druckort vom Messeort weit entfernt lag. Messrelationen-Verlage an den Messeorten Frankfurt und Leipzig hatten also einen Wettbewerbsvorteil, weil sie ihren Redaktionsschluss später legen und demnach auch mit den jeweils neuestmöglichen Meldungen aufwarten konnten. Dies war wahrscheinlich der Grund dafür, dass von allen Messrelationen-Unternehmungen, die zwischen 1590 und 1620 in vielen Städten des Reiches begonnen worden waren, nur zwei den Dreißigjährigen Krieg überlebten, nämlich die Frankfurter und die Leipziger Reihe. Spätestens nach 1730 verschwand auch die Leipziger Messrelation vom Markt,⁴ so dass nur noch die Frankfurter Messrelation die ehemals vielfältige Gattung verkörperte. 1805 stellte auch diese Reihe ihr Erscheinen ein.⁵

⁴ Rosseaux, Ulrich: Die Leipziger Messrelationen 1605-1730. Ein Beitrag zur Medien- und Kommunikationsgeschichte der Frühen Neuzeit, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 12/ 2003, S. 31.

⁵ Bei Meidinger, Heinrich: Frankfurt's gemeinnützige Anstalten. Eine historisch-statistische Darstellung der milden Stiftungen, Stipendien, Wittwen u. Waisen-, Hülf- und Sparkassen, Vereine, Schulen etc. nebst einem geschichtlichen Ueblick der in dieser Stadt erschienenen periodischen Schriften und Lokalblätter, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, Frankfurt/Main 1845, S. 384, und Estermann, Alfred: Die Messrelationen, in: ders. (Hg.): Zeitungsstadt Frankfurt am Main. Zur Geschichte der Frankfurter Presse in fünf Jahrhunderten, hg. v. A. E. im Auftrag der frankfurter Sparkasse, Frankfurt/Main 1994, S. 35, ist von Heften aus dem Jahre 1806 die Rede. Diese Angabe ließ sich aber bis jetzt nicht verifizieren.

2. Polen als Nachrichtensujet

Wie der zugegebenermaßen knappe Überblick deutlich macht, waren *Messrelationen* im wesentlichen Medien der politischen Berichterstattung. „Sensationelle“ oder „vermischte“ Meldungen von der Überschwemmungskatastrophe bis zum Auftauchen eines missgebildeten Tieres („monstrum“) kamen zwar vor, bildeten aber nicht den Hauptstoff der Nachrichten, anders als etwa bei den ebenfalls frühneuzeitlichen illustrierten Nachrichtenflugblättern. *Messrelationen* kümmernten sich hauptsächlich um die Welt der Macht, der – in der Frühen Neuzeit erst werdenden und sich entwickelnden – Staaten, diplomatischen Beziehungen und des dazu gehörenden Personals. Wer an dieser Art von Macht keinen Anteil oder nicht zumindest Verbindungen zu ihr hatte, kam in den politischen Nachrichten in der Regel nicht vor und deshalb auch nicht in den Messrelationen. Die überwältigende Mehrheit der europäischen Bevölkerung, seien es Bürger, Bauern oder rechtlose „Arme“ in Stadt und Land, hatte keinen Anteil und keine Verbindung zur politischen Welt und blieb deshalb auch in den politischen Nachrichten unberücksichtigt. Die Informationen, die von politischen Schriften aller Art, auch von Messrelationen, geliefert werden konnten, bezogen sich also auch nicht auf Lebensgewohnheiten, Sitten oder Grundüberzeugungen der jeweiligen Bevölkerungsmehrheit oder der „einfachen“ Leute in Stadt und Land. Die selbstgesetzte Aufgabe der Nachrichtenmedien war es dagegen, über Macht und Mächte zu sprechen, die Beziehungen der Mächte und der Mächtigen zueinander darzulegen, mit dem Vokabular, das ihnen ihre Zeit zur Verfügung stellte. Für die Frühe Neuzeit und die Kompilatoren von *Messrelationen* bedeutete das: Sie waren gehalten, aus Europa und der übrigen Welt – sie verstanden ihre Aufgabe anscheinend von Anfang an universal – diejenigen Nachrichten als bedeutsam auszuwählen, die sich mit den Herrschern, ihren Dynastien und Höfen sowie mit den Beziehungen zwischen Herrschern, Dynastien und Höfen befassten, also mit der Diplomatie und dem Krieg. Dazu kamen als Nachrichtenstoffe gegebenenfalls noch die politischen Aktivitäten anderer sozusagen politik-berechtigter Personen und Korporationen, etwa von Ständeversammlungen (wie dem Sejm), Adelsgruppen, Bischöfen oder – seltener – Städten, die zu eigenständiger Politik berechtigt und fähig waren. Den Schwerpunkt der Meldungen bildete Europa, schon weil Nachrichten aus den anderen Kontinenten nicht regelmäßig und oft erst lange nach den berichteten Ereignissen einliefen.

Unter den europäischen Mächten und Staaten aber gab es für die Kompilatoren von *Messrelationen* keine prinzipiell „unwichtigen“. Zwar waren Nachrichten vom Kaiser als dem Reichsoberhaupt häufig, auch weil man annehmen konnte, daß solche Nachrichten die Leser deutschsprachiger *Messrelationen* besonders interessieren würden. Als im 17.

Jahrhundert einige Messrelationen-Redakteure damit begannen, die Nachrichten eines Messrelationenheftes in geographisch bezeichnete Rubriken einzuteilen, bildeten die Nachrichten vom Kaiserhof auch stets das erste Kapitel. Aber die übrigen Rubriken zeigen, dass den Messrelationen-Redakteuren daran lag, möglichst alle europäischen Regionen – die staatliche Zugehörigkeit konnte ja rasch wechseln – gleichermaßen zu berücksichtigen und damit ein vollständiges Bild der politischen Welt zu geben. In der Frankfurter Messrelation vom Herbst 1667 etwa waren die geographisch zuordbaren Nachrichten in die folgenden Rubriken eingeteilt: 1. Kaiserhof, 2. Ungarn, Siebenbürgen, Türken; 3. Rom und übriges Italien; 4. Krieg Venedigs gegen die Osmanen; 5. Spanien und Portugal; 6. Frankreich; 7. Spanisch-französischer Krieg, 8. Schweden, 9. Dänemark, 10. Polen, Moskau, Kosaken und Taren, 11. England und Holland.⁶ Die annähernd gleichzeitige Leipziger Neujahrsrelation 1673 gliedert sinngemäß folgendermaßen: 1. Reich, Österreich und Ungarn; 2. Niedersachsen, Skandinavien und Polen; 3. Holland, 4. England, 5. Portugal, Spanien und Frankreich; 6. Rom und Italien.⁷ (Besonderheiten der Rubrizierung bleiben hier außer Betracht.) Wie man sieht, gehorchte die Anordnung der Nachrichten keiner strengen Systematik, sondern richtete sich in hohem Maße danach, auf welchen Wegen die jeweiligen Nachrichten die Redaktion erreichten. Auch eine Rangfolge war mit der Reihenfolge nicht ausgedrückt; dass eine Region in der Reihenfolge „spät“ auftauchte, hieß nicht, dass sie für

⁶ Relationis Historicae Semestralis Continuatio. Jacobi Franci Historische Beschreibung der denkwürdigsten Geschichten/ so sich in Hoch- und Nieder-Teutschland/ auch in Jtalien/ Hispanien/ Franckreich/ Ungarn/ Böhheim/ Polen/ Engeland/ Portugall/ Schweden/ Dennemarck/ Dalmatien/ Candia/ etc. So dann in Mähren/ Schlesien/ Pommern/ Preussen (!)/ Reussen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Moldau/ Moscau/ Türckey/ Barbarey/ Tartarey/ und im Aegeischen Meer/ sonsten der Archipelagus genannt; Wie nicht weniger in Ost- und WestJndien/ etc. Vor und zwischen jüngst verflossener Franckfurter Fasten: biß in die Herbst-Meß dieses 1667. Jahrs/ hin und wieder in der Welt/ zu Land und Wasser/ glaubhaft zugetragen. Alles auß überschickten leßwürdigen Schrifften; Lateinischen/ Jtaliänischen/ Frantzösischen/ Hoch- und Nider-Teutschen brieflichen Urkunden; Theils auch auß selbst eigener Erfahrung: Mit nutzlichen Marginalien/ so an statt eines kurzen Registers dienen können/ und etlichen Kupffer-Figuren außgezieret. Durch Sigismundi-Latomi, sonsten Mäurers genannt/ Seel. Erben/ fortgeföhret und verlegt. (Holzschnitt: doppelköpfiger Adler mit kaiserlichem Wappen.) Under Jhrer Röm. Kays. Maj. gedachten Latomischen Erben/ auff ihr Lebenlang ertheilter/ sonderbarer Gnad und Freyheit/ mit dem Anhang/ daß niemand/ bey Pön/ dergleichen an keinem Ort/ unter waserley Form und Schein es auch immer geschehen möchte/ nicht in Truck zu geben/ noch ihnen nachzutrukken Macht haben solle. Franckfurt am Mayn/ Truckts Heinrich Friesen/ im Jahr/ 1667., S. 3-86.

⁷ Continuatio XII. Der zehen-Jährigen Historischen Relation/ Das ist: Warhafftige Beschreibung aller denkwürdigen Historien/ Handlugen/ und Geschichten/ so seithero der verflossenen Leipziger Michaelis-Messe/ biß auf den Neu-Jahrs-Marckt 1673 hin und wieder in der Welt/ vornehmlich aber im Heil. Römischen Reich/ sich zugetragen. Allen Liebhabern der Historien zur Nachricht/ Nutz und Belustigung/ aus denen einkommenden Zeitungen/ auch Particular-Schrifften/ mit Fleiß zusammengetragen/ und in öffentlichen Druck verfertigt. Mit sonderbahnen Churfürstlichen Privilegio. (Holzschnitt: Offiziere vor Lager, reitender Bote mit Brief nach rechts.) Leipzig/ inverlegung Johann Grosens und Consort. Gedruckt/ bey Andreas Richtern im Jahr 1672. (muss heißen: 1673), S. 3-28.

unbedeutend galt. Polen war in diese Schemata der politischen Mächte Europas selbstverständlich einbezogen, weil und solange es eine Macht war, das bedeutet, bis zum vorläufigen Ende des polnischen Staates 1795. Die Konventionen des Mediums und des Nachrichtenjournalismus überhaupt bestimmten, auf welche Art Polen in den *Meßrelationen* auftauchte, nämlich als „gewöhnliche“ europäische Macht wie die anderen auch, mit ihren Königen, Adel und einigen politikfähigen Städten, mit einer Ständeversammlung, die sich von anderen europäischen Ständeversammlungen nicht prinzipiell unterschied, und selbstverständlich auch in einem Gefüge von Nachbarstaaten, mit denen sie sich je nach Interessen- und Machtlage diplomatisch oder kriegerisch auseinandersetzen musste. Die wichtigsten politischen Nachbarn Polens, die dementsprechend häufig in der politischen Berichterstattung vorkamen, waren das Heilige Römische Reich, das Königreich Schweden, das Großfürstentum Moskau, das Chanat der (Krim-)Tataren und das Osmanische Reich. Als Macht im Kreis anderer Mächte nahm Polen Teil an den großen Mächte-Auseinandersetzungen der Frühen Neuzeit, etwa den Kämpfen um die Ostsee und den Auseinandersetzungen in Südosteuropa. Aber gerade deshalb stellte es für Nachrichtenredakteure auch eine „ganz normale“ europäische Macht dar. Mit monarchischem Oberhaupt, einflussreichem Adel und mehreren Ständeversammlungen verschiedenen Ranges glich Polen den übrigen europäischen Mächten auch strukturell, so dass es in keiner Weise als exotisch gelten konnte. Daher ist es auch nicht zu erwarten, dass die Kompilatoren von *Meßrelationen* ein einheitliches „Bild“ von Polen zeichneten, zumal nicht in den über 200 Jahren, in denen es *Meßrelationen* gab. Was über Polen berichtet wurde, änderte sich zwangsläufig mit den wechselnden politischen Konstellationen, wie bei jeder anderen europäischen Macht auch; und die Art, in der berichtet wurde, konnte sich von der Berichterstattung über andere europäische Mächte nicht unterscheiden, gerade weil Polen für jeden Nachrichtenredakteur selbstverständlich zur europäischen Mächte- und Staatenwelt gehörte.

3. Eigenheiten der Berichterstattung

Wenn sich die im Quellenanhang aufgeführten und im Abstand von je 30 bis 40 Jahren zufällig ausgewählten Beiträge über Polen dennoch in Stil, Inhalt und, wenn man will, journalistischer Qualität zum Teil deutlich voneinander unterscheiden, so liegt das nicht am Sujet Polen oder daran, dass journalistische Qualitätsstandards sich erst im Laufe langer Zeit hätten herausbilden müssen, sondern daran, dass die Kompilatoren sehr unterschiedliche Vorstellungen davon hatten, worin journalistische Qualität überhaupt bestehe bzw. nach welchen berufsbezogenen Normen sich ein „Historicus“ zu richten habe. Das sieht man beim Vergleich der Quellenauszüge 1) und 2) besonders deutlich. Michael von

Aitzing, der als Begründer der *Messrelationen* überhaupt gilt,⁸ kompilierte „seine“ *Messrelationen* sozusagen im Rahmen eines größeren historiographischen Projektes: Sein Ziel war es, den Kampf der (katholischen) Kirche gegen ihre äußeren und inneren Feinde in anscheinend weltgeschichtlich entscheidender Zeit darzustellen.⁹ In diesem Zusammenhang erschien ihm offenbar glaubhaft und sogar historisch wichtig, was er in der Herbstrelation 1592 über Polen berichtete: Die Osmanen hätten in der Vergangenheit die polnischen Königswahlen erfolgreich manipulieren können, nun aber bestehe Aussicht, dass ein Habsburger Kandidat – und damit, was nicht ausdrücklich gesagt wird, ein treuer Verteidiger der katholischen Kirche – auf den polnischen Thron komme, die osmanischen Intrigen also fehlschlugen. Aitzing legte sichtbar Wert darauf, längere zeitliche Zusammenhänge deutlich zu machen, und behielt immer sein Grundthema im Auge, das Schicksal, die Kämpfe, aber auch die endliche Überlegenheit der katholischen Kirche über alle ihre Gegner. Nach ganz anderen Qualitätskriterien arbeitete offensichtlich einer seiner Nachfolger, ebenfalls in Köln, der unter dem Pseudonym „Mathusalem Hermanni“ schrieb.¹⁰ Lange Zeiträume zu überblicken, war ihm weniger wichtig, als die Einzelheiten einer Ereignisfolge genau zu beschreiben sowie die Herkunft seiner Nachricht anzugeben. Er schilderte zwar ebenfalls eine konfessionell motivierte Auseinandersetzung, hielt sich aber mit Stellungnahmen und Wertungen zurück – was nicht zeittypisch und auch kein Zeichen eines „Fortschritts“ zu größerer Sachlichkeit war; denn gerade zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren die Messrelationen-Kompilatoren fast alle der Ansicht, einen konfessionellen Standpunkt zur Geltung bringen zu müssen. Die sachliche Darstellung des schwedischen Angriffs auf Preußen aus der Frankfurter Herbstrelation 1626 (Nr. 3) war wohl nur deshalb möglich, weil der schwedische Angriff auf Polen für die deutschen Leser noch verhältnismäßig weit entfernt stattfand. Auch mit seinem Augenmerk auf wirtschaftliche Veränderungen stellt der Text 3) eher eine Ausnahme im gesamten Nachrichtenmaterial der *Messrelationen*

⁸ Felix Stieve: Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing. Abhandlungen der k.bayer. Akademie der Wiss. III.Cl. XVI. Bd. I Abth., München: Verlag der k. Akademie 1881.

⁹ Esther-Beate Körber: Das Selbstverständnis Michaels von Aitzing nach dem Zeugnis seiner deutschen Messrelationen, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 15/2013, S. 5-27.

¹⁰ Math. Herm. Historicae Relationis Continuatio. Oder Warhafftige Beschreibunge aller Fürnemen unnd Gedenckwürdigen Historien so sich hin und wider in Europa/ in Hoch- und Nider Teutschlandt/ auch in Franckreich Engellandt/ Italien/ Hispanien/ Hungarn/ Polen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Preussen/ Schweden/ Türckey/ von nechst verschiener Franckfurter HerbstMeß/ biß auff die jetzige OsterMeß dieses 1617. Jahrs verlauffen und zugetragen hat: Neben anzeigung was mit dem König in Franckreich/ und selbigen Printzen fůrgeloffen / Alles auß glaubwürdigen Schrifftten/ zum theil auch Taglicher Erfahrung durch obgemelten Mathusalem Hermanni der Historien Liebhaber/ zusammen gezogen. Sampt dreyn eingelegten Kupfferstücken. (Titelblatt beschädigt, Teile des Titels nach GVK ergänzt).

dar. Zeit- und gattungstypisch ist dieser Messrelationentext hingegen in seinem Aufbau: Die Überschrift gibt ein Thema an, charakterisiert aber nicht den gesamten Text; und innerhalb des Textes erkennt man deutlich, daß er aus mehreren Meldungen unterschiedlicher Herkunft und Thematik zusammengesetzt, eben „kompiliert“, worden ist.

Wieder andere journalistische Qualitätskriterien sah der Astronom und Astrologe Augustin Limmer, der ab 1653 die Leipziger *Meßrelationen* kompilierte¹¹ und auf den die Texte der Neujahrsrelation 1659 unter 4) zurückgehen. Wie man sieht, war es ihm wichtig, eine Art textlichen Anschluss zur vorigen Relation herzustellen; außerdem versah er jeden Nachrichtenabschnitt, wenn möglich, mit einem Tagesdatum und ergänzte ihn durch kurze Notizen mit astronomischen und Wetterbeobachtungen. Dadurch bekommen „seine“ *Meßrelationen* ein eigenes Gepräge. Zeittypisch ist bei diesen Texten die Konzentration auf kriegerische Ereignisse. Kriegsnachrichten scheinen, als die Machtereignisse schlechthin, eine Art Priorität gegenüber anderen Meldungen genossen zu haben.

Die folgenden Texte stammen sämtlich aus Frankfurter Messrelationen, wo die Nachrichten über Polen inzwischen ihren festen Platz im „Neunten Haupt-Titul“ (Kapitel, Rubrik) von insgesamt 20 geographisch oder sachlich definierten Rubriken gefunden hatten. Dabei ist mit Ausnahme des Textes 7), der zu lang ausgefallen wäre, jeweils der gesamte Titel abgedruckt, soweit er Nachrichten aus oder über Polen enthält. So lassen sich auch die Anordnungsprinzipien des jeweiligen Kompilators erkennen. Der Kompilator der Frühjahrsrelation 1680, Johann Georg Schleder,¹² gibt zu Anfang des Polen-Abschnitts einen Überblick über die Bündnislage Polens anhand diplomatischer und militärischer Bewegungen: Ein Bündnis mit Frankreich war wegen des Friedens zwischen Frankreich und Brandenburg nicht zustande gekommen, der schon geplante Angriff auf Preußen fand nicht statt, dagegen suchte Polen bei anderen europäischen Mächten Hilfe gegen einen möglichen Angriff der Osmanen (Nr. 5). Bei der Abfassung des Textes stützte sich Schleder, wie sein Stil mit viel indirekter Rede zeigt, vorwiegend auf diplomatische Schriftstücke, Gesandtenberichte, aber auch Nachrichtenbriefe – der Text zeigt damit indirekt, wie eng und dicht die diplomatischen Verbindungen der europäischen Höfe untereinander waren. Die thematischen Sprünge innerhalb des Abschnitts verraten, dass Schleder seine Meldungen wahrscheinlich nach

¹¹ Rosseaux, Leipziger Messrelationen, 18, dort auch eine kurze biographische Notiz zu Limmer.

¹² Zu ihm vgl. DBA 1/1106, 154f; Hermann Bingel: Das Theatrum Europaeum ein Beitrag zur Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts, Wiesbaden (Lübeck 1909, Ndr.) Wiesbaden (1969), S. 7-69. Auf die Zuordnung der *Meßrelationen* zu seinem Namen kann hier nicht eingegangen werden.

der Chronologie der Ereignisse anordnete, um dem historischen „Ablauf“ möglichst treu zu bleiben. Sein anonymen Nachfolger aus dem Jahre 1723 dagegen teilte offensichtlich den „Haupt-Titul“ in einen polnischen und einen russischen Abschnitt, folgte also strenger einer politisch-geographischen Systematik (Nr. 6). In einer für das frühneuzeitliche Europa außergewöhnlichen Friedensperiode hatte er Gelegenheit, innenpolitische Konflikte aus Polen zu berichten. Auch er stützte sich, wie sein Stil erweist, hauptsächlich auf offizielle Schriftstücke, die er in indirekter Rede, aber mit Zitatkennzeichnung wiedergibt. Er lässt auch die Formulierungen wechselseitigen Unverständnisses zwischen König und Adel stehen, so dass die eigene Einstellung des Kompilators zu dem Konflikt, vom ersten Satz abgesehen, nicht zum Ausdruck kommt.

Ganz anders wiederum verhielt sich sein Amtsnachfolger 45 Jahre später – der Polen übrigens aufgrund eines veränderten Zuschnitts der „Haupt-Titul“ unter die „Republiken“ rechnete (Nr. 7). Auch er zeichnet zu Anfang des Polen gewidmeten Abschnitts ein Bild der (diesmal innen-)politischen Lage Polens, aber alles andere als sachlich, sondern mit innerer Beteiligung, wenn auch mit Erstaunen und Verständnislosigkeit. Im Nachrichtenjournalismus des späteren 18. Jahrhunderts war strenge Sachlichkeit nicht mehr unbedingt erwünscht; der Journalist sollte zwar nicht in Konflikten Partei ergreifen, durfte aber seine eigene Einstellung zu den Ereignissen durchaus zur Geltung bringen. Der Kompilator von 1768 zeigt die Vor- und Nachteile einer solchen Schreibart. Seine rhetorischen Fragen und seine innere Beteiligung werden das Interesse der Leser geweckt und sie gefesselt haben; dagegen blieben die Voraussetzungen seiner Urteile unausgesprochen, so dass die Leser nur schwer Distanz zu ihnen bekommen konnten. Schon in den ersten Sätzen wird klar, dass er einerseits den König Stanislaus verehrte, andererseits den Einmarsch russischer Truppen als eine Art friedenssichernde Maßnahme verstand und nicht begreifen konnte, wie es trotz des Zusammenwirkens beider zu „Uneinigkeit“ in Polen kommen können. Erst nach einigen Seiten Lektüre erfährt man, dass er die Konföderation von Bar ausschließlich als religiöse und innenpolitische Oppositionsbewegung ansah. Für die außenpolitische Dimension des Konflikts hatte er offensichtlich keinen Blick und konnte deshalb auch den Gedanken weder formulieren noch an seine Leser weitergeben, dass die polnischen Adligen sich nicht nur für ihre religiöse, sondern auch für ihre politische Selbstbestimmung einsetzten. Immerhin zeigt die sehr ausführliche und detaillierte Berichterstattung, dass der Kompilator großes Interesse für die Vorgänge in Polen hatte, mehrere Konfliktherde zugleich im Auge behielt und zumindest versuchte, Zusammenhänge zwischen ihnen zu erkennen und deutlich zu machen.

Die gleiche politische Einstellung – Hochachtung vor König Stanislaus und zugleich Respekt vor den russischen Truppen als angeblichen

Stiftern von Frieden und Ordnung – verrät die letzte Erwähnung Polens in der Herbstrelation von 1795 (Nr. 8), die von Johann Georg Purmann zusammengestellt wurde.¹³ (Das macht es sehr wahrscheinlich, dass Purmann schon die Herbstrelation von 1768 kompiliert hatte.) Auch diesmal kann der Kompilator für das polnische Verlangen nach Selbstbestimmung kein Verständnis aufbringen; politisch bedeutsam und nachrichtenwert erscheint ihm einzig die Herstellung von „Ordnung“ und „Sicherheit“ durch die russischen Truppen. Der Untergang eines Staates schrumpft in dieser Perspektive sozusagen auf die Dimensionen einer persönlichen Tragödie. Eine solche Haltung mag aus ihrer Zeit heraus erklärbar sein, die bis 1795 schon den Untergang oder die Neubildung einiger Staaten Europas gesehen hatte. Es scheint aber auch, als habe Purmann die polnischen Adligen als politische Akteure nicht (mehr) ernst genommen, im Gegensatz zu seinen Amtskollegen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte.

¹³ Zu Purmann und seiner Rolle als Kompilator vgl. DBA 1, 0987/065-092; DBA 3, 0720/340.

1) Köln, Relation von Michael von Aitzing, 1592 Herbst.

Recens Historica Rerum Intra Sex Menses in Europa Gestarum Relatio. Daß ist/ Ein Historische Beschreibung der Gedenckwürdigen Geschichten vnd Händlen/ so sich die negsten sechs monat hero zugetragen. Zuwissen was sich in Franckreich/ Osterreich/ Vngern vnnd Beheymb/ Frießlandt/ auch in Jtalien/ Teutschlandt vnd Poln: sonderlich aber vmb Straßburg/ den Rhein- strom/ vnden vnd oben/ vnd sonst allenthalben durch Europa verlossen/ biß auff jetzt ablauffendes (!) monat Septembris Anno 1592. Mit außführlicher erzellung/ wie es mit abschaffung der Könighlichen besatzung/ in Bonn/ Neuß vnd Rheinberck gehalten worden. Durch Michaelem Eyzinger Austriacvm. (Signet mit gekrönter erhöhter Schlange.) Gedruckt zu Cöllen/ auff der Burgmauren/ Bey Godtfridt von Kempen. 1592, S. 9f.

[S. 9] Der GroßCantzler in Poln stelt sich dem König zuwider.

ES ist dem GroßCantzler in Poln sein gemahl/ des Königs Steffani Schwester mit Dodt abgangen/ von welcher er einen erben erzeugt/ der zeyt als Maximilianus des Jetzigen Keyser Rudolphi Bruder in Poln gewest/ diesen hat er damals/ vnangesehen der verhaftung/ in [S. 10] welcher er gehalten wardt/ zu einem gefattern gebetten/ darauß jhr etlich vermutten haben wollen/ als solte er dem Hochstgemelten Maximiliano mehr zugethon sein/ weyl er wie der ander/ auch zu einem Polnischen König erwehlet gewessen/ dan dem Sigismundo. Nun verheyraht sich gemelter GroßCantzler widerumb mit einer gewaltig Person/ eines grossen ansehlichen Geschlechts in Poln/ vnd vberkombt dardurch noch einen grossern anhang/ also das er sich jetzt wol wider den König selbst auffwerffen/ vnd demselben widerstand thuen darff/ vnangesehen der gantzer Ritterschafft/ welche nit in kleiner anzahl es mit dem Sigismundo halten.

Vnnd ist zwar ein sondere Gnadt/ die G O T T dem Hochloblichisten Hauß Osterreich in disem fall erzeugt/ das der Groß Cantzler/ als nach dem König der mächtigist/ Hochstgedachtem Maximilian zufelt/ vnd der König selbst des willens gewest vnd ist/ sich mit demselbigen Hauß mit Heirath zufuegen/ dardurch ob G O T T wil/ dem Turcken ein abbruch gethon/ vnd der Armen vndertruckten Christenheit (!) einmall gehoffen möcht werden/ dan in meinen vorgehenden Relationibus ich oft angezeigt wie der Turck jhe vnnd allweg/ nach absterben des lesten König Sigismundi/ auß dem Jagellonischen geschlecht dahin getracht/ damit die Poln nur keinen König auß dem Hauß Osterreich solten machen/ dan vor diesen als ein abgesagter Erbfeind furchtet er sich am allermeisten/ hat derhalben gemacht/ dz alßbalt nach abster-

ben Sigismundi einer auß Franckreich/ nemblich des König Carl 9. Bruder zu einem König in Poln auffgeworffen worden/ darnach als er die Poln im stich sitzen lassen/ hat der Turck gemacht das Stephanus Batori/ vnnnd letztlich auch daß dieser Sigismundus der dritte dieses Namens/ zum Polnischen König erwehlet/ vnd die Osterreichischen als Keyser Maximilianus/ vnd sein Sohn der jetzig Maximilianus/ dem der Groß Cantzler zugethon/ gleich woll auch zu Königen gekosen worden/ aber es hatt bißher der Turck mit den seinigen/ welche er Promouirt den vorzug gehabt/ wie es aber weiter in Poln zugangen das wöllen wir hernach auch erzelen/ genug ists Jetzundt hiemit vermeldt zuhaben/ das beyde der König vnnnd der Groß Cantzler von Poln es mit dem Hochlöblichsten Hauß Osterreich halten/ vnd in dem fall nach dem Türcken wenig fragen/ sich auch weiter wie zuuor/ so sehr nit mehr furchten.

2) Köln, 1616 Herbst.

Math. Herm. [Historicae Relationis Continvatio] Oder Warhafftige Beschreibunge aller Fürnemen vnnnd Gedenckwürdigen Historien so sich hin vnd wider in Europa/ Jn Hoch vnd Nider Teutschland/ auch in Franckreich/ Engelandt/ Jtalien/ Hispanien/ Hungern/ Polen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Preussen/ Schweden/ Türckey/ von nechst verschieener Franckfürter Oster- Meß/ biß auff die jetzige HerbstMes (!) dieses 1616. Jahrs verlauffen vnd zugetragen hat. Neben anzeigung was sich mit dem Ertzhertzen von Grätz/ vnn den Venetianern/ wie im gleichen auch mit Belägerung der Vestung Gradisca zugetragen. Alles auß glaubwürdigen Schrifften/ zum theil auch Täglicher Erfahrung durch obgemelten Mathusalem Hermanni der Historien Liebhaber/ zusammen gezogen. (Vign.) Gedruckt im Jahr nach Christi Geburt/ 1616., fol. A 2 v und fol. M 3 v.

[Fol. A 2 v] Dem König in Polen wird von dem Türcken der Frieden auffgekündigt.

VVm (!) ersten Martij/ haben wir auß Cracaw/ das sich zu Warschaw Türck: vnd Tartarische Pottschaften befinden/ welche den Polen den Frieden auffsagen/ vnn sich zum Krieg begeben wöllen/ demnach die Cossagen in der Tartarey so grossen Schaden thun/ so stehet es in der Wallachey für die Polen auch gantz vbel/ dann zu besorgen/ sie möchten allda geschlagen werden/ weil sie zimlich Schwach allda liegen/ Jhre Mayst. haben ein Pottschaft zum Soldan abgefertigt/ dieselbe ist dem Thomsa in die Hände gefallen/ die er alle spitzen lassen/ welchs Jhre Mayst: hoch empfindt.

Die Ellbinger seind hoch bedrangt/ vnd noch im Bann/ dann Jhr Bischoff jhr Hauptkirch für die Jesuiter mit gewalt haben wil/ die Ellbinger haben sich gleichwol erbotten/ jhnen eine Kirch für der Statt zu erbawen/ welches jhnen aber nicht annemblich/ Doch die Geistliche viel Kriegsvolck/ deßgleichen die Elbinger hin vnd wieder werben lassen/ machen auch grosse Bereitschaften zum Krieg.

Der König hat einen Ellbinger Bürger in 60000. Schulden in Polen arrestieren lassen/ welchen doch die Königliche Råth wieder außgebetten/ Sonst aber haben jhre Mayest. der Ellbinger Gütter in allen Waiwodschafften Preiß geben“.

[Fol. M 3 v] Der könig in Polen wil den Vertrag/ so die Elbinger mit jhrem Bischoff getroffen/ nit bewilligen.

DEmnach der König in Polen in den vertrag (so die Elbinger mit Jhrem Bischoff getroffen nemblich daß sie vor der Stat den Geistlichen eine Kirch eingeben wollen) nicht consentiren/ oder vnderschreiben will/

sondern dz man die Pfarrkirchen den Jesuitem sampt deren einkommen/ einräumen sollen/ derowegen sich die Ellbinger entschlossen/ hinfort vnd nimmermehr/ den Geistlichen etwas mehr zubewilligen/ es gehe wie es wolle/ haben sich derowegen die 3. Stätt/ als Dantzig Thorn vnd Elbing sichs (!) aufs new miteinander verbunden/ bey einander zu leben vnd zu sterben/ vnd bawen die Elbinger starck/ haben den alten Waal vnd pasteyen weggerüssen/ vnd bawen ein newwen doppelten Waal vnd wassergraben/ wann sie das loß lassen/ können sie auff 2. meilen das Land begiessen/ vnd wird fester als Dantzig/ ein jeder Bürger gibt wochentlich sein disputat [Deputat] darzu/ vnd arbeiten 200. Personen daran/ vnd wird jhnen alles zu wasser mit geringen vnkosten zu solchem gesch[w]inden baw zugeführt. Der Türck versamblet sich starck auff den Polnischen Gräntzen solle für gewiß Polen bekriegen/ so wird Smolen[s]ko lenger je härter von den Moscowitern beängstiget/ sonst ist die statt Kremnitz/ Podolffski im grund außgebrunnen.

3) Frankfurt, 1626 Herbst.

Relationis Historicae Semestralis Continvatio, Jacobi Franci Historische Beschreibung aller denckwürdigen Historien/ so sich hin vnd wider in Europa/ in hoch vnd nider Teutschland/ auch in Franckreich/ Schott- vnnnd Engelland/ Hispanien/ Indien/ Hungarn/ Polen/ Preussen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Moldaw/ Türckey/ etc. vor vnd hierzwischen nechstverschienen Franckfurter Fastenmessz/ biß auff Herbstmessz dieses 1626. Jahrs verlauffen vnd zugetragen Auß vberschickten glaubwürdigen Schrifften vnnnd eygener Erfahrung/ beneben etlichen Kupfferstücken/ Durch Sigismundum Latomum, aliàs Meurer, Francum, continuirt vnnnd verlegt. (Holzschnitt: Merkur auf Weltkugel mit Wolken.) Getruckt zu Franckfurt am Mayn/ Jm Jahr Christi M. DC. XXVI., S. 77-79.

[S. 77] Einfall deß Königs in Schweden in Preussen.

ES haben auch vmb diese Zeit die Königl. May. in Schweden/ einen vnversehen schweren Einfall in das Fürstenthumb Preussen vnnnd die Stadt Dantzig vorgenommen/ vnd in demselben bißhero fortgesetzt/ wie dann J. Königl. May. den 5. ablauffenden Monats Julij mit 200. Segeln oder Schiff/ darauff 26000. Mann neben vielen großen Stücken vnd allerhandt Munion/ an dem Polnischen Blockhauß Bilaw/ 5. Meil von Königsberg/ ankommen/ solches eingenommen/ vnd darauff die Stadt Braunßberg vnd Frawenburg mit verlust vieler Bürgern/ weilm sie sich widersetzt/ erobert/ Jnterim seind von dar etliche 100. Mün-[S. 78]-chen vnd Nonnen auff Dantzig geflohen/ auch hat er sein Volck vor Elbingen ans Landt gesetzt/ vnd Schantzen darvor auffwerffen lassen. Deßgleichen hat er 4. Patenta vnter seinem Jnsiegel/ einem E. Rath zu Dantzig gesandt/ als eins an den Rath/ das ander an die 3. Ordnung oder 100. Mann/ das dritte/ an alle Kauffleuth/ weiß Nation sie seyn/ das vierdte/ an alle Seefahrende Leuth/ wie sie Nahmen haben mögen/ daß man J. May. von jeden ein- vnd außgehenden Schiff vnd Guth/ den Zoll/ vnd nicht dem König in Polen geben solle.

Es ist auch die PfundtCammer/ oder das Zollhauß zu Dantzig bey diesem Verlauff gantz geschlossen/ weil gar kein Negotien vnd Handlung kan getrieben werden/ sonderlich weil J. Königl. May. drey Meil vber der Stadt Dantzig/ als vmb Dirschaw/ allda das Principal Läger formiret/ eine Brück vber den Fluß die Weyssel genandt/ geschlagen/ vnd sich auff beyden Seiten starck verschantzt/ dargegen versamlet sich die Ritterschafft in Polen auch starck/ vnd ist von denselbigen zu Graudentz/ auch eine Schiffbrück vber gelegt/ vnd verfertiget worden.

Was sonsten anlangt den Spirling/ welchen der König in Schweden wegen etliches Streitiges Erbtheils mit einem grossen Schiff für Dantzig

auff den SeePaß gelegt/ vnd für dem viel Schiffe/ so von Puzeke Holtz nach Dantzig führen/ in Brandt gesteckt/ vnd ins Wasser gesetzt/ Als hat deß Königs in Polen Capitain/ welcher zu Putzeck mit 500. Soldaten gelegen/ den 13. dieses 10. Schiff mit Holtz geladen/ vnd vnden in solche Schiff Soldaten gesetzt/ als sie nun morgens frühe mit solchen Schiffen an das Schwedische Schiff nahe hinan kommen/ vnd die Schildtwacht ruffet/ sie sollen anlegen/ ist einem Soldaten das Rohr loß gangen/ dadurch die Schweden auffgewecket/ 18. mal Feuer auß grossen Stücken auff sie geben/ ehe sie wieder loß kommen können/ Sonsten haben J. Königl. May. die Pillaw eingenommen/ wie auch die Belga/ Braunßberg vnd Frawenberg/ wie dann die Stadt Braunßberg 70000. fl. vor die Plünderung erlegen müssen/ [d. h. um nicht geplündert zu werden] Darauff hat höchstgedachter König in dem Thumb dasselbst ein Evangelische Predigt thun lassen/ deßgleichen hat die Statt Frawenburg auch 50000. fl. erlegen müssen/ aber doch dem Brandt nicht entgehen können.

Elbingen hat er ebenmessig ohne Widerstandt eingenommen/ welche auch 150000. Thaler/ sampt etlichen Stücken Geschütz auff die Weys-[S. 79¹⁴]-sel lieffern müssen/ darauff ist er auff Marienberg gerucket/ vnd dieselbe Statt vnd Schloß ohne Schwerdtstreich auch eingenommen/ auß dem Schloß haben sie anfänglich mit dem Geschütz geschossen/ aber baldt den Muth fallen lassen/ weil sie nit vber 400. Mann starck/ haben das Schloß ledig stehen lassen/ darauff vber die Brück weg gelauffen/ vnd das Leben errettet/ darauff das Schwedische Volck hinein gezogen/ noch 110. Mann Teutsches Volck darinnen funden/ welche vmb Gnad gebetten/ auch erhalten/ die jenige so haben dienen wollen/ seindt angenommen/ die andern aber darvon gangen/ Nach diesem ist er nach der Schantz gezogen/ die haben sich jhme auch alsbaldt ergeben/ hat also das gantze grosse Werder/ Dirschau/ Polpeln/ Hindenlandt/ als Wermet/ Grettstatt/ Stum/ alles jnnen/ lest jetzt gegen Dirschau eine Brück vber die Weichsel/ von Kahnen (die er den Polen genommen/ vnd ledig nach Hauß gewöllt/) und TriffenHoltz bawen/ daß er sein Volck vnd Geschütz drüber bringen kan/ ist also das gantze Landt dahervmb in grossem Schrecken/ vnd gantz kein Widerstandt/ Die Dantziger sind vom König in Polen zwar zur Beständigkeit ermahnet/ aber die Hilff bleibt aussen/ der Adel Potpolitia Rutschney/ solte am vergangen Dinstag allhie bey der Olive/ vnd Stargard/ im Pommerischen Gebiete in 10000. Pferdts beysammen kommen seyn/ als sie aber vom Schweden gehört/ daß er sich bey Dirschau vbersetzen lassen/ seindt sie darvon geflohen/ vngeacht an beyden Orten bereits 1500. Mann beysammen gewesen. Die Statt Dantzig hat nicht vber 1200. Soldaten/ vnnd dann von den

¹⁴ Irrtümlich paginiert 88.

Handwerckern 600. Wartgelder angenommen/ so auff den Nothfall dran müssen/ hingegen ist der Schwedische König sehr hart gegen die Stadt/ beehrt man solle sich durchauß Neutral erklären/ der Syndicus ist 16. dieses vom Schwedischen König zu Hauß kommen/ der bringt/ daß Sie/ wie vor diesem beehrt/ die Neutralitet sollen eingehen/ darzu den Spyringen bezalen/ deß Polen Schiff/ so hie viel Jahr gelegen/ abschaffen/ vnd Proviandt vor Geldt jhm sollen folgen lassen/ E. E. Rath hat in allen Puncten wollen einwilligen/ aber die Königliche Schiff können sie nicht abschaffen/ darauff hat er jhnen einen einigen Tag zubedencken geben/ im widrigen fall wölle er sie Feindtlich angreifen.

-

4) Leipzig, 1659 Neujahr.

Continuatio XXX. Der Zehen-Jährigen Historischen Relation/ Gregorii Wintermonats/ Das ist: Warhafftige Beschreibung aller denckwürdigen Historien/ Handlungen/ und Geschichten/ so seithero des verflrossenen Leipziger Michaels-Marckts/ bis auf den itzigen NewenJahrs-Marckt des 1659. Jahrs hin und wieder in der Welt/ fürnemlich aber im Heiligen Römischen Reich sich zugetragen/ fast von Tage zu Tage/ benebenst den Astrologischen Anmerkungen/ Allen Liebhabern der Historien zur Nachricht/ Nutz und Belustigung/ aus den einkommenden Zeitungen/ auch Particular-Schriften mit Fleiß zusammen getragen/ observiret und in öffentlichen Druck verfertigt durch Augustinum Limmerum, P. Laur. Cæs. Astrologum und Historicum. Mit sonderbarem Churfürstlichen Privilegio. (Holzschnitt: Offiziere vor Zelten, Schlacht im Hintergrund, reitender Bote mit Brief nach links.) Leipzig/ in Verlegung Gottfried Grossens sel. Wittben. Gedruckt bey Henning Kölers Sel. Erben/ im Jahr 1659.

[S. 4] Scharmützel zwischen den Polen und Moscowitern.

JN voriger Relation pag. 81. ist zu befinden/ wie mit der Polnischen und Moscowitischen Commission zur Wilda es ein schlecht Ansehen gewonnen/ so gar/ daß solche zur öffentlichen Feindseligkeit ausgeschlagen/ und die Moscowiter in Litauen und Samoiten einen starcken Einfall gethan/ darinnen übel gehauset/ und mit grossen Raub sich wieder zurück gezogen. Diesen hat der Polnische General Gonscewski etliche Reuter und Tragoner unter dem Obristen Zeromsky nachgeschicket/ der sie am Paß und Fluß Willia angetroffen/ mit ihnen chargiret/ viel niedergemacht/ in 80. gefangen und 7. Fahnen erobert/ und über den Fluß getrieben/ welche sich mit dem Raube nacher Wilda begeben. Auff Polnischer Seiten ist blieben der Przikowsky/ dessen Lieutenant Pippensteck/ ein Cornet/ etliche Cossacken und Gemeine.

[S. 12] Marienwerder wird ausgeplündert.

12. [September 1658] DJesen Sonntag frühe haben die Schwedischen aus Marienburg unter dem Commando General-Major Würtzburgs in 700. starck die Stadt Marienwerder/ darinnen ein Chur-Brandenburgischer Capitain Lieutenant mit 50. Knechten gelegen/ überfallen/ die eine Pforte mit einer Petarde eröffnet/ die andern zwey mit Aexten auffgehauen/ und hierauff die Stadt gantz ausgeplündert. Der Capitain Lieutenant/ weil er zu schwach/ hat sich aufs Schloß rettirret/ und Gegenwehr gethan/ worüber auff beyden Theilen etliche Officierer und Gemei-[S. 13]-ne blieben/ und verwundet worden. Nach diesen sind die Schwedi-

schen mit guter Beute eilend darvon gangen. (Mars, Zwilling(?)) Sud/
Sudwest/ Abends gewölckicht.

[S. 13] Thorn wird zur übergabe vermahnet.

14. [September 1658] ES ist nicht allein Königl. Mayt. in Polen in Person mit etlichen Völckern vor Thorn ankommen/ sondern sie hat auch diesen Tag einen Trompeter in die Stadt geschicket mit Brieffen/ sowol an die Stadt als an den Commendanten/ die an die Stadt hat der Commendant zu sich genommen/ worinnen enthalten gewesen/ daß allen Einwohnern völliger Perdon versprochen/ nun solten sie den Commendanten zur übergabe anhalten/ An den Commendanten ist begehret worden/ selbige Stadt ihrem rechtmessigen Herrn und Könige auffzugeben/ darauff der Commendant mit selbigem Trompe(t)er zurück sagen lassen: Er wüste von keinem Herrn und Könige denn den König in [S. 14] Schweden. Jnmittels seynd 2. Batterien gar nahe an die Stadt verfertiget/ umb solche mit Ernst anzugreifen. (Saturn) in (Haus?) Herculis. Sudwest/ gewölckicht.

5) Frankfurt, 1680 Frühjahr.

Relationis Historicae Semestralis Vernalis Continuatio. Jacobi Franci Historische Beschreibung der denckwürdigsten Geschichten/ so sich in Hoch- und Nieder-Teutschland/ auch Jtalien/ Hispanien/ Franckreich/ Ungarn/ Böhheim/ Polen/ Engeland/ Portugall/ Schweden/ Dennemarck/ Dalmatien/ Candia/ etc. So dann in Mähren/ Schlesien/ Pommern/ Preussen/ Reussen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Moldau/ Moscau/ Türckey/ Barbarey/ Tartarey/ und im Aegaeischen Meer/ sonsten der Archipelagus genannt: Wie nicht weniger in Ost- und West-Jndien/ etc. Vor- und zwischen jüngst verflossener Franckfurter Herbst- biß an- und in die Oster-Meß dieses lauffenden 1680. Jahrs/ hin und wieder in der Welt/ zu Land und Wasser/ glaubhafftig zugetragen. Alles auß überschickten Lateinischen/ Jtaliänischen/ Frantzösischen/ Hoch- und Nider-Teutschen Documentis, brieflichen Urkunden und Geschichtreichen Schrifften: Theils auch auß selbst eigner Erfahrung. Mit nützlichen Marginalien/ so an statt eines kurtzen Registers dienen können; und mit etlichen Kupffer-Figuren außgedruckt Durch Sigismundi Latomi, sonsten Mäurers genannt/ Seel. Erben/ fortgeführt/ und verlegt (Holzschnitt: doppelköpfiger Adler mit kaiserlichem Wappen.) Unter Jh. Röm. Käiserl. auch Königl. Majestät gedachten Latomischen Erben ertheilter/ sonderbarer Gnad und Freyheit/ mit dem Anhang/ daß niemand/ bey Pön dergleichen an keinem Ort/ unter waserley Form/ und gesuchten Schein es auch immer geschehen möchte/ nicht in Truck zu geben noch ihnen nachzutrucken Macht haben solle. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ und bey den Latom. Erben zu finden/ 1680., S. 59-62.

[S. 59] Neundter Haupt-Titul.

Von Pohnnischen/ Moscowitischen/ Türckischen/ Cossack- und Tartarischen Geschichten.

Auff erfolgten Frieden zwischen den Cronen Franckreich/ Schweden und Brandenburg hat sich in Pohlen alles verändert/ indem die Liefländische Armee ihren Marsch nach Preussen eingestellt/ der Frantzösische Abgesandte Monsr. de Bethune sich bey dem König in Pohlen eingefunden/ umb Abschied zunehmen und wieder nach Franckreich zugehen.

Dahingegen lebte und schwebte man zu Warschau noch beständig in Forchten/ mit den Türcken in einen blutigen Krieg zuverfallen/ und wurden die Pohnnische an unterschiedliche Potentaten abgefertigte Gesandten mit Verlangen wiederumb zurück erwartet/ umb zuvernehmen/ was man für außländische Hülffe zuhoffen.

Andere zugeschweigen/ sollen Ihre Maj. der König in Schweden/ durch seinen Gesandten bey dem König in Pohlen haben anbringen lassen/ weil er nun verhoffe/ durch Hülffe seines Bundsgenossen des Königs in Franckreich/ die in Teutschland verlohrene Provintzien bald wieder zubekommen: Mit seinem Nachbarn dem König in Dennemarck/ durch Vermittelung Franckreichs/ und des Chur-Sächsischen Hauses/ in Schonen es auch bald zum Frieden kommen würde; als wolte er mit einer Armee von 16000. Mann zu Fuß/ und 8000. zu Pferd der Cron wider den Türcken Hülffe leisten.

[S. 60] Der bey dem Türkischen Hof befindlich Königl. Envoyé Spendowsky habe abermal einen Expressen an den König geschickt/ und zuwissen gethan/ daß der Türkische Käyser dem Tartar-Cham anbefohlen/ die Mediation auff sich zunehmen/ umb mit dem Moscowitischen Czar einen Frieden zutreffen; wie auch/ daß der Fried mit dem Röm. Kays. auf 20. Jahr verlängert werden solte/ umb künfftiges Jahr den Krieg mit aller Macht wider Pohlen fortzusetzen. Dieser unverhofften Zeitungen halber/ seye der Woywod von Reußland/ der Cron Unter-Feldherr/ schleunigst zum König nach Jawonow beruffen worden. Auß dem Pohnischen Läger unter Trembowla wurde confirmirt/ daß in Caminieć Podolsky/ wegen außgebliebener Bezahlung eine grosse Rebellion entstanden/ in welcher die Stadt von den Janitscharen außgeplündert/ theils verbrandt/ und der Bassa eingesperrt worden/ mit Betrohung/ daß sie die Festung entweder den Pohlen/ oder dem Moscowiter übergeben wolten.¹⁵

Mit dem Königl. Pohnischen Gesandten [in Moskau] wurde zwar inmittels fleissig tractirt/ wie aber selbige nach Hauß berichtet/ wolte Moscau der Cron Pohlen zum Krieg wider die Türcken keines Wegs Subsidiengelder zahlen/ sondern nur Succurs an Volck leisten. Gleichwol machten die Polnische Brieffe Hoffnung/ daß die Moscowiter die Conjunction mit der Cron wider den Türcken wohl annehmen würden. In Kiow liessen die Moscowiter eine Besatzung von 3000. Mann/ zogen sich über den Dnieper wieder zuruck/ unn wurde [S. 61] damit die Campagne für diesmal beschlossen. Ungeachtet nun daß die Türcken diesen verwichenen Sommer über/ gegen die Moscowiter geringen Vortheil gehabt/ meldeten gleichwol Brieffe auß Constantinopel/ daß der Moscowitische Gesandte daselbsten abgefertiget/ mit einer gewissen Summa Zehrgeldes versehen/ und ihme anbefohlen worden/ seonem Herrn Principaln zu notificiren/ daß man die Militz recroutiren/ und auff das Vorjahr mit einer stärckern Macht/ als dieses Jahr geschehen/ im Feld erscheinen/ und was in der Güte nicht

¹⁵ Es folgt der Auszug eines Schreibens aus Moskau über die Feier des russischen Neujahrsfestes.

zuerlangen/ mit dem Säbel suchen wolte. Was erfolgen wird/ soll an seinem Ort gemeldet werden.¹⁶

Auß Pohlen hatte man vernommen/ daß die Moscowiter in dem letzteren Feldzuge bey 30000. Mann verlohren/ so mehrern theils erkrankt und gestorben/ darbey continuiret/ daß der Pohlnische Gesandte an dem Türckischen Hof schlechte Verrichtung habe/ und daher noch dieses Jahr ein Einfall von den Tartarn besorget würde/ massen schon 20000. disseits Caminiee angelanget/ deßwegen der König die Armee beordert/ sich wider allen Fall in behöriger Bereitschafft zuhalten.¹⁷ [S. 62] Weil man sich nun in Pohlen selber/ gegen künfftigen Sommer eines unfehlbaren Türcken-Kriegs zubefahren hatte; Alß hat der Groß-Meister von Maltha/ zufolge deß von dem Pohlnischen Abgesandten an ihme beschehenen Ansuchens/ wegen also anscheinenden Kriegs mit den Türcken/ alle Ordens-Ritter/ so zwey Jahr lang in besagtem Krieg sich würden gebrauchen lassen/ von allen Caravanen oder Zügen frey und ledig gesprochen; auch solten dieselbe/ nach ihrer Wiederkunfft/ zu den vornehmsten Aemptern deß Ordens/ jeder nach seinem Verdienst/ und in dem Krieg erwiesenen Tapfferkeit/ befördert werden. Jngleichen wil besagter Orden zu diesem Ende 500. Mann auff seine Kosten unterhalten; und ist dem Printzen de Radzivil ein Currier zugefertiget worden/ mit schließlicher Resolution/ daß Se. Pöpstl. H. dem König von Pohlen/ zubehuff deß Türcken-Kriegs/ jährlich 500000. Gülden beyschiessen wollen/ mit Versprechen eines mehrern/ dafern es die Intraden der Cammer erleiden werden. Wovon mit nechsten ein mehrers.

¹⁶ Es folgt ein kurzer Auszug eines Schreibens aus Siebenbürgen.

¹⁷ Es folgen S. 61f. weitere Nachrichten über die Tataren, das Osmanische Reich und Moskau und ihre Kriegs- bzw. Bündnispläne.

6) Frankfurt, 1723 Herbst.

Relationis Historicae Semestralis Autumnalis Continuatio. Jacobi Franci Historische Beschreibung der denckwürdigsten Geschichten, so sich in Hoch- und Nieder-Teutschland, auch Jtalien, Hispanien, Franckreich, Ungarn, Böhheim, Pohlen, Engeland, Portugal/ Schweden/ Dännemarck/ etc. So dann in Reussen/ Siebenbürgen/ Moscau/ Türckey/ Barbarey/ Tartarey: Wie nicht weniger in Ost- und West-Indien/ etc. vor und zwischen jüngstverflossener Franckfurter Oster- biß an die Herbst-Meß dieses lauffenden 1723. Jahrs/ hin- und wieder in der Welt/ zu Land und zu Wasser/ zuge- tragen. Alles aus überschickten Lateinischen, Jtaliänischen, Spanischen, Frantzösischen/ Hoch- und Nieder-Teutschen Documentis, brieflichen Urkunden/ und Geschicht-reichen Schrifften/ Theils aus selbsteigener Erfahrung; mit nützlichen Marginalien/ so an statt eines kurtzen Registers dienen können: und etlichen Kupffer-Figuren ausgedruckt. Vormahls durch Sigismundi Latomi, jetzund aber Engelhardische Leibes-Erben fortgeführt und verlegt. (Holz-schnitt: doppelköpfiger Adler mit kaiserlichem Wappen.) Unter Jhr. Römischen Käyserl. auch Königlichen Cathol. Majestät gedachten Engelhardischen Leibes-Erben/ ertheilter sonderbahrer Gnad und Freyheit/ mit dem Anhang/ daß niemand bey Straff sechs Marck löthiges Golds/ und Verliehrung desselben Drucks/ dergleichen/ weder in gleicher/ noch grösser- oder kleinerer Form/ unter waserley Titul/ Form und gesuchtem Schein es auch immer geschehen möchte/ an keinem Ort/ nicht in Druck zu geben, noch nachzudrucken Macht haben soll. Franckfurt am Mayn/ Bey den Engelhardischen Erben/ und Joh. Balthasar Graupitzen/ Not. Caes. Publ. zu finden/ Anno 1723., S. 83-85.

[S. 83] Neundter Haupt-Titul

Von Königl. Pohnisch-Litthauisch-Moscowitisch- und Finnländischen Geschichten.

DAß Se. Königl. Majest. von Pohlen nach fruchtloß geendetem Reichs-Tag aus diesem Königreich sich wiederum nach Dero Chur-Fürstenthum Sachsen erhoben/ und zu Dreßden den 14. Januar angekommen sind/ haben wir bereits im vorhergehenden 7ten Titul gemeldet. S. M. haben sich zwar nicht wenig angelegen seyn lassen/ die auf erwehntem Reichs-Tag versamlete Land-Botten dahin zu bewegen/ daß sie an statt unnützer Disputen/ Contradictionen und Thätlichkeiten sich vielmehr vereinbaren möchten/ die so hochnöthige Ruhe/ Ordnung und Sicherheit der Republicque wieder herzustellen/ und dieselbe von der Gefahr des gänzlichen Ruins zu conserviren: allein es haben keine Vor-

stellungen bey denselben etwas helffen wollen/ sondern nachdem man in der Land-Botten-Stube die von den Pohlnischen Reichs-Gesetzen zum Termin eines Reichs-Tags verordnete 6. Wochen mit Zänckereyen geflissentlich zugebracht/ und ins besonder wegen des dem Hn. Feld-Marschallen von Flemming wieder zu nehmenden/ und den Feld-Herrn zu restituirenden Commando der Pohlnischen Trouppen diese gantze Zeit über gestritten/ so erfolgte endlich den 16. Novembr. verwichenen Jahrs auf Verlangen einiger Land-Botten die völlige Dissolution des Reichs-Tags/ ohne daß zur Wohlfahrt des Königreichs das geringste beschlossen worden wäre. Man hat aus allen Umständen abnehmen können/ daß die Pohlen sich befürchtet/ es möchte wegen der Succesion ihnen ein Vortrag geschehen/ und daß sie denselben durch ihr so unruhiges Bezeigen sich von dem Halse schieben wollen/ massen auch die Gründe/ um welcher wegen sie dem obgemeldten Hn. Feld-Marschalln das Commando niederzulegen zugemuthet/ meist darinnen bestanden haben: „daß/ obgleich von S. K. M. bey dero gnädigen Sentiments kein Mißbrauch zu besorgen/ so seye man doch nicht wegen der Nachfolger gesichert/ wann hieraus eine ordentliche und beständige Gewalt erwachsen solte. Es könnte auch die Republique keines weges ihre Völcker einem solchen Mit-Burger anvertrauen/ welcher bey der letzten Conföderation die Waffen gegen das Vaterland geführt; wie dann gleichfalls nicht zu zweiffeln wäre/ daß er nicht solte die Absicht haben/ die künfftige Wahl zu dirigiren/ und darüber nach seinem Interesse durch Hülffe der von seinem Commando dependirenden Trouppen zu disponiren/ und da derselbe wegen seiner grossen Capacität bey der ersten Wahl so glücklich reußiret/ so könnte man sich leicht einbilden/ was sein Credit/ Authorität und Erfahrung/ welche er seit dem erlanget/ bey der andern Wahl für einen Effect haben würde“. Ob nun schon der Hr. Feld-Marschall/ damit dieser Reichs-Tag nicht ohne alle Frucht auseinander gehen möchte/ sich resolvirte/ das Commando/ aber erst nach Endigung desselben niederzulegen/ so hat doch solches keinen Jngreß finden wollen/ und derselbe wurde/ wie gedacht/ ohne daß man etwas expediret/ zertrennet/ S. K. M. aber empfanden solches sehr übel/ und gaben daher einigen Land-Botten/ welche sich bey deroselben entschuldigten/ und unterthänigst baten/ daß dieser schlechte Ausgang der Sachen ihnen vor ihre Person nicht möchte beygemessen werden/ sehr deutlich zu verstehen: „Wie sie fast nicht Worte genug finden könnten/ ihren Unmut und Verdruß auszudrucken/ indem sie hätten sehen müssen/ daß der Reichs-Tag/ ohngeachtet ihrer Mühe und Sorgfalt/ bloß durch die Caprice einiger widrig Gesinnten/ sich zerrissen/ die sich aber die Schuld selbst beyemessen müsten/ wann künfftig üble Folgerungen daraus entstehen würden. Es solten die Land-Botten doch selbst bedencken/ wie die Pohlnische Lande so ängstlich um Hülffe seufftzeten/ da die Vestung

Camienieck noch nicht [S. 84] wieder repariret/ und ihre Aussenwercke nun in baldigem Ruin würden begraben liegen: Wie nöthig es gewesen die Alliantz mit Ungarn zu erneuern um Succurs zu haben/ Falls die Republicque von den Türcken angegriffen werden solte. Was für Lob man davon getragen/ wann die Chur- und Lieffländische Sachen/ die Sicherheit der Stadt Dantzig ja alle andere Beschwerden mit dem Czaarn/ wie nicht weniger auch die Strittigkeiten mit der Cron Schweden auff dem Reichs-Tag hätten abgethan werden können etc.“ Doch wurde hierauff den 23. Novem. verwichenen Jahrs das Senatus-Consilium in der Senatoren-Stube eröffnet/ und folgende Schlüsse/ auff die von dem König deswegen gethane Propositiones abgefasset. Daß 1. wegen der auswärtigen Sicherheit an die angränzende Puissancen geschrieben/ und ihnen die Versicherung aller nachbarlichen Freundschaft/ und daß die Republicque zum Frieden geneigt seye/ gegeben/ zu Erhaltung der innerlichen Ruhe aber 2. die Constitution vom Jahr 1712. gehalten werden solle. 3. Soll die Ausschreibung der Relations-Land-Täge Jh. Kön. Maj. Verordnung anheim gestellet werden/ daß sie selbige nach dero Gutbefinden ausschreiben mögen: und 4tens solle zu Verbesserung der Gräntz-Vestungen Zeughäuser/ und Vermehrung der Cron-Artillerie/ item Aufhellung einiger Städte der Cron-Schatz das benöthigte hergeben. Nachdem nun S. Königl. Maj. den 5. Decem. annoch 15. Ertz- und Bisthümer gewissen subjectis/ und unter diesen dem bißherigen Bichoff von Ermland das Ertz-Bisthum Gnesen/ und mit demselben die Primat-Stelle des Reichs aufgetragen/ auch verschiedene Senatores Regni gemacht/ und endlich die Universalien der obgedachten Relations-Land-Tägen ausfertigen lassen/ so tratten dieselbe dero resolvirte Reise nach Sachsen an/ erinnerten aber vorhero nochmahlen die Pohlnische Magnaten/ die Land-Botten des künftigen Reichs-Tags zu disponiren/ „damit sie mit einem Geist der Einigkeit erscheinen/ und sich nach Anleitung der Reichs-Gesetzen aufführen/ auch nit gleich/ wann es ihnen nicht nach ihrem Kopff gienge/ mit Trennung des Reichs-Tags drohen/ diejenige aber so einige Zwistigkeiten hätten/ dieselbe dem Urtheil des Senats unterwerffen solten. Und daß/ wann wieder verhoffen auch dergleichen Excesse in der künftigen Zusammenkunfft vorgehen würden/ die Autores der Unordnung von allen Deliberationen ausgeschlossen/ und nachdem es der Senat für gut befinden wird/ gestrafft werden/ endlich aber/ wann alle Vätterl Ermahnungen S. Maj. nichts helfen wolten/ dieselbe autorisirt mögten werden/ solche mesures zu nehmen/ als es die Wolfahrt der Republicque erforderte“.

Inmittelst gab es dennoch hin und wieder nach des Königs Abreise allerley Unruhen und Zänckereyen/ und hatten sonderlich in Litthauen einige übelgesinnte die Mine/ als ob sie wegen des dem Hn. Poniatowsky conferirten Schatzmeister-Amts Händel machen wolten/

wie sie sich dann deßwegen öfters versamlet/ und man schon anfieng von einem Aufbott zu sprechen: Der Cron-Groß-Feldherr und Woywode von Kyow hatten wegen der Gräntzen grosse Strittigkeiten/ so gab es auch wegen der zu wehlenden Tribunals-Marschällen viele Di[s]puten/ und zu Lemberg gerieth die Burgerschafft einander in die Haare/ so daß derselben eine Königl Commission muste gesetzt werden.

Die Dissidenten oder Protestanten schickten im Majo eine Deputation von 2. ansehnlichen Herrn aus ihrem Mittel an den König nach Dreßden/ S. M. die kräfttigste und nachdrücklichste Vorstellungen zu thun/ damit die Seit etlichen Jahren gegen sie erregte Verfolgungen abgeschaffet/ und alles den Verträgen gemäß retablirt werden mögte. Man berichtete auch daß dieselbe nicht nur eine Deputation nach Stockholm abgefertiget/ und S. Königl. Maj. von Schweden flehentlich ersuchet haben/ dero gute Officia bey der Cron Pohlen anzuwenden/ damit die durch Interposition des Königs Caroli XII. Höchstseel. Gedächtnüß gemachte Religions-Vergleiche in ihren Kräftechten möchten gelassen werden/ sondern auch daß der Czaar mit Beystimmung eines gewissen andern Hofes sich nicht weniger vor dieselbe interessirte: So viel aber ist gewiß/ daß S. Königl. Maj. ihnen die sehr gnädige Resolution ertheilet/ daß sie nichts versäumen wolten bey dem nächsten Reichs-Convent diese Affaire den Landbotten bester massen zu recommendiren. Es hielte aber zu gleicher Zeit der Pohnische Senat auch unablässig an/ daß S. Maj. doch wiederum sich nach dero Königreich Pohlen verfügen mögten/ [S. 85] wozu sich dieselbe zwar willig finden liessen/ allein an den Senat hinwiederum ein Rescript des Jnnhalts ergehen liessen: „Daß allen getreuen Patrioten der Republicque nicht unbekandt seye/ welchergestalten dieselbe allezeit dero möglichstes gethan die Wolfahrt und Ruhe des Königreichs/ sowol durch ein gelindes Regiment/ als auch durch Anwendung grosser aus dero Churfürstenthum gezognen Summen Gelds zu erhalten/ diesem ohngeachtet aber mit unaussprechlichen Chagrin vernehmen müsten/ daß einige übelgesinnte und Stören-Friede nicht unterliessen allerley höchst-gefährliche Factionen/ und verbottene Correspondentien zum Präjuditz deroselben und dero Königreichs zu unterhalten. Dieselbe recommendirten demnach dem Senat/ dieweil höchst daran gelegen/ den schlimmen Folgerungen so hieraus entstehen könnten bey Zeiten vorzukommen/ daß derselbe keine Sorge noch Mühe sparen möge die Malcontenten zu befriedigen/ und anderes Sinnes zu machen/ damit S. Maj. nicht genöthiget möchte werden/ härtere und unangenehme Mittel zu ergreifen etc.“

Es haben inzwischen die Pohlen nicht nur wegen der Türckischen/ sondern auch wegen der Russischen Bewegungen in Sorgen stehen müssen/ und obschon der Bassa von Chocim ein Kayserl. Ferman. publiciren liesse/ durch welches denjenigen/ die sich in dasigen

Territorio niederlassen wolten/ grosse Freyheiten versprochen wurden/ woraus man präsumiren kunte/ daß der Friede auff Türckischer Seiten dürffte unangefochten bleiben/ so wurde doch wegen der gedachten grossen Türckischen Mouvemens und Tartarischen Streiffereyen auf den Frontieren alles nöthige vorgekehret/ und der Obrist-Przichowsky von dem Cron-Feld-Herrn mit 3. Regimenten Dragoner/ und 12. andern Fahnen aus Podolien nach der Ukraine abgeschicket/ um nicht allein die Vestung Bialaczerkiew zu verstärcken/ sondern auch die dasige Gräntzen besser zu besetzen. Wegen der Czaarischen Armatur aber schöpfte man um soviel mehr Ombrage/ dieweilen S. Czaar. Maj. in die Churländische Successions-Affaire mehr als jemalen zu dringen anfienge/ und sowol dem König als der Republicque ausdrücklich vermelden liesse/ daß die Erbfolge besagten Hertzogthums an einen Printzen zu gelangen hätte/ welcher aus dem Geblüthe der Hertzogen und Hertzoginnen entsprossen/ wie man dann auch wissen wolte/ daß der Czaar der Cron Pohlen habe antragen lassen/ daß sie ihm gegen andere wichtige Avantagen des (!) Lehn-Recht über das Hertzogthum cediren mögte. Es hat aber dieselbe biß dato schlechte Lust dazu bezeigt/ und beharret noch immer darauff daß Churland nach erfolgten Absterben des jetztregierenden Hertzogs der Republicque in Form wie Lithauen incorporirt werden solle. Es haben endlich auch S. Königl. Maj. von Pohlen denen Dantzigern/ welche wegen der an sie von dem Russischen Commissario Erdmann Nahmens des Czaaren formirten Prätension von 200000. Rthlr. und der besorgten Annäherung der Moscowitischen Flotte eine Zeit lang in tausend Aengsten gestanden/ und nebst andern gegen einen vermutheten Überfall gemachten Veranstaltungen die Cron Pohlen um dero kräftige und eilfertige Assistentz ersuchet/ ein sehr gnädiges Rescript abgesendet/ und dieselben zwar gegen die Russische Drohungen alles mögliche vorzukehren ermahnet/ aber auch dabey versichert/ daß S. Maj. auff suffisante Mittel bedacht wären die Stadt gegen alle Gewalt zu schützen/ wie dann zu solchem Ende bereits 10. Pohnische Fahnen in den Marienburgischen Werder einzurucken befehlichet wären/ um sich nahe bey dem Dantziger Territorio zu logiren/ und mithin benöthigten Falls mit der Milice dieser Stadt sich conjungiren zu können.¹⁸

¹⁸ Es folgen bis S. 90 russische und persische Nachrichten.

7) Frankfurt, 1768 Herbst (Anfang der Berichterstattung zu Polen).

Frankfurter Meß-Relation Das ist: Halbjährliche Erzehlungen Der neuesten Staats- und Welt-Geschichten. Wie solche Zwischen der Frankfurter Ostermesse und besagter Herbstmesse 1768. Durch zuverlässige Nachrichten zu unserer Wissenschaft gekommen. Mit Kupfern. (Holzschnitt: doppelköpfiger Adler mit kaiserlichem Wappen.) Mit Römisch-Kayserlich- auch Königl. Majestät den Engelhardischen Leibes-Erben ertheilter sonderbarer Gnade und Freyheit, mit dem Anhang, daß niemand, bey Strafe sechs Marck löthigen Goldes, und Verlierung desselben Drucks, dergl. weder in gleicher noch grösser oder kleinerer Form, unter welcherley Titul, Form, Materie u. gesuchtem Schein, es auch immer geschehen möchte, an keinem Ort, nicht in Druck zu geben, noch nachzudrucken, Macht haben soll. Frankfurt am Mayn, Jm gewöhnlichen Laden, am Leonhards-Kirchhofe, desgl. bey dem Verleger Herrn Notarius Böhm in der Barfüsser Gaß bey dem Traiteur Herrn Kühn, Lit. K. No. 71 zu finden., S. 55-57.

[S. 55] Neunter Haupttitul.

Von dem Königreich Pohlen und andern Europäischen Republicken. Religion und Conföderation ist nunmehr gleichsam das Loosungswort durch gantz Pohlen, und letzteres hat das erstere verursacht. Edelleuthe, Geistliche, Bürger, und Bauren, conföderiren sich in allen Woywodschafften; und ergreifen von neuem die Waffen, Eintracht und Ruhe weicht der Verwüstung. Wer hätte glauben sollen, daß bey guten und heilsamen Anstalten, welche so verschiedene außwärtige Mächte, so weißlich vorgekehret, dennoch die Sache zu einem so grausamen Außbruch gedeyhen würde? Wer hätte dencken können, daß nachdem durch den Reichs-Tag vom 5. Mart. Friede und Eintracht, wieder zu herrschen anfiengen, das in seiner Asche erstickte Feuer der Uneinigkeit, wieder zu klimmen anfangen, und von neuem in eine so große Flamme ausschlagen würde? Ein Land, welches unter dem weisen Scepter eines so klugen Königs, so leidentlich, und freundschaftlich regieret wird, und sich dahero die besten Zeiten zu versprechen hatte, solches ist bald der Zerstörung und Verwüstung nahe! alle Maasreglen, welche der Rußische Hof, in Absicht auf die Ruhe und das Beste dieses Königreichs genommen hatte, sind vereitelt. Die Kayserin aller Reusen, haben von ihrem heilsamen Endzweck, die (!) Sie bey der Sache gehabt haben, vor gantz Europa sich zu legitimiren, dem Pohnischen Residenten zu Moscau, eine Notam einhändigen und zum Druck befördern lassen. und dennoch sind die Pohlen so blind, daß sie nicht sehen was zu ihrem Frieden dienet. Folgende Geschichte bezeugen es. Wir fahren

aber, ehe wir zu diesen betrübten Geschichten schreiten, vorhero, in der vor einem halben Jahr abgebrochenen Materie, wegen dem auf den 1sten Febr. vestgestellten Reichs-Tage fort, und berichten, wie es von solchem, bis auf den 5ten Mart. da der grosse Reichs-Tag, an welchem alle Zwistigkeiten geendigt, und alles unterschrieben worden, in Pohlen zugegangen.

Die Rußische Trouppen rückten damahls, wieder an Warschau an, und stunden in denen nächstherum gelegenen Dorffschafften. Die Landboten und Magnaten, welche dem Reichs-Tag beywohnen sollten, trafen nach und nach ein, es ist aber ein Reichs-Tag nicht nach allgemeinem Wunsch abgelauffen, der Fürst Repnin, wurde der grösten Partheylichkeiten, gegen die Dißidenten beschuldiget, so daß bey diesen, und mehr andern Zwistigkeiten, gar wenig ausgemacht, und ein anderer Reichs-Tag auf den 10. angesetzt wurde, verschie-[S. 56]-dene Seßiones, bey dem Fürsten gehalten, in welchen durch einmüthige Schlüsse, denen Conföderations-Marschallen Herrn Baron Goltz, und Herrn Grabowsky, von denen Republic-Commissariis, zur Ersetzung, so mancher grossen Unkosten, welche sie als Marechalle gehabt, jedem 100000. Pohnische Gulden bestimmt worden, so sie aber nicht angenommen, sondern sich auf das bescheidenste bedanckt, und erkläret: daß sie bey ihren Unternehmungen, der Republic, und dem Schatz derselben keineswegs zur Last werden wollten, und alles das, was sie angefangen, lediglich geschehen wäre, damit es ihren Brüdern, und Nachkommen, nach Recht und Gerechtigkeit wohl gehe. Sie hätten vor ihre Mühe, Arbeit, und Kosten, genug Belohnung, daß sie solche mit dem erwünschten Ausgang gekrönt sähen, zu welchem die Republic durch Administrirung der Gerechtigkeit, in dem Dißidentischen Tractat alles beygetragen hätte. Dieses sähen sie für ihre Rechte, und immerwährende Belohnung an, und dafür statteten sie der Republic den demüthigsten Danck ab.

Die Republic-Commissarii waren über diesen Patriotismus und Großmuth dieser Herren Marechalle, so gerührt worden, daß man für selbige eine eigene Dancksagung der Republic, in die gegenwärtige Reichs-Satzung einverleibet.

Den 19ten wurde der Reichs-Tag von neuem angefangen, aber auch sogleich, als sich der König kaum unter dem Thron-Himmel gesetzt, durch den Cron-Groß-Cantzler Mlodziejowski, weil man noch nicht mit allem zu Stande gekommen war, wieder bis auf den 20ten limitirt.

Dieser Reichs-Tag wurde zwar eröffnet, aber wegen einigen abermahlen vorgefallenen Hindernüssen wiederum auf den 5ten Mart prorogirt. Unterdessen wurde zu Petersburg, durch den daselbst residirenden Königl. Pohnischen Residenten Herrn Pfärsky, die Loßlassung der Bischöfe von Cracau, Kiow, des Woywoden von Cracau, und dessen Sohns, des Landboten von Podolien, noch immer starck

betrieben, die Kayserin haben aber dem Herrn Residenten eine Notam zustellen lassen, darinnen sie ihm zur Antwort ertheilten:

„Daß da Sie zufolge der vorhergegangenen aufrichtigen Vorstellungen, bloß in der allerstärksten Betrachtung des Wohls der Republic die 4. Personen, um deren Entlassung der Resident anhalte, arretiren lassen, Sie auch solche aus eben der Achtung vor der Republic zurück behielten. Es werde hierdurch mehr Sicherheit für den Reichs-Tag, und mehr Hoffnung der Nation den Frieden wieder zu geben, erwachsen. Da im Gegentheile ihre Loßlassung zuwegenbringen würde, daß man anstatt sie dem Staate wieder zu geben, ihnen den Staat überlieferte“.

Dieser Tag war nun derjenige, an welchem endlich gegen 12. Uhr Vormittags, der Reichs-Tag seinen Schluß gehabt, und an welchem die Artickul des erwünschten Friedens mit Rußland und den Dißidenten, auch übrige Grund-Gesetze der vorgekommenen Staats-Materien, garantirt, ratificiret, und unterschrieben worden. Kurtz, es ward an diesem Tag ein ewiger Tractat und Reichs-Gesetz geschlossen. Die General-Conföderations-Marschälle dankten mit den Landboten dem König, und giengen zu Jhm, welcher sich mit den Ständen zur Messe, in die Kirche erhob, und durch den Bischof von Cujavien, das Te Deum laudamus anstimmen ließ.

Ingleichen wurde an diesem Tag, die National-Conföderation aufgehoben, und weil mithin, Gleichheit, Sicherheit, Ordnung, und Gerechtigkeit fürs [S. 57] Reich gegründet war, so begaben sich auch die Russen bis auf wenige, welche bey denen Magazinen blieben, hinweg, so daß es das Ansehen hatte, als würden sie Pohlen gänzlich quittiren.

Allein so dauerhaft dieser, durch Reichs-Tags von König und Reichs-Ständen unterzeichnete Schlüsse, gemachte Friede zu seyn schiene, so nahe war wiederum Uneinigkeit, und damit verknüpfte drohende Gefahr.

Am Dienstag darauff, nämlich den 8. Mart. kam zu Warschau eine Estaffete aus Podolien, mit der unerwarteten Nachricht an, daß „so wie Sonnabends, den 5ten Mart., alle Conföderationen auf dem Reichs-Tag aufgehoben worden, gleich des Tags daraus [gemeint: darauf], als den 6. Mart., in der Stadt Barr, einer Stadt in Podolien, sich viele vornehme vom Adel, mit einander verbunden hätten, um die noch nicht hergestellte Freyheit von Pohlen, sich durch eine neue Conföderation zu verschaffen. Der bekandte Graf Potoki seye das Haupt derselben, sie nannten sich: der heil. Catholische Glaube. Die Glieder bezeichneten sich mit einem Creutze, und führten in ihren Fahnen, ein Creutz nebst der Jungfrau Maria, und dem Jesus-Kindlein“. Ihre Conföderations-Acte, wie andere Nachrichten lauten, bestehet aus 15. Punkten (...) die Conföderirten sollen mit keinem Schismatico, Lutheraner, Calvinisten, und getaufften Juden, während dieses heil. Creutzuges, den geringsten Umgang haben, auch alle ihre Geheimnisse, allen Personen weiblichen

Geschlechts, ihre Mütter, Weiber und Schwestern, so gar nicht ausgenommen, auf das sorgfältigste verschweigen etc. etc. Ihre Haupt-Absicht, ist also die Catholische Religion, welche sie durch die den Dißidenten gestattete Freyheiten und Privilegia, Noth zu leiden glaubten, item alle diese ihnen bewilligte Rechte, welche sie aber wegen dem Zwang der Russen bewilligt, und zu halten sich nicht berechtigt hielten, wieder umzustossen, auch alle neue Zölle und Mauten abzuschaffen, und sich wieder in die sogenannte alte Pohnische Freyheit, zu versetzen. Der König ließ so gleich die Pohnische Fahnen zusammen ziehen, und der junge Fürst Repnin, wurde um neue Verhaltens-Befehl [sic] nach Petersburg geschickt. Die im Abmarsch begriffene Russen, machten Halt, und warteten nur bis der junge Fürst wieder käme, und die Ordre mitbrächte. [...]¹⁹

¹⁹ Die Berichterstattung zu Polen endet auf S. 72.

8) Frankfurter Meß-Relation, 1795 Herbst.

Frankfurter Meß-Relation Das ist: Halbjährliche Erzehlungen Der neuesten Staats- und Welt-Geschichten. Wie solche Zwischen der Frankfurter Oster- und besagter Herbstmesse 1795. Durch zuverlässige Nachrichten zu unserer Wissenschaft gekommen. Mit einem Kupfer. (Holzschnitt: doppelköpfiger Adler mit kaiserlichem Wappen.) Mit Römisch-Kayserlich- auch Königl. Majestät der Jägerischen Buchhandlung, ihren Erben und Erbnehmern ertheilter sonderbarer Gnade und Freyheit, mit dem Anhang, daß niemand, bey Strafe sechs Mark löthigen Goldes und Verlierung desselben Drucks, dergl. weder in gleicher, noch grösser oder kleinerer Form, unter welcherley Titul, Form, Materie u. gesuchtem Schein, es auch immer geschehen möchte, an keinem Ort nicht in Druck zu Geben, noch nachzudrucken, Macht haben soll. Franckfurt am Mayn, Jn und ausser denen Messen in der Jägerischen Buchhandlung auf dem Pfarr-Eyßen, im Eckladen gegen dem Crucifix über, S. 87.

Neunter Haupttitul.

Von dem Königreich Pohlen und andern europäischen Republicken.

Der König von Pohlen befindet sich seit dem Januar in Grodno, wo er zwar mit hoher Achtung behandelt wurde, aber das Andenken an sein ehemaliges zerrüttetes Reich, dessen zerstörte Wohnungen und öde Gegenden er auf seiner Reise sahe, verbitterte sein Leben so sehr, daß er die Kaiserin in einem eignen Schreiben dringlich bat, seine Krone niederlegen zu dürfen.

Jn Warschau fuhr der dasige Rußische Commandant, Herr Generalmajor von Buxhöwden fort, alle zweckmäßige Einrichtungen zu treffen, um in der Stadt Ordnung zu erhalten, und die Sicherheit und Zufriedenheit der Einwohner zu befestigen. Um die Bürgerschaft möglichst zu schonen, wurden alle zur Garnison von Warschau bestimmte Rußische Truppen, in den verschiedenen dasige Casernen einquartirt, und man suchte das Loos der Armen und Unglücklichen zu mildern.²⁰

²⁰ Der Rest des Titels bis S. 94 beschäftigt sich mit Holland.

Marta Sikorska

Deutsch-polnische Konversationsübungen als Quelle zur Ernährungsgeschichte. *Polnischer Donat* Johannes Ernestis von 1689

In den multiethnischen Städten des Königlichen Preußen, Schlesiens und Masurens war die Zwei- oder Mehrsprachigkeit im 16. und 17. Jahrhundert eine Notwendigkeit.¹ Das deutsche Volk lernte Polnisch aus praktischen Gründen, um sich die Verständigung im alltäglichen Berufs- und Privatleben zu erleichtern. Die Fähigkeit, eine andere Fremdsprache zu gebrauchen, war wichtig auch für alle, die Reisen in fremde Länder unternahmen, und es waren am häufigsten Händler und Kaufleute, Handwerker, Gesellen, Schüler und Studenten, aber auch Geistliche und Diplomaten.² Hinzu kommen ebenfalls diese Leute, die sich in den preußischen Großstädten, in Schlesien, im Reich oder in der Krone Polen vorübergehend aufhielten und sowohl deutscher als auch polnischer Abstammung waren, d. i. Fuhrleute, Flößer, Tagelöhner oder Erntearbeiter.

Für die Kaufleute und Händler waren die Polnischkenntnisse von besonderer Bedeutung, und zwar überall dort, wo sie mit der polnischen Bevölkerung verkehrten: während der Warenbeförderung über das Gebiet Polens oder während privater Reisen, im Handelsverkehr, aber auch zu Hause, um sich mit den Dienstleuten zu verständigen. Die Polnischkenntnisse erleichterten auch die internationalen Kontakte. Man war der Meinung, dass sich derjenige, der Polnisch spricht, mit anderen slavischen Völkern leicht verständigen kann.³

Der Bedarf an Handbüchern und Lehrbüchern zum Selbststudium war sehr stark besonders in den Stadtzentren, wo sich die Handelskontakte intensiv entwickelten. In Danzig – im Zusammenhang mit dem Seehandel –, in den Hansestädten oder in Schlesien, für das die Krone

¹ Almut Bues: Rozmówki polsko-niemieckie jako przejaw wielokulturowości. Mikołaja Volckmara czterdzieści dialogów lub zabawnych sztuk do mówienia. In: Jacek Wijaczka (Hg.): Stosunki polsko-niemieckie w XVI-XVIII wieku. Kielce 2002, S. 65-87.

² Włodzimierz Zientara: Sarmatia Europiana oder Sarmatia Asiana? Polen in den deutschsprachigen Druckwerken des 17. Jahrhunderts. Toruń 2001, S. 27.

³ Aleksander Rombowski: Nauka języka polskiego we Wrocławiu. Koniec wieku XVI – połowa wieku XVIII. Wrocław 1960, S. 55.

Polen der wichtigste Handelspartner war,⁴ überall dort gründete man im 16. und 17. Jahrhundert Lektorate für Polnisch und brachte deutsch-polnische Handbücher für den Fremdsprachenunterricht heraus. Die Deutschen lernten Polnisch, die Polen Deutsch, und beide Fremdsprachen waren notwendig und nützlich. Michael Kuschius äußerte sich in der Einleitung zu seinem Lehrbuch von 1646 über die Lage der Deutschen, die im jungen Alter keine Polnischkenntnisse erworben hatten, folgendermaßen: Sollen sie eine Reise oder Wanderung unternehmen, so kommen sie in fremde Städte an, suchen unter Menschen und Völkern nach Glück, Wohlstand, Nutzen oder Beförderung für sich, verstehen sie aber nicht. Auf diese Weise geraten sie in miserable Lage, häufig sogar in Gefahr, und können von anderen betrogen und verkauft werden. Wie vorzüglich und gut empfindet es ein Jüngling, der neben seinen Deutschkenntnissen Polnisch oder eine andere Fremdsprache und ein wenig Latein versteht.⁵

In Breslau, Danzig und Thorn unterrichtete man die bürgerlichen Kinder in Polnisch als Fremdsprache. Nicht zufällig wurden die Polnischlehrer zu Autoren von vielgelesenen Konversationsübungen, die anfänglich sowohl Grammatik und Lexik erklärten als auch umgangssprachliche Dialoge anführten. Meistens waren es auch protestantische oder evangelische Prediger, wie beispielsweise Nicolaus Volckmar, Johannes Ernesti, Jeremias Roter oder Michael Kuschius. Das Dissidentenmilieu war häufig zweisprachig, und die Kirchenliturgie führte man sowohl in Deutsch als auch in Polnisch. Aus diesem Grund unterstützte man aktiv allerlei Übersetzungsiniciativen der religiösen Literatur ins Polnische.⁶ Sowohl Nicolaus Volckmar als auch Johannes Ernesti übersetzten Gebets- und Andachtsbücher aus dem Deutschen ins Polnische.

Die Lehrbücher für den Fremdsprachenunterricht waren nicht nur für die deutsche oder polnische Bevölkerung, sondern auch für die Fremden von Bedeutung, denn sie erleichterten die Kommunikation und machten mit den lokalen Gewohnheiten und bürgerlichen oder adeligen Umgangsformen vertraut. Die in den Dialogen geschilderten Situationen, die sich auf den Straßen, zu Hause oder auf Jahrmärkten abspielten, konnten sicherlich in der Wirklichkeit vorkommen. In den üblichen, aber auch scherzhaften und prägnanten Konversationsübungen schilderte man das alltägliche Leben.

Die größte Gruppe der Reisenden bildeten im 17. Jahrhundert die Kaufleute. Der Fremdsprachenunterricht war für sie eine der Bildungs-

⁴ Ebd., S. 35.

⁵ Vgl. ebd., S. 50.

⁶ Edmund Kizik: Wstęp. In: Edmund Kizik (Hg.): *Nicolausa Volckmara Viertzig Dialogi 1612. Źródło do badań nad życiem codziennym w dawnym Gdańsku*. Gdańsk 2005, S. 28.

prioritäten.⁷ Ein Fremder, der sich nach Polen begab, konnte die Geographie dieses Landes, sein politisches System und seine Geschichte anhand vieler Werke ergründen. Im Falle von Konversationsübungen lernte er manche im Alltag notwendige Wendungen, wie jene, die im *Polnischen Donat* Ernestis angeführt wurden: *Von Bewilkommen, Von dem Einladen eines Freundes zu dem Vater, Bey dem Tische, Von dem bringen eines Geshenckes*. Er konnte aber auch die polnische Sittlichkeit kennen lernen.⁸

Die Grundlage der regen Handelskontakte bildete eine erfolgreiche zwischenmenschliche Kommunikation, weswegen die Eltern ihren bürgerlichen Kindern Polnisch beibrachten. Ein geschickter Umgang mit dem Käufer galt als eine Kunst, die sich nicht nur aus der Kenntnis der Wörter und Redewendungen, sondern auch aus der Erkenntnis seiner Sozialstellung und der mit ihr verbundenen Gewohnheiten sowie aus der Anpassung der Aussage an ihn zusammensetzte. Dank einer solchen Einstellung und der Fertigkeit, ein ungezwungenes Gespräch zu führen, gewann ein fremdsprachiger Verkäufer das Kundenvertrauen und sicherlich war er imstande, seine Waren leichter zu verkaufen. Auf den Jahrmärkten konnte man auch die Dienste eines Dolmetschers nutzen, nichtsdestotrotz brachte ein ungezwungenes Gespräch mit den Kunden in ihrer Muttersprache viel mehr Nutzen für den Verkäufer.⁹

Die bürgerlichen Kinder aus Danzig, Königsberg oder Breslau schickte man zu polnischen Familien in der Krone, damit sie Polnisch lernen und sich zusätzlich mit dem für einen bestimmten Stand charakteristischen Umgang vertraut machen. Bei den Breslauer Handwerkern gehörte der Polnischunterricht zur guten Erziehung.¹⁰ Ein populärer Zielort, wo man Polnisch lernen konnte, befand sich für die Schlesier nicht nur in der Krone Polen oder im Königlichen Preußen, sondern auch in den schlesischen Provinzen, die von den Polen bewohnt waren, wie Byczyna oder Kluczbork.¹¹ Ernesti beschreibt auch die Lernreisen der Kinder im Dialog *O dzieciach do Polskiej posyłanych*.¹²

Die Schüler unternahmen auch Reisen in andere Städte, um dort in einer Pension zu wohnen oder an einem „Austausch“ teilzunehmen und dadurch Polnisch zu lernen. Auf diese Weise tauschten die Bürger Breslaus und Posens ihre Kinder, damit sie Fremdsprachen lernen, und sparten an den hohen Unterhaltskosten der Kinder in der Pension.¹³

⁷ Włodzimierz Zientara: *Sarmatia Europiana* (Anm. 2), S. 27.

⁸ Johannes Ernesti: *Polnischer Donat* [...]. Thorn 1689, Konversationsübungen Nr. 3, 6, 21, 40.

⁹ Rombowski: *Nauka języka polskiego we Wrocławiu* (Anm. 3), S. 36.

¹⁰ Ebd., S. 42.

¹¹ Ebd., S. 185-211.

¹² Ernesti: *Polnischer Donat* (Anm. 8), Konversationsübung Nr. 39.

¹³ Rombowski: *Nauka języka polskiego we Wrocławiu* (Anm. 3), S. 190.

Aleksander Rombowski knüpft an einen Austausch der Söhne zwischen einem Adeligen aus Gołkowice und einem Breslauer Kürschner an. Die Schüler begaben sich gewöhnlich in die Städte, seltener aufs Land. Sie wohnten in einer Pension sowohl in deutschen als auch in polnischen Häusern. Aus den erhalten gebliebenen Quellen ergibt sich, dass eine solche Reise von den Söhnen der Breslauer Kaufleute, Beamten und Ratsherren, aber auch der Handwerker unternommen wurde.¹⁴ Auch der polnische Adel nahm deutsche Jungen, im gleichen Alter wie seine Kinder, zum Dienst auf, damit sie eine Ungezwungenheit in den Deutschkenntnissen erwerben.¹⁵

Das Interesse und der Bedarf an Handbüchern für den Polnischunterricht und Lehrbüchern zum Selbststudium ergaben sich also aus verschiedenen Bedürfnissen, die mit den Handelskontakten, dem Kirchenleben oder dem Alltag verbunden waren, und zwar vor allem in mehrsprachigen Milieus Danzigs, Breslaus oder Thorns.

Deutsch-polnische Konversationsübungen

Bereits im 16. Jahrhundert erschienen die ersten deutsch-polnischen Konversationsübungen. Das erste gedruckte Buch mit der Beschreibung umgangssprachlicher Gespräche in der polnischen und deutschen Sprache wurde in Wittenberg um 1523 herausgegeben und erhielt den Titel: *Krótkie i gruntowne ukazanie i nauka obozey mowey mówić ij czisie Polskye ij Nyemyecke*. In einer wenig geänderten Fassung erschienen diese Konversationsübungen 1544 in Krakau unter dem Titel: *Nauka cudna a krótko wypisana, ku uczeniu się Niemcowi Polskiego, a Polakowi Niemieckiego*.¹⁶ Zu den frühesten Lehrbüchern für den Polnischunterricht gehört auch die Krakauer Ausgabe von *Polskie książeczki wielmi potrzebne ku uczeniu się polskiego i po niemiecku wyłożone* aus dem Jahr 1539. Sie wurden zur Urfassung für das ungeheuer populäre Buch *Wokabularz rozmaitych Sentencyi y potrzeb Polskym y Niemieckim Młodzieńcom na pożytek teraz zebrany...*, das zum ersten Mal 1558 in Königsberg erschien und einfache Konversationsübungen, eine Auslegung der Grammatik und ein kurzes Gebetsbuch enthielt.

Auf das 17. Jahrhundert fällt die Blütezeit solcher Veröffentlichungen, die man nicht nur im Schulunterricht, sondern auch größtenteils

¹⁴ Ebd., S. 218

¹⁵ Edmund Kizik: Wstęp (Anm. 6), S. 28.

¹⁶ Die ersten deutsch-polnischen Konversationsübungen wie auch Wörterbücher und Grammatikhandbücher schilderte Helmut Glück: *Deutsch als Fremdsprache in Europa, vom Mittelalter bis zur Barockzeit*. Berlin – New York 2002. Die zweisprachigen, deutsch-polnischen Handbücher datiert er bereits auf das Jahr 1472, als ein Breslauer Arzt J. Stanka seine Arbeit am handschriftlichen Wörterbuch der Naturwissenschaften und der Arztkunde abschloss, in dem er neben lateinischen Stichwörtern auch ihre polnischen und deutschen Äquivalente nannte.

als Lehrbücher zum Selbststudium gebrauchte.¹⁷ Im Königlichen Preußen gehörte Nicolaus Volckmar zu den populärsten Autoren der Konversationsübungen. Nach den Angaben von Edmund Kizik kamen in Danzig seit der Mitte des 16. bis zum 18. Jahrhundert mindestens 27 Lehrbücher für den Sprachunterricht heraus, die insgesamt 83 Auflagen hatten.¹⁸ Nicht zufällig herrschte eben in Danzig im 17. Jahrhundert eine Überzeugung, dass Latein, Deutsch und Polnisch die drei wichtigsten Fremdsprachen sind.¹⁹ Auch in Schlesien erschienen viele Bücher nicht nur im Zusammenhang mit der Grenzspezifik dieses Gebiets, die gewissermaßen die Mehrsprachigkeit seiner Einwohner implizierte, sondern auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Bedingungen Schlesiens als eines Verkehrsknotens und Handelszentrums zwischen der Krone Polen und Sachsen, der Mark und Brandenburg.

In Schlesien gehörten zu den meist gelesenen Lehrbüchern jene von Jeremias Roter, einem evangelischen Prediger und Polnischlehrer im Breslauer Maria-Magdalena-Gymnasium, und insbesondere der 1616 veröffentlichte *Schlüssel zur Polnischen vnd Teutschen Sprache, czyli Klucz do Polskiego y Niemieckiego Języka*.²⁰ Roter richtete sein Lehrbuch in erster Linie an die Schuljugend, die nicht nur Polnisch lernen wollte. In der Einleitung stellte er fest, dass der Unterricht auch für die Fremden und die in Schlesien wohnenden Polen vorgesehen sei. Ein populäres Lehrbuch war auch der *Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache* von Michael Kuschius aus dem Jahr 1646.²¹ Kuschius war ähnlich wie Roter Lehrer in der Breslauer Polnischen Schule und polnischer Prediger an der St. Christopher-Kirche in Breslau. In der Vorrede zum Lehrbuch unterstrich er, dass die Vorliebe für die polnische Sprache, die er in Breslau wahrnimmt, eine wahre Gottesgabe sei. Er betonte auch, dass sich viele Deutsche „einer großen Gefahr“ aussetzen, wenn sie ihre Kinder nach Polen schicken, damit sie dort am Unterricht teilnehmen, und dabei große Kosten tragen, die mit dem jahrelangen Unterhalt in Polen verbunden sind.

¹⁷ Kizik: Wstęp (Anm. 6), S. 40.

¹⁸ Ebd., S. 41.

¹⁹ Rombowski: Nauka języka polskiego we Wrocławiu (Anm. 3), S. 217-218.

²⁰ Jeremiasz Roter: Schlüssel zur Polnischen vnd Teutschen Sprache [...] = Klucz do Polskiego y Niemieckiego Języka, to jest: Gruntowna nauka, jako się nie tylko Niemiec Polskiego, ale jako się y Polak Niemieckiego języka łatwiey y rychley czytać, zrozumieć, mówić y pisać nauczyć może [...]. Breslau 1616.

²¹ Michael Kuschius: Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache, Das ist: Eine gründliche, nothwendige Anleitung, wie ein Doutscher Knabe, oder Mägdlein die Polnische, hergegen ein Pohle auch die Deutsche Sprache leichter und eher, nicht allein recht schreiben, verstehen und reden lernen, sondern auch aus einer Sprache in die ander versetzen, und die Worte nachschlagen könne. Przewodnik do języka Polskiego, To jest: Gruntowna, potrzebna nauka, jako się niemieckie pachole i dziewczątko polskiego, a zasz Polak niemieckiego języka łatwiey i rychley nietilko prawie pisać, rozumieć i mówić nauczyć, naprzესадzie, y słów szukać może. Breslau 1646.

Auf völlig andere deutsch-polnische Konversationsübungen stößt man im Falle vom Lehrbuch Maciej Gutthäter-Dobrackis *Wydworny polityk podający sposób jako w wszelakich rozmowach z zacnymi osobami wydwornych zażywać ofertów...*, das mit dem bürgerlich-plebejischen Charakter brach und den Lesern eine Hofsprache und zugleich die adelige Sittlichkeit, die die Bürger beeindrucken konnte, darstellte. Im 17. Jahrhundert kam es in den deutschen Städten zum Wandel in der Sittenkultur. Die bisherige Strenge und Einfachheit im Geiste der protestantischen Erneuerung ersetzte der Wunsch nach einem vornehmen Leben nach dem höfischen Vorbild.²² Im Alltagsleben zeichnete es sich durch einen gesellschaftlichen Schliff aus, was den Gebrauch einer entsprechenden Fremdsprache legitimierte. Auf einen solchen Bedarf antwortete das Werk *Wydworny polityk* von Dobracki, das 1664 in Oleśnica herauskam. Nach dem Lehrbuch Dobrackis griffen vor allem jene, die sich nicht nur die Umgangssprache, sondern auch das literarische Polnisch aneignen wollten.

Johannes Ernesti – Leben und Werk

Johannes Ernesti (1632-1709) war einer der engagierten und aktiven Autoren der Lehrbücher für den Polnischunterricht in Schlesien. Er bearbeitete zehn derartige Lehrbücher²³ und übersetzte drei deutsche Gebets- und Andachtsbücher ins Polnische.²⁴ Er wurde 1632 in Kisielice im Herzogtum Preußen geboren und besuchte das Gymnasium in Elbing und in Thorn. Anschließend begann er ein Theologiestudium an der Universität in Wittenberg, schloss es aber aus Geldmangel nicht ab. Die ersten Versuche als Polnisch- und Deutschlehrer unternahm er in der Schule in Bojanowo in Großpolen. Seit 1670 bis zu seinem Tode 1709 war er Moderator der Polnischen Schule in Breslau.

Ernesti war auch Prediger an der Kirche der Elftausend Jungfrauen und St. Hieronymus, übersetzte Schriften und Urkunden für die Bres-

²² Rombowski: *Nauka języka polskiego we Wrocławiu* (Anm. 3), S. 41-42.

²³ Vgl. ebd., S. 232-234. *Forytarz języka polskiego...*, Breslau 1674; *Summarsz [!] niektórych w szkole i domu zwyczajnych mów...*, Thorn 1678; *Przewodnik pokazujący pilnemu, jako języka w krótkim czasie łatwie nabyć polskiego i onego z pożytkiem pożądanem zażywać może, młodzi wrocławskiej ku lepszemu wyprawiony...*, Brieg 1682; *Polnischer Donat*, Thorn 1689, 2. Auflage: Breslau 1702; *Polnisches Hand-Büchlein...*, Schweidnitz [1689-1690]; *Polnischer Trichter*, Brieg 1692, 2. Auflage: Brieg 1695; *Funfftzig von allerhand Kauffmanns Waaren, Handelnde, auch Reden und Antworthe, so ungefehr in Handel, Gewerben und Handthierungen Fürfällen in sich begreifffende Gespräche worzu zwanzig sehr Nuetze Unterredungen angefüget*, Brieg 1703; *Sonderliche Polnisch-Deutsche Missiven...*, Lissa 1705; *Polnisch- und deutsches Handbuch*, Wrocław [s.a.], *Fünffzig pohnlisch deutsche Grespräche*, Wrocław [s.a.].

²⁴ Kasper Neumann: *Treść wszystkich modlenia się sposobów w prośbie, modlitwie, przyczyn, dziękowaniu słowy krótkimi ogarniona...*, Oleśnica 1687; *Ekscytarz serc nabożnych duchowny w modlitewni kreścian wiernych, pokazujący jako rano i na wieczór modlić a przytem też Bogu dziękować mają*, Toruń 1687; *Krótkie pokutne więc i przy komuniej s. nabożeństwo*, Toruń 1687.

lauer Kaufmannschaft und Gebetsbücher. Seine finanzielle Lage war trotzdem schwierig, was man aus den Anträgen auf eine Donation, die bei den Ältesten der Kaufmannschaft in Breslau gestellt wurden, ersehen kann. Er erinnert an schwierige Lebensbedingungen Nicolaus Volckmars, der mit der Veröffentlichung der Wörter- und Lehrbücher für den Polnischunterricht in Danzig beschäftigt war und sich trotz seiner beruflichen Aktivität bei dem Stadtrat um eine Donation bewerben musste.²⁵

1689 veröffentlichte Ernesti in Thorn ein Lehrbuch für den Polnischunterricht, *Polnischer Donat*, in dem er die Grammatik auslegte und dem er 41 Konversationen beifügte. Die einzelnen Dialoge in diesem Werk gelten für uns als Quelle zur Erforschung der alten, bürgerlichen Ernährungsgewohnheiten, eines der wichtigsten Erfahrungen in einer fremden Kultur.

Der vollständige Titel dieses Lehrbuchs lautet *Polnischer Donat, Welcher I Einen guten Unterricht gibet, wie man recht lesen konnte lernen. II Eine richtige Art, durch die ordentlich eingerichteten Abrisse, Zeiget, wie man recht Decliniren, Conjugiren solle; dabey unterschiedliche nothwendige Anmerckungen anzutreffen, und die Regeln mit täglich: üblichen Redens-Arten versehen sind. III Auch 41. Zum täglichen Gebrauch und übung dienliche Gespräche in sich begreiffet, welchen mit ehestem noch so viel und mehr vom Kauffen und Verkauffen allerhand Waaren und Sachen handelnde, nachfolgen.*

Im Titel knüpfte Ernesti an das klassische Lehrbuch für den Lateinunterricht von Aelius Donatus an, und seinen Inhalt teilte er in drei Abschnitte ein, von denen die zwei ersten den Wortschatz und die Grammatik, und der dritte praktische Konversationsübungen tangieren. Der Autor betonte im Titel, höchstwahrscheinlich aus Marketingsgründen, die Nützlichkeit der Konversationsübungen im Handelsverkehr, obwohl sich knapp 6 von den 41 Dialogen direkt auf den (Ver)Kauf beziehen.

Um den bürgerlichen Tisch herum

Die Art und Weise, wie die anderen essen, stand sehr häufig im Mittelpunkt der Interessen der Reisenden. Die Beschreibungen der polnischen Speisen, der Mahlzeiten und Ernährungsgewohnheiten gehörten mit zu dem Reisebericht aus Polen. Wir stoßen auf sie beispielsweise bei Gaspar de Tende, Ulrich Werdum oder Bernard O'Connor. Die besagten Reisenden, die mit dem königlichen Hof verbunden waren, nahmen an vielen prächtigen Festmählern teil und beobachteten die Ernährungs-

²⁵ Edmund Kizik: Nauczanie języka polskiego w Gdańsku u schyłku XVI i w XVII wieku. Nicolaus Volckmara Vierzig Dialogi und Nützliche Gespräch (1612). In: Jacek Wijaczka (Hg.): Stosunki polsko-niemieckie w XVI-XVII wieku. Kielce 2002, S. 44-45.

gewohnheiten des Adels. In den Konversationsübungen Ernestis finden wir andere Angaben. Es ist keine Beschreibung der Gewohnheiten, die vom fremden Beobachter wahrgenommen wurden, sondern vielmehr eine Erzählung, die aus der Sicht eines Bürgers geführt wird, der den Leser zu sich nach Hause einlädt und ihn mit einfachen, typischen Alltagssituationen vertraut macht. Die Gespräche im ruhigen Zuhause, die sich auf solche Situationen beziehen wie: Aufstehen, Anziehen, Frühstückvorbereitung, galten als ein nützliches Wissen für die Einwohner Schlesiens oder anderer preußischer Großstädte. Sie erleichterten ebenfalls die alltäglichen Kontakte u. a. mit den von ihnen beschäftigten polnischen Gesellen, dienten auch all jenen, die nach Polen in die Pension oder zum Austausch reisten und den Wortschatz bezüglich der einfachsten Alltagssituationen kennen lernen mussten.

Die Konversationsübungen schildern nicht nur die polnischen Gewohnheiten, sondern gelten auch als Lehrbücher für den Polnischunterricht für die deutsche Bevölkerung. Ihre Autoren sind aber häufig Kalixtiner, die in jenen Städten lebten und wohnten, wo sich die Kulturen beider Völker miteinander mischten. Es sind Veröffentlichungen, die uns den Überblick über die bürgerlichen und plebejischen Gewohnheiten geben, bei denen das Essen auch eine wichtige Rolle erfüllte, und zwar als Zeichen des sozialen Status. Es sind Gewohnheiten, bei denen auch die Elemente der adeligen Kultur vorkommen, von der die Bürger einerseits einen Abstand halten und die sie andererseits bewundern.

Die Konversationsübungen im *Polnischen Donat* stellen die Situationen aus dem Schul-, Haus- und Berufsleben der Breslauer Bürger dar. Jene, die im ruhigen Zuhause stattfinden, beweisen, wie viele Tätigkeiten um den Tisch herum geleistet werden. Wir nehmen also Gespräche wahr, die beim Mittag- oder Abendessen von Eltern und Kindern geführt werden, aber auch lebendige und manchmal direkte Gespräche der Gesellen, die bei den Mahlzeiten am Tisch bedienen und den Tisch abräumen. Sie machen uns mit den zeitgenössischen bürgerlichen Gewohnheiten vertraut. Einige von ihnen, beispielsweise der Dialog *O zapraszaniu gości na wieczerzę / Von dem Einladen zur Abendmahlzeit*, haben einen öffentlichen Charakter und entsprechen einer bestimmten Sprachetikette.²⁶ Die vom Einladenden angewandten „Unterwürfigkeitsakten“ drückten seine Höflichkeit aus, und jene Wendungen wie: „Służba moja Waszeci / Dem Herren meinen Dienst“ oder „Sługa waszeci / Sein Diener“ waren Anzeichen des Hofzeremoniells im 17. und 18. Jahrhundert.²⁷

²⁶ Ernesti: *Polnischer Donat* (Anm. 8), S. 409-417.

²⁷ Mirosława Siuciak: *Sztuka konwersacji w tekstach z XVII i XVIII wieku. III Internetowa Konferencja Naukowa „Historia konwersacji”*. Katowice 2005 [<http://dialog.us.edu.pl/siuciak.pdf>, Stand: 30.10.2014].

Die Konversationsübungen schildern die Hausgesellen, häufig polnischer Abstammung, die zu den Straßenbuden geschickt werden, um frisches Brot oder Brötchen zu kaufen. Wir erfahren, wo die besten sauren Gurken zu kaufen sind und dass man eine spezielle Schüssel namens „przystawka“ / „Tunckschüsselchen“ mitnehmen sollte, wenn man Kapern und Rosinen erwerben will.

Die Gespräche, die in der Schule geführt werden, knüpfen häufig an das Essen an. Die Schüler stehlen voneinander Butterbrot, verlassen heimlich die Schule, um von den Straßenhändlern Brötchen²⁸ und spanische Biskuits²⁹ zu kaufen, oder teilen das von zu Hause gebrachte Frühstück³⁰ unter sich.

Eines der Gespräche, das sich auf der Straße zwischen zwei Gesprächspartnern abspielt, betrifft ausschließlich Erbsen (sic!) (Nr. 41, *O strąkach / Von den Schote[n]*) und ein Spiel, bei dem man erraten soll, wie viele Erbsen in einer Schote zu finden sind.³¹

Das Essen schickte man aneinander in Form von Geschenken. Im Dialog *O podarunku przynoszeniu / Von dem bringen eines Geschenkes* erfüllt die Hirschkeule die Rolle eines Weihnachtsgeschenkes. Überdies gab es eine große Nachfrage nach dem Wild. Manchmal erwarb man es illegal von Wilddieben, doch war es in der Regel erreichbar.

R. Das ist nicht ein Rehkeulchen sondern eine Keul. Ist sehr schön, frisch, reucht nicht, es scheint, daß das Rehe unlängst geschossen ist. Wo hat der Herr das Rehe herbekom[m]en, wer hat dem Herren das Rehe geschicket.

P. Mich deutet, daß ihm ein Freyherr das Rehe zugeschicken hat. Oder ob es nun ein schlechter Edelmann ist.³²

Auch die Schimpfworte der Dienstleute waren mit dem Essen verbunden. Den nach Hause zum Mittagessen eingeladenen Gast nennen sie verächtlich „darmozjad“ / „Krippen-Keuter“, „chleburad“ / „Tellerlecker“ oder „pasibrzuch“ / „Schmaunner“.³³ Das Essen ist sehr teuer, und zu Hause wird es in einer zugeschlossenen Speisekammer aufbewahrt, wohin nur gewählte Personen den Zugang haben. Für das Essen dankt man schließlich, indem man ein gemeinsames Gebet spricht, wie dies das Gespräch *O zbieraniu ze stołu / Von dem Abnehmen des Tisches* bezeugt, in dem wir lesen, dass zum Ende der Mahlzeit, nachdem man

²⁸ Ernesti: Polnischer Donat (Anm. 8), S. 312-313.

²⁹ Ebd., S. 316.

³⁰ Ebd., S. 329-339. Konversationsübung 11: *O udzieleniu śniadania / Von dem mittheilen des Frühstücks*.

³¹ Ebd., S. 542-548.

³² Ebd., S. 537-538.

³³ Ebd., S. 386.

den Tisch abgeräumt und alle Speisen in die zugeschlossene Speisekammer gebracht hat, die Zeit für das Dankgebet kommt.³⁴

Auf dem bürgerlichen Tisch serviert man nicht nur Grütze und Gemüse, sondern auch frisches Gebäck, Brötchen, Kolatsche, Sand- und andere Kuchen, bei den Reicheren stößt man auf Geflügel und Wildvögel, aber auch auf teure importierte Gewürze und Zusätze. Die feierlichsten Ereignisse, wie Trauungen, zelebriert man, indem man die besten Speisen serviert. Ernesti erwähnt eine Mandeltorte, die den zur Hochzeit eingeladenen Gästen aufgetragen wurde.³⁵

Beim Mittagessen in den reicheren Häusern findet man Kapern, Rosinen, Oliven und feine Gewürze, die als Leckerbissen und eine Luxusware galten. Aus dem Dialog *O kupowaniu korzeni / Von dem kauffen der Gewürze* erfährt man aber, dass die Händler untereinander klagen, dass sogar die armen Kunden von ihnen Zimt, Mazis, Olivenöl, Kapern, Zitronen und Rosinen fordern, ohne über entsprechende Geldsummen zu verfügen, und um die Senkung der Preise bitten.³⁶ Ein Händler aus Breslau klagt, dass es viele arme Leute in der Stadt gibt, die die feinen Gewürze in kleinen Mengen kaufen. Sein Gesprächspartner, ein Händler aus Polen, erzählt ihm dagegen, dass die reichen Bürger und Adligen in seinem Lande ihn damit beauftragen, die Gewürze aus Hamburg und Leipzig zu holen.³⁷

Das Essen war und ist immer noch ein Element der sozialen Auszeichnung und des Wettbewerbs. Auch aus dieser Sicht bewertet man die Verhältnisse zwischen den einzelnen Ständen. Auf dem bürgerlichen Tisch serviert man Hühner, Enten, Gänse, seltener Wild, das für den adeligen Tisch typisch ist. Für die Dienstleute sind nach einem der Gespräche das Geflügelklein und Gemüse (Sauerkraut, Grünkohl, Erbsen), und manchmal Fleischportionen als Reste nach dem Abendbrot bestimmt. Wenn die schwer zu erwerbenden Waren bzw. die Luxuswaren, auf den Tisch kommen, ist es eine Gelegenheit zum Feiern, wie wir es aus dem Gespräch *O zapraszaniu gości na wieczerzę* ersehen.³⁸ Der Hausherr, der seine Dienstleute entsendet, um einige Gäste zum Abendbrot einzuladen, erwarb das Wild, das er mit seinen Bekannten gemeinsam verspeisen will, indem er sie dabei mit Wein und hochgeschätztem litauischen Honig bewirten will.

³⁴ Ebd., S. 409. Ernesti ließ am Ende seines Handbuchs den Inhalt der Gebete vor und nach dem Essen abdrucken.

³⁵ Ebd., S. 330.

³⁶ Ebd., S. 510-511. Siehe: Andrzej Klonder: Gewürzkrämladen und sein Inhalt. Die Frage der Versorgungsstandards der Städte Mitteleuropas im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts. In: Barock [Sonderausgabe] 2006, S. 193-202.

³⁷ Ernesti: Polnischer Donat (Anm. 8), S. 509-510.

³⁸ Siehe Andrzej Klonder: Biesiada europejska według rozmówek z XVI-XVII w. In: Andrzej Karpiński (Hg.): Gospodarka, społeczeństwo, kultura w dziejach nowożytnych. Studia ofiarowane Pani Profesor Marii Boguckiej. Warszawa 2010, S. 317-325.

Im Bereich der Sittlichkeit betrifft einer der interessantesten Abschnitte den Toast zum Abschluss des bürgerlichen Mittagessens. Der im Gespräch *XXI Przy stole* beschriebene Toast enthält die alte Formel: „Pije do waszności, za (przez) zdrowie jegomości”³⁹:

Ich bringe es ihm zu mein lieber Herr Vater.

GOTT gesegne es dir, in wessen Gesundheit hastu mir zugebracht, oder trinckestu.

Trincke in Gesundheit des Herren Ohms, oder des Herren Vätters.

An einer anderen Stelle im Dialog *O posyłaniu dzieci do szkoły / Von dene[n] in Pohlen verschickten Kindern* ist der Toast nur eine Gelegenheit, ein weiteres ungezwungenes Gespräch zu führen:

Trincke doch, trincke es dem Herren Vater zu, in Gesundheit deiner Frau Mutter.⁴⁰

Die Fremden, die sich in Polen aufhielten, erwähnten in ihren Reiseberichten häufig die Gewohnheit, einen Toast auszubringen, die in den adeligen Häusern nach der Mahlzeit stattfand. An den Tisch setzte man sich mit einer Kopfbedeckung, aber beim Toast sollte man aufstehen und den Kopf entblößen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erinnerte sich Hubert Vautrin, ein Lothringer, der auf dem Hof von Sapieha als Präzeptor beschäftigt war, nicht so gut an das ständige Aufstehen und Sich-Setzen, was mit den Toasten während der Mahlzeit verbunden war.⁴¹ Der Hausherr brachte einen Toast auf alle Gäste aus. Man trank auf das Wohl der Speisenden, aber auch anderer wichtiger Persönlichkeiten oder der am Tisch Abwesenden.⁴²

Auch der Engländer William Coxe, der über die Rzeczpospolita im 18. Jahrhundert reiste, knüpft an Toaste an, die er wahrnahm, als er zum Mittagessen bei Grafen Tyzenhauz, dem litauischen Unterkämmerer, eingeladen wurde, zu dem sich viele litauische Adelige versammelten, die am Sejm in Grodno teilnahmen.

Nach dem Essen wurden verschiedene Gesundheitensprüche rings um die Tafel ausgebracht: Man trank auf das Wohlseyn des Königs von Polen – des Reichstags – der anwesenden Damen – auf eine lückliche Reise für uns, u.s.f. Der Herr des Gastmahls brachte die Gesundheit aus, füllte ein grosses Glas, trank, stürzte dann das Glas um, damit man sähe, daß er es geleert habe, und reichte es

³⁹ Marek Cybulski: *Obyczaje językowe dawnych Polaków. Formuły werbalne w dobie średniopolskiej*. Łódź 2003, S. 218-219.

⁴⁰ Ernesti: *Polnischer Donat* (Anm. 8), S. 534.

⁴¹ Maria Bogucka: *Staropolskie obyczaje XVI-XVII wieku*. Warszawa 1994, S. 88.

⁴² Mehr zu Alkoholgetränken beim Toast siehe: Dorota Lewandowska: *Od węgrzyna do szampana. Wino, smak i wyróżnienie w Polsce XVII-XVIII w.* In: *Przegląd Historyczny* 4/2011, S. 697-714.

seinem nächsten Nachbar, von dem es dann nach und nach und mit dem nämlichen Gepränge rings herum durch die ganze Gesellschaft gieng.⁴³

Am Beispiel der deutsch-polnischen Konversationsübungen, in denen dieses Sujet vorkommt, sehen wir deutlich, wie den einzelnen Zutaten und Speisen verschiedene Bedeutung zugeschrieben wird, was man höher schätzt und was als einfaches oder zweitrangiges Essen⁴⁴ gilt. Angaben zur Diät oder dem Zusammenhang des Essens mit der Gesundheit findet man kaum. Wir lesen aber, dass es nicht empfohlen wird, wegen des kranken Magens Gurken zu essen. Erwähnt wurden auch die Zusammenhänge des Essens mit der Religion, wie beispielsweise die Information über die hohen Preise des Olivenöls während der Fastenzeit oder der Hirschkeule als eines Weihnachtsgeschenks. Die Gegenüberstellung dieser Informationen mit den Angaben aus den Reiseberichten, Rechnungen oder den Kochbüchern⁴⁵ bietet uns ein vollständigeres Bild der Esskultur in der Neuzeit, ein wertvolleres Bild, denn es beschreibt nicht nur die adeligen, sondern vielmehr die bürgerlich-plebejischen Gewohnheiten.⁴⁶

⁴³ Wiliam Coxe: *Reise durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark: mit historischen Nachrichten und politischen Bemerkungen begleitet*. Zürich 1785, S. 165.

⁴⁴ Siehe Andrzej Klonder: *Jedzenie oraz inne sprawy. Codziennosc Europy Środkowej we wczesnonowożytnych rozmówkach do nauki języków obcych*. In: *Kwartalnik Historii Kultury Materialnej*, Bd. LIX, 2011, S. 41-52.

⁴⁵ Siehe: Stanisław Czerniecki: *Compendium ferculorum albo zebranie potraw*, Hg. v. J. Dumanowski, M. Spychaj, Vorrede S. Lubomirski. In: J. Dumanowski (Hg.): *Monumenta Poloniae Culinaria*. Bd. I, 2. Auflage. Warszawa 2010.

⁴⁶ Mehr zur Ernährungskultur im Altpolen siehe: Jarosław Dumanowski: „À la française”, czyli sarmatyzm od kuchni. In: *Człowiek w teatrze świata. Studia o historii i kulturze dedykowane Profesorowi Stanisławowi Grzybowskiemu z okazji osiemdziesiątych urodzin*. Kraków 2010, S. 103-112; Jarosław Dumanowski: *Wino, oliwa i post. Morze Śródziemne w kuchni staropolskiej*. In: Robert Kusek, Joanna Sanetra-Szeliga (Hg.): *Czy Polska leży nad Morzem Śródziemnym*. Kraków 2012, S. 387-418; Andrzej Klonder: *Podstawowy jadłospis mieszczan w Polsce w XVI-XVIII wieku*. In: *Documenta Pragensia XXV*, 2007, S. 133-142.

Rozmowa XX O przykryciu stołu

R. A stół jako? A przykrytyż?

T. Stołowić nic, stoi na swoim zwykłym miejscu. Ale nie przykryty.

R. A Pan już idzie z rynku.

T. Niech idzie z Bogiem, kiedy przydzie tedy go obaczę, a on mnie też obaczy.

Spojrzemy na siebie.

R. Bałamucisz Ci, ale patrz, byś się nie tracił o rękę pańską (zawadził się o ręce pańskie).

T. Jużby to źle było.

Wždy widzicie, że mam wszystko pogotowiu.

Stół też łatwo przykryć mogę.

R. A masz że talerze czyste.

T. Jużem talerze do pieca przystawił.

Przyniosłem (am) też solniczkę.

Ba nie masz soli w solniczce.

Musze po sól iść i soli przynieść.

R. A wypłokałżeś (kałażeś) kubki, konewki.

Das XX. Gespräch] Von dem Tische decken.

Wie siehets umb den Tisch? Ist er gedecket?

Dem Tische schadet wol nichts, er stehet an seiner gewöhnlichen Stelle. Aber er ist nicht gedecket.

Und der Herr kommet schon von dem Marckt.

Er mag in Gottes Namen kommen, wenn er kommen wird, so werde ich ihn sehen, und er wird mich auch sehen.

Wir werden einander ansehen.

Du treibest wol ein Narrenspiel, aber siehe daß du nicht in des Herren Hand lauffest.

Das wäre schon böse.

Ihr sehet ja, daß ich alles bereit habe.

Den Tisch kan ich auch leichtlich decken.

Hastu reine Teller.

Ich habe die Teller schon an den Ofen gesetzt.

Ich habe auch das Saltzirlein gebracht.

Doch es ist auch kein Saltz in dem Saltzirlein.

Ich muß Saltz haben, und Saltz bringen.

Hastu die Becher, die Känlein ausgespühlet.

T. Waszecina konewka
wypłokana.

I kubek dobrodziejów wypłokany.

Wywróciłem go aby woda wysięk-
nęła (wysiękła).

R. Wypłocz też i sklanki i kieliszki.

Bo snadź Pan gości na obiad za-
prosił, już idzie jeden pazobrzuch,
darmojad.

T. Aza tak, że ów pasożyt (chlebu-
rad) z Panem idzie.

R. Nie inaczej nie chceszli wierzyć.

Tedy pódź sam, a spojrzy (zajrzy)
oknem.

T. A nie wierzyłbym Ci (wierzyła-
bym Ci), kiedy bym nie widział
(widziała), że się z Panem na mo-
ście rozmawia.

R. Czekaj, pójdę po biały obrus,
ręcznik i serwety.

Bo wiem, że białego obrusa nie
będzie tam.

Serwetać jeszcze biała, ale nie
nazbyt, wolę białą dać serwetę.

T. Jako się waszeci zda. Pan Ci by
o to nie dbał, choćbyś waszeć in-
szego obrusa nie dała.

Ale dla gości trzeba i obrusa i

Der Frauen (Jungfer) Känlein ist
ausgespühlet.

Auch des Herren Becher ist
ausgespühlet.

Ich habe ihn umbgestürzt, damit
das Wasser aussickere.

Spüle auch die Bier-Gläser aus
und die Wein-Gläser.

Den[n]es scheint daß der H[er]r
Gäste zu[m] Mittag-Essen
eingelade[n] hat, es kommet
schon ein Schmarutzer, ein Krip-
pen-Keuter.

Ist es so, das jener Tellerlecker
mit dem Herren kommet.

Nicht anders wiltu nicht glauben.

So komme her, und siehe zum
Fenster heraus.

Möchte ich doch nicht glauben.
Wenn ich nicht sehe, daß er mit
dem Herren auf der Brücke redet.

Warte ich wil ein weisses Tisch-
Handtuch und Teller-Tüchlein
holen.

Denn ich weiß das kein weisses
Tisch-Tuch wird vorhanden sein,
dieses Teller-Tüchlein ist zwar
noch weiß, aber nicht alzusehr,
ich wil lieber ein weisses Teller-
Tüchlein geben.

Wie es der Frauen (der Jungfer)
deuchtet.

Der Herr möchte es wol nicht
achten, wen[n] sie gleich kein
ander Tischtuch nicht gebe[n].

Aber der Gäste halben, muß ein
weisses Tisch- und Handtuch

ręcznika bielszego.

R. Przykrywaj stół.

A jesteście pieniądze chleb doma, a sąż żemły świeże?

T. Nie masz podobno więcej żemel świeżych.

Chcesz waszeć żemel świeżych.

Daj waszeć pieniądze, poskoczę (pobiegę) prędko do jatek chlebowych po świeże żemły.

R. Naści sam masz pieniądze, to piętnastak, niech Ci zdadzą cztery czeskie (potrójne).

T. To za czeski (potrójny) mam rząd żemel przynieść.

A trzebaż też będzie ogórków.

Byłoby po jednej drodze.

R. Nie wiem jeśli Pan będzie ogórków żądał.

Jać ich nie śmiem jeść, dla mego strutego żołądka.

Poskoć tylko jak naprędzęj po żemły.

Wždy i po ogórki potym łatwie poskoczyć możesz.

T. Prawdać, vždy na tej ulicy na trzech mają miejscach ogórki.

A u krupnika nakwaśniejsze są.

Weźmi przystawkę z sobą.

sein.

Decke den Tisch.

Ist Heller-Brod daheim, sind neubackene Semmeln.

Es werden trau ich nicht mehr neubackene Semmeln sein.

Wil sie neubackene Semmel haben.

Sie gebe Geld, ich wil geschwinde hinspringen, hinlauffen, in die Brodbäncke nach neubackene Sem[m]eln.

Siehe dahastu Geld, d[as] ist ein fünff Böhmer lasse dir vier Silber-Groschen wiedergeben.

So sol ich vor einen Silber Groschen nur Zeidel Sem[m]el bringe[n].

Werden auch Gurcken sein sollen.

Es würde unter einem sein.

Ich weiß nicht ob der Herr wird Gurcken verlangen.

Ich darff wol keine essen wegen meines Magens.

Hole nur auff's geschwindeste Sem[m]eln.

Kanstu doch auch hernach leichtlich

Gurcken holen.

Es ist wohl wahr, haben sie doch auff dieser Gasse, an dreien Orten Gurcken.

Und bei den Gräupner sind die sawristen Gurcken.

Nim das Tunckschüsselchen mit, und bringe Capern vor einen Gro-

A przynieś za dwojak kaparów.	schen.
A niech Ci też za grosz drobnych rozyneków wsypią, przysypią.	Und lasse dir auch kleine Rosinchen vor ein Creutzer einschütten, zuschütten.
S. Owo wszystko będzie, a będziesz jeszcze czego trzeba.	Da wird alles sein, wird noch was sollen sein.
Powiedz waszeć niż do stołu usiądą (usiądą).	Die Frau (die Jungfer) sage, ehe sie sich zum Tische setzen.
R. Namyśl się sam (sama), ja nie widzę, żeby na czym schodziło.	Besinne (bedencke) dich selbst, ich sehe nicht das etwas mangeln sollte.
S. A już że piwa utoczono.	Ist schon Bier gezapfft.
Trzeba je będzie trochę rozgrzać (wyrząć).	Man wird es ein wenig müssen überschlagen.
Bo Pan nie rad pija nazbyt zimnego piwa.	Denn der Herr trinckt nicht alzugern kalt Bier.
A dzisiaj też mróz weilki.	Und heute ist auch ein grosser Frost.
R. Patrz jeżeli też wszystkie noże będą.	Siehe ob auch alle Messer sein werden (werden verhanden sein).
Bo dzieci miały Pana (panowe) noże jako śniadały.	Die Kinder die haben des Herren Messer gehabet, da sie Frühestücketen.
S. Jużem ich poszukał (kała).	Ich habe sie schon zusammen gesucht.
Położyłem (am) każdemu dziecięciu swój nóż na talerz jego.	Ich habe einem jeden Kinde sein Messer auff seinen Teller geleet.
R. A Panin nóż nalazłże się.	Hat sich der Jungfer wieder gefunden.
S. Nalazł się leżał za ogniskiem.	Es ist wiedergefunde[n] es lag hinter dem Herde.
I waszecin nóż też się nalazł. Przykryty był brudnem obrusem.	Auch ihr Messer war da, es war mit den schwartzen Tischtuch bedecked.
R. Lecz Panów nóż a naostrzyłężeś	Aber des Herren Messer hastu es

(łaześ) go też trochę.

S. Ostry dosyć będzie żeby się tylko Pan nim nie zarznął w palec.

R. Trzeba go będzie ostrzec, że nóż ostrzony.

Patrz jeżeli wody nalano w antwas (umywalnik).

S. Jużem ja sam nalał (sama nalała).

R. Przystaw stolki do stołu, także i krzesło.

Zetrzej pięknie ze stołków jeżeli pokurzone (popruszone).

S. Tomem już uczynił (czyniła) a starłem (starłam) proch (kurzawę).

Pójdę tylko a otworzę drzwi.

R. Nie brząkać jeszcze Pan, ale możesz na dół iść a u drzwi czekać.

Kiedy dobrodziej do drzwi przystąpi.

Abyś mu zaraz otworzył (otworzyła).

Skoro będzie chciał zakolać we drzwi.

Albo zabrząknąć.

S. Tak musze uczynić, jednak kilierek jeszcze nie wypłokany, trzeba go wypłokać.

Tak też kwartówka cuchnie od gorzałki, naleję wody w nią.

ein wenig gewetzt.

Es wird scharff genug sein, wenn sich der Herr nur nicht in den Finger schneiden möchte.

Man wird ihn warnen müssen, daß das Messer gewetzt ist.

Siehe ob Wasser in das Handfaß gegossen ist.

Ich habe schon selbst eingegossen.

Setze die Schemel bei den Tisch und auch den Stuhl.

Wische ab von den Schemel wo sie bestäubet sein.

Das habe ich schon gethan, und habe den Staub abgewischt.

Ich wil nur gehen und die Thür auffmachen.

Der Herr klingelt wol noch nicht, aber du kanst heruntergehen, und an [die] Thür warte[n].

Wenn der Herr an die Thüre wird treten.

Daß du ihm stracks aufmachest.

So bald er in die Thür wird wollen klopfen.

Oder klingen.

Ich muß es so thun (machen) jedoch das Wein-Gläslein ist noch nicht ausgespilet es muß ausgespilet werden.

So reicht auch die Quart Flasche nach Brandwein, ich wil Wasser hinein giessen.

Aby wymokła a zapach gorzałkowy puścił.

R. Zostaw kieliszek i kwartówkę, już ja wszystko wypłoczę, idź prędko na dół, aby nie trzeba do-brodziejowi na dole czekać.

Rozmowa XXI Przy stole

O. Już tak długo do tej polski miłej chodził (chodziła) szkoły.

A nigdy i słowa od ciebie nie słyszę polskiego.

Masz mi od tego czasu zawsze z chłopcem i z dziewczką po polsku gadać.

P. To łatwo uczynić mogę.

Kiedy tylko wiem, że to wola waszecina.

Ja się z nikim nie wstydę po polsku gadać (mówić, gwarzyć).

Alem gotów (gotowa) ze wszystkimi gadać i każdemu odpowiedź dać.

Kiedy mię o co spyta.

O. Miło mi będzie, kiedy usłyszę.

Że temu dosyć uczynisz.

Czego po tobie chcę (afektuję).

A osobliwie, kiedy do mnie u stołu będziesz gadał (gadała).

I o to mię, czego będziesz chciał (ła) po polsku będziesz prosił

Das sie aus wässere und der Brandwein Geruch vergehe.

Lasse d[as] Weingläslein sein auch die Kwart Flasche, ich wil schon alles ausspülen, gehe fort herunter, das der Herr nicht dürffte warten.

Das XXI Gespr[äche] Bey dem Tische

Du bist schon lange in die liebe Polnische Schul gegangen.

Und höre niemahls ein Polnisches Wort von dir.

Du solt mir von der Zeit an allezeit mit dem Jungen und mit der Magd Polnisch rede[n].

Das kan ich leichtlich thun.

Wenn ich nur weiß daß das sein (ihr) wil ist.

Ich schäme mich mit niemanden Polnisch zu reden.

Sondern ich bin bereit, mit allen zu reden, und einem jeden Antwort zu geben.

Wenn er mich umb etwas fragen wird.

Es wird mir lieb sein, wenn ich hören werde.

Daß du dem ein Gnügen thun wirst.

Was ich von dir wil.

Und sonderlich, wenn du bei Tische zu mir reden wirst.

Und mich darumb, was du wirst haben wolen, Polnisch bitten

(prosiła).

P. Abyś waszeć o moim nie wątpił (wątpiła) posłuszeństwie, tedy pocznę teraz, a proszę waszeci.

Racz mi waszeć chleba ukroić.

Bo mi nie ukrojono chleba.

O. A któż krajał chleb.

Żeć chleba nie ukroił.

Sam jest chleb, tu będziesz brzeżek chleba miał (miała).

Nie będzieszzli dosyć miał (miała) chleba.

Tedy powiedz, ukrojęć więcej chleba i dam ci skibę chleba.

P. Dziękuję waszeci za chleb i za obietnicę.

A o mięso jako? A dostanęż też miesa?

Ja rad mięso jadam.

Radniej niż jęczmienną pyszkę, albo inszą strawę.

O. Może być, wierzeć, wiem bo-wiem.

Że u nas kuchta nie rad jarmuża i kapusty kwaśnej jada.

Woli mięso jeść, ale dlatego nie dostaje czego żąda (pragnie).

Ale musi na tym przestać, co dostaje (dostanie).

wirst.

Damit er (sie) an meinem Gehorsam nicht zweiffele. So wil ich irtzu[n]d anheben u[n]d bitten Ihn (Sie).

Er beliebe mir Brod zu schneiden.

Den[n] sie haben mir nicht Brod geschnitten.

Wer hat Brod geschnitten.

Daß er dir kein Brod geschnitten hat.

Hier ist Brod, da wirstu ein Käufflein Brod haben.

Wirstu nicht genug haben.

So sage, ich wil dir mehr Brod abschneiden, und wil dir ein Kanfft Brodt geben.

Ich bedancke mich vor das Brod und vor die Verheissung.

Wie ist es umbs Fleisch werde ich auch Fleisch bekommen.

Ich pflege gern Fleisch zu essen.

Lieber, als Gersten Graupe.

Oder ander zugemüse.

Es kan sein, ich glaube es dir, denn ich weiß.

Daß unser Küchenjunge auch nicht gern Kohl und sauer Kraut isset.

Er wil lieber Fleisch essen, aber er bekom[m]et deswegen nicht, w[as] er begehret verlanget.

Sondern er muß sich daran lassen begnügen, was er bekommet.

P. Co się i mnie tak powiedzie.

Jako widzę.

Jednakem tej nadzieje.

Że mi waszeć rychlej mięsa dasz,
niż kuchcie, bo ja syn waszecin,
waszeczina córka, waszeczine dzie-
cię.

O. Muszeć tylko dać, bo widzę, żeś
groch, marchew, pasternak, kapu-
stę słodką jadł (jadła).

Tu masz kawał mięsa a nie warzo-
nego, ale piezonego.

Wiem kiedy to mięso zjesz.

Żeć pies z żołądkiem nie uciecze.

P. Choćby tu pies był, chciałby to
mięso, tedybym mu jednak, tego
mięsa nie dał (dała).

O. To takim głupiem, taką głupią
nie będziesz, jako on (ów) mąż z
żoną swoją.

Którzy chcą jedno drugiemu
złość wyrządzić.

Rozkrojoną pieczeńią na poły, psu
dali.

Bo żona wzięwszy połowicę pie-
czeni.

Porzuciła ją psu i rzekła.

Naści psie poźrzy pieczeńią przez
moje dobre zdrowie.

So wird es mir auch so gehen.

Wie ich sehe.

Jedoch ich bin der Hoffnung.

Das er (sie) mir eher Fleisch ge-
ben wird.

Als dem Küchenjungen, den[n]
ich bin sein, ihr Sohn, Tochter
sein, ihr Kind.

Ich muß dir nur geben, denn ich
sehe das du Erbsen, Möhren, Pas-
ternak, süß Kraut gegessen hast.

Hier hastu ein stücke Fleisch,
nicht gekochtes sondern gebrate-
nes.

Ich weiß wenn du das Fleisch
auffessen wirst.

Daß dir der Hund nicht wird mit
dem Magen davon lauffen.

Wenn gleich ein Hund hier wäre.
Und wolte das Fleisch haben, so
möchte ich ihm es nicht geben.

So wirstu ein solcher Narr eine
solche Närrin nicht sein, als jener
Mann mit seinem Weibe.

Welche als sie einander trotzen
wolten.

Gaben sie den mitten von einan-
der geschnittenen Braten dem
Hunde.

Denn das Weib nahm die helffte
des Bratens.

Warff sie dem Hunde vor, und
sagte.

Da hastu Hund, friß den braten
auff in meiner Gesundheit.

To mąż usłyszawszy, postąpił tak jako jego żona. Dział drugą połowę, a porzuciwszy ją psu, rzekł, zjedźże też tedy i moją część, a niech mi Pan Bóg uchowa choroby.

P. Nie jestem ja taki głupi (taka głupia), wolę sam zjeść co dostanę.

Dobrać kość psu, kiedy mięso zjem.

Proszę, racz mi też waszeć, udzik gęsi abo skrzydło kaczki dać.

Abo co łaska waszecina.

O. Czekaj trochę, już ta gęś cuchnie.

A kaczka dzika też nie lepsza.

Oto czeladnik rozbiera indyka.

Pani ciotka już rozebrała zającą.

Skoro misa przede mną będzie stojąca masz zaraz co dostać.

P. A cielęcyż to ud, co w tamtej misie leży.

Czy skopowy abo sarni ud.

O. Abo chcesz cokolwiek, dam Ci, jeśli żądasz.

P. Dziękuję waszeci, poczekam aż mi waszeć dasz, coś mi waszeć obiecał dać.

Wždy na owem stole w półmisku wątrobianka.

Er nahm die ander Helffte, warf sie dem Hunde vor, sagte iss auch mein Theil, und GOTT behüte mich vor Kranckheit.

Ich bin ein solche Narr nicht, ich will lieder selber aufessen was ich bekomme.

Das Bein ist dem Hunde gut, wenn ich das Fleisch abesse.

Ich bitte, er, sie wolle mir ein Keulche[n] vo[n] [die] Gans, oder ein Enten Flügel geben.

Oder was sein Belieben ist.

Warte ein wenig die Gans reucht schon.

Und die wilde Ente ist auch nicht besser.

Da zerleget der Diener den türckische Hahn.

Die Frau Muhme hat schon den Haasen zerleget.

So bald die Schüssel vor mir stehen wird, soltu stracks was bekommen.

Ist das eine Kälberne Keul welche da in jener Schüssel lieget.

Oder ists ein Schöpfen oder Reh-Keul.

Oder wiltu was haben, ich wil dir geben wo du begehrest.

Ich bedancke mich, ich wil warten, biß er sie mir giebet, was er mir versprochen hat zu geben.

Es ist ja auf jenem Tische ein Leberkuchen in der Schüssel.

O. Wątrobiankać, ale tej nie pokrają.

Zostaje w całe dla czeladzi.

P. Takem Ci ja też pomyślał (pomyślała).

Piję do waszeczki mój dobrodzieju.

O. Bożeć przeżegnaj, a przez czyjeż zdrowie do mnie pił abo pijesz.

Pij przez dobre zdrowie Jego Mości Pana Wujka abo Pana Stryja.

P. Dobrze żeś mię waszecz napomnął.

Niechże będzie przez dobre zdrowie wszystkich przyjaciół zgromadzonych.

Z przydanem voto, aby Pan Bóg dobrego zdrowia i szczęśliwego powodzenia wszystkim Ich Mościom użyczyć raczył.

O. Spełnię rad, niech Pan Bóg wszystkich wespół, a każdego z osobna fortunemi uraduje sukcesami z łaski swej.

P. Niech Pan Bóg wysłucha nasze wieszowania (wota), waszeczki dobrodzieja mego kochanego. Wespół z Panią Matką w długie czasy i lata stałem nadarza zdrowiem.

O. Niech to Bóg z łaski swej uczyni, ty to czyn, a bądź pilnym.

Ucz się pilno w szkole.

Abyś się czego nauczył (nauczyła).

Tak mię ucieszysz, a sobie sławę i łaskę u ludzi zjednasz.

Es ist wol ein Liberkuchen, aber den zuschneiden sie nicht.

Er bleibet gantz vor das Gesinde.

So habe ich auch gedacht.

Ich bringe es ihm zu mein lieber Herr Vater.

GOTT gesegne es dir, in wessen Gesundheit hastu mir zugebracht, oder trinckestu.

Trincke in Gesundheit des Herren Ohms, oder des Herren Vätters.

Es ist gut, daß er mich erinnert hat.

So mag es in Gesundheit aller versammelten Freunden sein.

Mit dem zugesetzten Wunsch das Gott den Herren gut Geheit und glückliches Wolergehen verleihen wolle.

Ich wil gern bescheid thun, GOTT der Herr wolle ingesams und einen jeden absonderlich mit glücklichem Wolstande begaben.

GOTT wolle unsers wunsche gnädig erhören und ihn hertzliebster Herr Vater, nebst der Frau Mutter lange Zeit und Jahr mit beständiger Gesundheit begnaden.

GOTT thue das aus Gnaden.

Und du thue das, und sei fleissig.

Lerne fleissig in der Schul.

Das du was lernest.

So wirstu mich erfreuen, und wirst Lob und Gunst bei den Leu-

P. Jako mię waszeć napominasz,
tak się za pomocą Bożą sprawię.

Rozmowa XXII O zbieraniu ze stoła

T. A jedliścież.

W. Jedliśmy, chwala Bogu.

T. A wiecież też, że ze stoła macie
zdejmować (zdjąć, zebrać).

W. Wiemy mój dobrodzieju, moja
dobrodziejko i już by które z nas
zdjęło (zebrało) ze stołu.

Tylkośmy myśleli, żeście waszeć
jeszcze nie dosyć jedli.

T. To teraz będziecie wiedzieli,
żeśmy odprawili jedzenie.

Idźże tedy które z was sam.

A zbierz (zdejmi) ze stoła.

A któreż pójdzie.

W. Ja pójdę, a jeszczeć ten talerz
czysty.

A nie jadł Ci nikt na nim.

T. A któż miał na talerzu jeść.

Kiedy żaden na tem miejscu nie
siedział, kędy talerz leżał.

W. Prawda, Panica nie było doma.

Znać, że go gdzie zatrzymano.

ten erhalten.

Wie mich der Herr Vater ermah-
net, so wil ich mich durch Gottes
Hülffe halten.

Das XXII Gespr[äche] Von dem Abnehmen des Tisches

Habet ihr gegessen?

Wir haben gegessen Gott lob!

Wisset ihr auch daß ihr von dem
Tische wegnehmen (abraumen)
sollet.

Wir wissen mein Herrn, meine
Frau, es hätte auch schon eines
von uns von dem Tisch genom-
men.

Wir gedachten nun daß sie noch
nicht abgeseisnet hätten.

So werdet ihr itzo wissen, daß wir
gegessen haben.

So gehe nun von euch eines her.

Und nim von dem Tisch weg.

Welches wird gehen.

Ich werde gehen, ist doch der Tel-
ler noch rein.

Hat doch niemand darauff geges-
sen.

Wer hat auf dem Teller essen sol-
len.

Wenn keiner auff dem Orth geses-
sen hat, wo der Teller hat gelegen.

Es ist wahr der Junker ist nicht
daheim gewesen.

Es scheineth daß sie ihn wo behal-

Proszono go podobno gdzie do ogroda.

T. Nie tak Ci ludzie dobroczynni.

W. Co wiedzieć, jeśli go kto do jakiej karczmy z sobą nie zaciągnął (powabił).

T. Nie bredź, nie chodzić Panic nasz do karczmy, pięknie by mu to (to na niego) przystojało, tulać się po karczmach.

Zbieraj prętko, pospieszaj się.

W. Te pieczenia, a masz ją kucharka na drugą wyłożyć misę.

T. Niech w tej zostanie misie.

Bo nie będzie tak wielkiej miała próżnej misy.

Tę kurczęcinę i jagnięcinę nich na osobną wyłoży misę.

W. A ten gęsi udzik i gęzyczkę mamże to szwaczce dać czy sam wziąć a zjeść.

T. Choć ty gęsiego mięsa nie jesz.

Nie umrzesz ci.

Niech szafarka weźmie, abo szafarce daj.

Inszem razem się tobie dostanie, kiedy co zbędzie.

W. Toć waszeć obaczysz.

ten haben.

Sie haben ihn wo in den Garten gebethen.

Die Leute sind so Wolthätig nicht.

Wer weiß, ob ihn nich jemand etwa in einen Kretschem mit sich gezogen hat.

Plappere nicht, unser junge Herr gebet nicht in die Kretschem Häuser, es würde schön anstehen, sich in den Kretschem Häusern herumb zu sielen.

Nim geschwinde ab, fördere dich.

Diesen Braten soll ihn die Magd auf die andere Schüssel legen.

Lasse ihn in dieser Schüssel bleiben.

Denn sie wird keine solche grosse ledige Schüssel haben.

Das Hünnerfleisch, und Lambfleisch lasse in eine besondere Schüssel auslegen.

Und das Gänse Dichel und Steuß sol ich es der Nätherin geben, oder selbst nehmen und aufessen.

Ob du gleich nicht Ganßfleisch issest.

Du wirst wol nicht sterben.

Lasse es die Haußhalterin nehmen.

Oder gib es der Haushalterin.

Auff ein andermahl wirstu bekommen wenn etwas überbleiben wird.

Daß wird Er, Sie, vergessen.

Kiedy waszeć inszą dasz gęś piec.

A co wiedzieć kiedy zaś gęś jaką
będziemy mieli.

T. Nie zepsujęć się, czekaj tylko aż
się stanie.

A ża nie dosyć żeś teraz drobki
gęsie jadł (jadła).

W. Ale ja też rad (rada) pieczyste
jadam.

T. Wierzę i krowiarz przedmiejski,
jeżeli nie i świniarz wiejski, rad
smaczne kąski jada.

Naści sam, masz skrzydełko od
kurczęcia, byś nie umarł (umarła).

W. I ten też dzięki godzien, dzie-
kuje waszeci barzo (pilnie) pięk-
nie.

Smakuje dobrze, kiedy by więcej
było.

T. O ty bałamucie (głupiochu), a
oblizujesz Ci palce właśnie (pro-
sto), jakobyś nigdy kurczęcinej nie
jadł (nie jadła).

Weźmi maślnice, a zanieś ją do
sklepu, abo do piwnice.

W. Do sklepu maślnicę schować
nie mogę.

Bo klucza do sklepu nie masz.

Wiesz waszeć, że kupczyk ze

Wen[n] sie eine andere Gans wird
lassen braten.

Und wer weiß wen[n] wir wiede-
rum eine Gans werden haben.

Es wird dir wol nicht verderben,
warte nur biß es geschehe[n] wird.

Ist es nicht genug, das du jetzund
Gans eingeschnitt gegessen hast.

Allein ich esse auch gern Gebrate-
nes.

Ich gläube es, auch der Vorstädti-
sche Kuhhirt. Wo nicht auch der
Schweinhirt vom Dorff isset gern
gute Bissel.

Da hastu ein Flüglichen von ei-
nem Hünlein, damit du nicht
sterbest.

Auch das ist Danckens werth, ich
bedancke mich gegen ihm gar
schön.

Es schmecket gut, wen[n]s mehr
wore.

O du tummer Hase, beleckestu die
Finger, gleich als hättestu
niemahls Hünerfleisch gegessen.

Nim[m] die Buttermeste, und
trage sie in das Gewölbe, oder in
den Keller.

In das Gewölbe kan ich die But-
termeste nicht aufheben.

Den[n] es ist kein Schlüssel zu
dem Gewölbe ve[...⁴⁷] an de[m]

Er, Sie weiß daß der Kauffoiener
mit allen Schlüsseln davon

⁴⁷ Ein Buchstabe fehlt, unlesbar.

wszystkimi kluczami uciekł.

T. Tedy zanieś tem czasem
wszystko do spizarnie.

A patrz, byś koziego sera nie zjadł.

W. Jakobym tak rad (rada) sery
kozie jadł (jadła).

A woleć suchy chleb jeść.

Niż ser kozi abo owczy.

T. Prawdać, że nie jadasz serów.

Ale masło podobno jadasz.

A parmezańskie sery?

W. Nie wyrzekłem (am) się masła
ani parmezańskiego sera jeść.

Spojrzy tam waszeć co kucharka
czyni.

T. A cóż robi, nie dojrzę tak dale-
ko.

A podobno osełkę masła oskrobu-
je.

W. Już niemal oksrobała osełkę
masła, zrzuciła ją była z talerza.

T. Ta nieostrożna małpa.

A zasię nie mogła na baczeniu
mieć.

Żeby masło nie było z talerza spa-
dło.

W. Cechtała się z woźnicą, a chcia-
ła prętko talerz na ogniu postawić,
chybiła ogniska, a tak padło
wszystko na ziemię i w śmieci.

gelauffen ist.

So trage alles indessen in die
Speisekam[m]er.

Und siehe d[as] du den Ziegen-
Käse nicht auffesset.

Als wenn ich so gerne Ziegen Käse
esse.

Wil ich doch lieber treuge Brod
essen.

Als ein Ziegen oder Schaff Käse.

Es ist doch wahr du issest keine
Käse.

Aber Butter issestu trau ich.

Und Parmesan Käse.

Ich habe es nicht verredet Butter
noch Parmesan Käse zu essen.

Er, sie sehe dahin, was die Köchin
thut.

Was machet sie, ich sehe so weit
nicht.

Sie beschabet trau ich einen But-
ter Stritzel.

Sie hat den Butter-Stritzel schon
fast abgekratzt, sie hatte ihn von
dem Teller herunter geworffen.

Die unvorsichtige Zumpe.

Hat sie sich nicht vorsehen kön-
nen.

Daß die Butter nicht von dem
Teller gefallen wäre.

Sie hat sich mit dem Kürscher
gerabatzt. Sie wolte den Teller
geschwinde auff den Feuer-Herd
setzen, sie verfehlte den Feuer-
Herd und so ist alles auff die Erde,

T. Przypomni mi tylko po chwili.

Nie żądam się teraz gorszyć.

Ale potym mi na łacinę dobrą za to wziąć.

Ty teraz zdejmij obrus.

Wytrząśnij go chędo[go].

Złóż go pięknie, a włóż go do popchnice (szuflady).

W. A serwety też będzie trzeba złożyć, a położyć je do obrusa.

T. To wiesz, nie trzebać tego rozkazować.

Uczynisz to bez rozkazania.

Ale tego nie przepominaj, abyście się zaraz na modlitwy stawili.

W. Zawołam drugich, ba już teraz idą, nie trzeba ich wołać.

A mamyś Panu Bogu dziękować za użyte dary.

T. I owszem, dziękujmy Bogu łaskawemu aby nam dalej i więcej użyczył.

Rozmowa XXIII

O zapraszaniu na wieczerza.

S. Służba waszeci mój Dobrodziej.

P. A cóż tam dobrego słuchać?

und in das Auskehrig gefallen.

Erinnere mich nur um eine weile.

Ich begehre mich jetzund nicht zu ärgern.

Aber darnoch sol sie einen guten Verweis davor bekommen.

Du nim jetzund das Tischtuch weg.

Schüttele es rein aus. Lege es hübsch zusammen, und lege es in die Schublade.

Die Tellertüchlein wird man auch müssen zusammen legen und sie zu dem Tischtuch legen.

Das weistu, man darf dir das nicht befehlen.

Das wirstu ohne Geheiß thun.

Aber das laß nicht aus der acht, daß ihr stracks zum bethen kommet.

Ich wil die andern ruffen, doch sie kommen, man darff sie nicht ruffen.

Sollen wir Gott vor die genossene Gaben dancken.

Allerdings lasser uns den gnädigen Gott dancken, das er uns weiter und mehr verleihe.

Das XXIII Gespr[äche] Von dem Einlade[n] zur Abendmahlzeit

Meine Dienst de[m] Herrn.

Was höret man guts da?

S. Nie słuchać nic nowego.

Man höret nichts neues.

P. Tym lepiej kiedy nic nowego nie masz.

Desto besser ist es, wenn nichts neues ist.

A cóżeście mi przynieśli?

Was habet ihr mir gebracht?

Wiem, żeście daremno do mnie nie przyszli.

Ich weiß das ihr nicht vertzeblich seid zu mir kommen.

S. Dobrodziej mój zaleca się waszeci barzo pięknie.

Mein Herr befiehet sich meinem Herrn gar schön.

A życząc zdrowia dobrego waszeci.

Wünschet gute gesundheit.

Daje pilno prosić.

Und lasset fleissig bitte[n].

Abyś waszeć tak dobrotliwy chciał być, a dzisiaj z nim wieczerzać.

Daß er so güttig wolle sein.

Und heute mit ihm zu Abend speisen.

P. Barzo to dobrze, o co mię dobrodziej wasz prosić daje.

Das ist sehr gut, warumb mich euer Herr lasset bitten.

I barzo mi przyjemna, że mię Pan wasz do siebie na wieczerza zaprasza.

Und ist mir sehr angenehm, dast mich euer Herr auf das Abend-Essen zu sich erbittet.

Ale to nagorsza, że dzisiaj gościem jego bydź nie mogę.

Aber das ist ärgeste, daß ich heute sein Gast nich sein han.

Bo mi przychodzi furmana z suknamami do Krakowa odprawić.

Denn ich muß de[n] Fuhrman mit Tuche[n] nach Krakaw abfertigen.

A tak mi nie można z domu wynieść.

Und so ist mir nicht möglich aus dem Hause zu gehen.

Proszę dobrodzieja waszego wzajem pozdrowić, podziękować, a o przebaczenie prosić.

Ich bitte ewern Herren wiederumb zu grüssen, zu dancken, und umb Verzeihung bitten.

S. To dobrodziejowi memu nie będzie miło.

Das wird meinem Herren nicht angenehm sein.

Kiedy usłyszysz, że waszeć łaską jego pogardzasz.

Wenn er wird hören, daß der Herr seine Gnade, (Gunst) verachtet.

P. Boże mię uchwaj, abym miał pogardzać jego życzliwością i one lekce poważać.

Gott behüte mich, daß ich seine Gewogenheit solle verachten, und dieselbe gering schätzen.

Oto każdemu sprawy swoje napotrzebniejsze.

S. Jestci to tak, alebyś waszeć łatwie dobrodziejowi memu kwoli mógł uczynić,

i do niego na wieczerza przyść kiedyby waszeci łaska była.

Bo jeszcze ze cztery godziny do wieczora.

Możesz waszeć kupczykowi i chłopcu (kupczyczkowi) zlecić, czegoby waszeć tem czasem nie mógł sam sprawić.

P. Dobrze wam mówić, jam najlepiej świadom.

Jako czeladź odprawia.

Kiedy mnie nie masz przytomnego.

A wiem, że dobrodziej wasz więcej u siebie będzie miał gości.

S. Nie będzie tam nikogo więcej.

Oprócz Jego Mości Pana Mieleckiego.

Miał też Jego Mość Brędziowski być na wieczerzy.

Ale się też ten wymawiał podagrą.

P. To Pan Będziowski ma Podagrę.

Pierwszą to, że o tem słyżę.

S. To to waszeci nie było wiadomo.

A chorował Ci niemal ze cztery niedziele.

Einem jeden sind seine Verrichtungen die nothwendigsten.

Es ist wol so, aber d[er] Herr könnte das meinem Herren zu willen thun, zu ihm auf das Abendessen kommen, wen[n] es sein Belieben wäre.

Denn es sind noch etwa vier Stunden zum Abend.

Er kan es dem Kauffdiener und dem Jungen auftragen, was der Herr in der Zeit nich könnte selbst verrichten.

Ihr habet gut zu reden, ich bin dessen am vo[ll]sten kündig.

Wie es das Gesind verrichtet.

Wenn ich nicht zugegen bin.

Und ich weiß daß ewer Herr mehr Gäste bei sich wird haben.

Es wird niemand mehr da sein.

Ohne den Herrn Milicki.

Es hat auch der Herr Brędowski zur Abendmahlzeit sein sollen.

Aber er hat sich mit der Gicht entschuldiget.

So hat der Herr Brędziowski die Gicht.

Ich doch daa daß erste, daß ich davon höre.

So ist das dem Herren nicht bekant gewesen.

Ist er doch bei vier Wochen kranck gewesen.

P. Żartujecie.

S. Nie żartuję, ale to ista prawda.

Na lewą nogę nie może stąpić,
musi o lasce chodzić.

P. Żałuję tego bardzo, że takim
podagrykiem jest.

A jego Pan Brat nie proszony na tę
uczcie.

S. Proszonyć, ale ten prosił, abym
go wymówił u dobrodzieja.

Bo barzo zatrudniony.

Miał wiele listów od cudzych pa-
nów.

Na które musiał przy poczcie od-
pisać.

To wasz Pan nieszczęśliwy.

Że gości na zwierzynę nie może
dostać.

A wiem, że i dobre będzie wino.

S. Na winie Panu memu nie scho-
dzi.

Ma i litewski miód.

P. A któż Panu waszemu ten miód
przywiózł.

Pewnie Pan Brandowski.

Bom słyszał że z Litwy przyjechał.

S. Może być, że się tak rzecz ma.

Abo też, że kto inszy dobrodzieja
mego tem miodem uradował.

Ihr schertzet.

Ich schertze nicht, sondern es ist
die Warheit selbst.

Auff den lincken Fuß, kan er nit
treten. Er muß an dem Stocke
gehen.

Ich beklage das sehr, daß er ein
solcher Gichtbrüchtiger ist.

Und sein Herr Bruder ist er zu der
Gasterey nicht gebethen.

Er ist wol gebethet, aber [er] bath,
d[as] ich ihn bei den Herren ent-
schuldigen solte.

Denn er ist sehr unmüssig.

Er hatte viel Brieffe von den
fremden Herren.

Welche er bei der Post beantwor-
ten muste.

So ist euer Herr unglückseelig.

Daß er keine Gäste auf das
Wiltbret bekommen kan.

Und ich weiß, das er auch guten
Wein haben wird.

Meinem Herren gebrichts am
Weine nicht.

Er hat auch Litawschen Meth.

Wer hat eurem Herren den Meth
gebracht.

Gewiß der Herr Brandowski.

Denn ich habe gehöret daß er aus
litauen ist gekommen.

Es kan sein, daß es sich so verhält.

Oder auch, das jemand anders
meinem Patron den Meth
geschencket hat.

P. Wasz dobrodziej się wszędzie i ze wszystkimi zna.

A do tego domówny kiedy mu nie dają, tedy się domawia.

S. Dobrze temu, kiedy się nie wstydzi napominać ludzi.

Aby go czem obmyśliłi. Co im zbywa.

P. Mnie to nic nie pomoże (pomaga), choć prosię.

I napominam, tedy po staremu niczego nie dostaję.

S. Trzeba czasu upatrować, a uważać, jeśli ludzie dobroczynni abo zmindacy.

Aleć teraz daremno o tem mówić.

Deklaruj się waszeć, mój dobrodzieju, że waszeć przydziesz jakom waszeci prosił.

P. Widzicie sami, jaki nieporządek wszędzie.

S. Widzeć, ale to inni mogą sprzątnąć i uprzątnąć bez waszecznej obecności.

P. Nie obiecuję niczego ale obaczę jeśli możliwość jaka będzie tedy się stawię.

Tem czasem jakom już prosił załećcie waszemu dobrodziejowi moje powolności.

A wymówcie mię u dobrodzieja waszego, jak nalepiej wiecie.

Euer Patron ist allenthalben und mit allen bekand.

Und darzu ist er zuthätig, wenn sie ihm nicht geben, so thut er sich zu.

Vor den ists gut, wenn es sich nicht schämet die Leute zuerinern.

Daß sie ihn mit etwas bedencken, was sie übrig haben.

Das hilfft mich nichts, ob ich gleich bitte.

Und erinnere, so bekomme ich dennoch nichts.

Man muß auff die Zeit sehen. Und derwegen, ob die Leute guthätig oder karge Filtze sind.

Aber jetzund ist es vergeblich davon zu reden.

Es erkläre sich mein Herr Patron daß er kommen werde, wie ich ihn gebethen habe.

Ihr sehet selber was für ein Unrath allenthalben ist.

Ich sehe es wol, aber das können andere entscheiden, und an die seite legen ohne seine Gegenwart.

Ich verspreche nichts, allein ich werde sehen wo es einige müglichkeit sein wird so wil ich mich einstellen.

Indessen empfehlet eurem Herren, wie ich schon geneten habe, meine Bereitwilligkeit.

Und entschuldiget mich bei eurem Herren aufs beste, als ihr wisset.

Wzdyście sami widzieli, jakom
barzo zatrudniony.

Będzieli mi podobna.

Tedy jednak do dobrodzieja waszego przydę.

Jeśli nie na wieczerza, tedy po
wieczerzy.

S. Jać uczynię co na mię będzie
przynależało.

Jednak jako dobrodziej mój kon-
tent będzie.

Usłyszę, a jeśli jeszcze raz do wasz-
szeci dobrodzieja iść rozkażę.

Tedy waszeci dobrodziejowi me-
mu oznajmię.

Zalecam się.

Ihr habet ja selbst gegeshen, wie
unmüssig ich bin.

Wirde mir möglich sein.

So wil ich dennoch zu eurem
Gerren Patron kommen.

Wo nicht zum Abendessen, so
nach dem Abendessen.

Ich wil wol thun, was mir
zukom[m]en wird.

Wie aber mein Herr Patron damit
wird zufrieden sein.

Werd ich hören, und wo er mir
noch einmahl zu dem Herren zu-
gehen befehlen wird.

So wil ich es dem H[erre]n bei
bringen.

Ich empfehle mich.

Hans-Wolf Jäger

Polen in einem Bestseller des 18. Jahrhunderts

Freiherr Karl Ludwig von Pöllnitz (1692-1775) ist in Deutschland der beachtlichste Vertreter der «Chronique Scandaleuse». In der Germanistik allerdings wird über ihn so gut wie nie gesprochen, in keiner Literaturgeschichte ist von ihm die Rede, auch Kindlers Literaturlexikon bucht ihn nicht. Vielleicht rührt es daher, dass er das meiste, was er schrieb, in französischer Sprache verfasst hat. Doch hat er zahlreiche seiner Schriften selbst ins Deutsche übersetzt, war also mit demselben Werk öfter in zwei Sprachen und Kulturen präsent. Ein, cum grano salis, Weltmann – viele davon hatten wir in Deutschland nicht. Pöllnitz stammt aus einem thüringischen Adelsgeschlecht, der Vater ist brandenburgischer Oberst. Der junge Pöllnitz wird Spielgefährte und Mitschüler des preußischen Thronerben Friedrich Wilhelm, des späteren Soldatenkönigs und Vaters Friedrichs des Großen. Um 1710 beginnt er, alles andere denn ein Stubenhocker, sich die Welt anzusehen. Wir finden Pöllnitz in London, im Haag, in Warschau und Wien; auch nach Venedig und Rom reist er, hält sich in Spanien und in Sizilien auf. Am besten gefällt es ihm in Paris. Dort und in Versailles ist er 1714, trifft sich mit Liselotte von der Pfalz, Schwägerin Ludwigs XIV., die sich über seine pikanten Histörchen amüsiert; als er freilich Hals über Kopf – und mit zahlreichen Schulden – die Szene verlässt, sieht sie in ihm nur noch den Gauner und Geldschneider.

Zwischenzeitlich dient der Ausreißer als Kammerherr, nach Versailles zunächst in Braunschweig, dann in Potsdam. In Spanien bringt er es zum königlichen Oberst, in Weimar zum herzoglichen Fähnrich, in Rom zum päpstlichen Kämmerling – wenn alles stimmt, was er uns in seinen Memoiren auftischt; denn nicht immer sind diese zuverlässig, sondern oft mit Phantasien und Wunschbildern des galanten Herumtreibers aufgeputzt. Bestimmt aber trifft zu, was er uns auch nicht verschweigen mag: wechselndes Glück und Unglück am Spieltisch, Liebeshändel allerorten, Zechprellerei und immer erneut Geldsorgen und Geldborgen und nächtliche Flucht, um den drängenden Gläubigern zu entkommen. Gar nicht schlecht hat er sich selber in seinem Lebensüberblick porträtiert:

Cavalier von Geist und feiner Lebensart, aber Abenteurer ersten Ranges, ein richtiger Proteus: Höfling, Spieler, Schriftsteller, Colporteur, Protestant, Katholik, Kanonikus, was weiß ich weiter.¹

Der Jugendfreund Friedrich Wilhelm von Preußen möchte ihn 1718 zum Kammerjunker an seinem Hofe machen, da erfährt er von Pöllnitzens Übertritt zum Katholizismus, den dieser in der Hoffnung auf eine ihm winkende Domherrenstelle vorgenommen hat. Natürlich widerruft daraufhin der Monarch sein Angebot. In den 20er Jahren entdeckt der Abenteurer seine schriftstellerische Ader, und hier setzt nun seine literarische Massenproduktion ein. Sie macht ihn zu einer europäischen Berühmt- oder auch Berüchtigteit. Selbst Kronprinz Friedrich, später König Friedrich II. von Preußen, bemängelt zwar Pöllnitzens Charakter, liest ihn wegen seines Esprits und angenehmen Stils aber gern – so nach einer Notiz vom Oktober 1735.

Pöllnitz beginnt mit einem Schlüsselroman – besser noch: einem Schlüssellochroman – über das Schicksal der Herzogin von Ahlden, die, obwohl Herzogin von Hannover, auf Schloss Ahlden jahrzehntelang als Gefangene gehalten wird. Danach erscheinen 1734 die Schilderungen aus dem Leben Augusts des Starken. Das Buch kommt zuerst auf Französisch heraus, dann auf Deutsch, beide Male aber anonym. Das ist der Text von *La Saxe galante*. Nicht anonym, sondern mit vollem genauen Namen von Pöllnitz, erscheint dann eine Schmeichelschrift über den sächsischen Hof, eine Verherrlichung von Sachsens Glorie: *Etat abrégé de la cour de Saxe sous le règne d'Auguste III*. Im Jahr 1734 kann man auch seine schon erwähnten Memoiren lesen. Sie beschreiben nebenbei Städte, Kunstwerke, architektonische Sensationen, sie berichten von Höfen und Bischofssitzen, auch von einer gefährlichen Begegnung mit dem gefürchteten französischen Räuber Cartouche. Das Buch wurde fünfmal neu aufgelegt, sehr gern gelesen und von vielen wie ein Baedeker des 18. Jahrhunderts benutzt.

1735 wird Pöllnitz doch noch von König Friedrich Wilhelm nach Berlin geholt. Er erhält ein Gehalt von 250 Talern im Jahr – nicht eben viel, nach heutigem Geld bedeutete das ungefähr 1.500 Euro im Monat. Pöllnitz tritt in das «Tabakscollegium» des Monarchen ein, wo er, neben dem Hallenser Professor Gundling und dem Kammerherrn Graben zum Stein, als Spaßmacher fungiert. Inzwischen ist er wieder protestantisch geworden, was allerdings nicht sein letzter Konfessionswechsel bleibt, er versucht durch Konversion noch einige Male eine reiche Ehefrau zu ergattern. Trotz seiner Bindung an den protestantischen Monarchen von Preußen hält Pöllnitz weiterhin enge Kontakte in die katholischen Residenzen zu Wien und Dresden, dient beiden Höfen als Spion,

¹ Reinhold Koser: Pöllnitz, Karl Ludwig Freiherr v. In: Allgemeine Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 26 (1888), S. 397.

versorgt die südlichen Freunde mit preußischen Kabinettsgeheimnissen, natürlich gegen Geld, da er den kargen preußischen Sold aufbessern muss. Öffentlich verdient macht sich Pöllnitz dadurch, dass er 1739 in Berlin den Droschkenverkehr, das sogenannte Fiakerwesen, einführt.

Als Friedrich II. 1740 die Thronfolge antritt, erhebt er Pöllnitz zum Oberzeremonienmeister und erhöht sein Gehalt. Er spricht von seiner neuen Hofcharge meistens nur als dem «satyre boiteux», dem hinkenden Satyr, damit auf dessen Bizarrerie wie auf die erotische Potenz anspielend, welche dem Satyr wie dem Hinkemann nach altem Volksglauben eignet. Später nennt er ihn den «alten Baron», er wird für den König mehr und mehr zu einer spaßig-komischen Figur. Die schon erwähnten mehrmaligen aus Mitgiftspekulation erfolgenden Konversionen nimmt der tolerante Monarch mit Amusement zur Kenntnis. Als Pöllnitz 1744 um Abschied vom Hofe nachsucht, stellt ihm Friedrich ein ironisches Führungszeugnis aus, in dem es unter anderem heißt:

Nachdem er [...] der Welt müde ist [...] usw. usw. angesehen der wichtigsten Dienste, die er unserem Hofe durch seinen lustigen Scherz geleistet, und der Ergötzlichkeiten die er unserem [...] Vater neun ganze Jahre hindurch verschaffet [...], erklären wir hiermit, daß er weder ein Straßenräuber, noch Beutelschneider noch Giftmischer gewesen, noch junge Mädchen entführet und geschändet [...], daß er sich jederzeit als galanter Mann seinem Ursprunge gemäß betragen und niemals einen anderen als anständigen Gebrauch von denjenigen Talenten gemacht, welche der Himmel in ihm gelegt, um den Endzweck der Schaubühne zu erreichen, welcher darin besteht, das Lächerliche der Menschen zu ihrer Besserung auf eine angenehme und lustige Art vorzustellen. [...] Er verstand ferner die Anekdoten unserer Lusthäuser und Schlösser vollkommen [...].²

² Nach: Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck: Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrich's des Großen Regentenleben (1740-1786). Bd. 1. Erste Abtheilung, enthaltend die Jahre 1740-1749, Berlin 1840, S. 101. – Im Original (etwas länger): „Nous Frédéric par la grâce de Dieu roi de Prusse confessons que le baron de Pöllnitz [...] dégoûté du monde et entraîné par le mauvais exemple de trois chambellans désertés de notre cour peu de temps avant lui, nous a demandé un congé honnête pour étayer et soutenir la bonté de sa réputation, ce que nous n'avons pu lui refuser, avec le témoignage de sa bonne conduite, qu'il nous demande, en faveur des importants services qu'il a rendus à la maison en divertissant neuf ans de suite le Roi notre père, et en faisant l'honneur de notre cour pendant notre règne. Ainsi nous déclarons que ledit baron n'a jamais assassiné, volé sur les grands chemins, empoisonné, coupé des bourses de force, violé de jeunes filles, et noirci par des calomnies atroces qui que ce soit à notre cour; mais qu'il s'est toujours tenu à une conduite qui convient à un galant homme, ne faisant qu'un usage honnête de l'industrie et des talents avec lesquels le ciel l'a fait naître, imitant le but de la comédie, qui est de corriger le ridicule du public en le badinant, suivant les conseils de Boerhaave sur l'article de la sobriété, poussant la charité chrétienne assez loin pour faire pratiquer aux puissants cette leçon de l'Évangile, qu'il est plus heureux de donner que de recevoir, a possédant parfaitement les anecdotes de nos châteaux et surtout de nos meubles usés, se rendant nécessaire par son mérite auprès des personnes qui le connaissent, et, avec un

Bald kehrt Pöllnitz reumütig an den preußischen Hof zurück, wird wieder in Gnaden aufgenommen, darf weiterhin seine Witze reißen, seinen Klatsch verbreiten, sich mit Talern zu Zwischenträgerei und Ohrenbläserei, aber auch mit Dukaten zu Lobeshymnen bestechen lassen. Ein genialer Lump, meinten nicht wenige und sagten: „das médire [sei] seine Virtuosität“³. Bei seinem Tod schrieb Friedrich der Große an Voltaire:

Er ist gestorben, wie er gelebt hat, mit Gaunereien bis zum letzten Lebenstage. Betrauert wird er nur von seinen Gläubigern.⁴

Pöllnitzens *Galantes Sachsen* aus dem Jahr 1735 nannten wir ein Klatschbuch, es ist eine «Lästerchronik» oder, mit einem festen Terminus, eine «Chronique scandaleuse». Dieser Begriff ist zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich aufgekommen und bezog sich zuerst auf eine schon ältere Schrift über König Ludwig XI. von Frankreich und das Leben am Hof und in der höheren Gesellschaft um 1460 bis 1480. Pöllnitz seinerseits spricht über das Leben am Hof zu Dresden und in der höheren Gesellschaft Sachsens. Im Mittelpunkt steht Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen und seit 1697 König (hier August II.) von Polen. Er wird gewürdigt, von ihm wird erzählt, auch von seiner Jugend, von den Reisen und Abenteuern, die der Heranwachsende hinter sich gebracht hat.

Das
Galante
SACHSEN.
Aus dem Französischen übersetzt
Von einem
Deutschen
Nebst einer Vorrede
und
Zueignungs-Schrift
an die
GALANTE GELEHRTE
Welt.

Amsterdam
M DCC XXXV.

So fängt das Buch an:

esprit fort mauvais, ayant un cœur fort bon [...]“ – in: *Œuvres de Frédéric le Grand* – Werke Friedrichs des Großen. Digitale Ausgabe der Universitätsbibliothek Trier. Bd. 15, S. 208f.

³ Ebd., S. 399.

⁴ Heinrich Gerd: *Friedrich II. von Preussen: Leistung und Leben eines grossen Königs*. Berlin 2009, S. 98.

Niemahls hat Deutschland noch irgendwo so viel grosses und artiges an sich erblicken lassen als in Sachsen; vornehmlich aber zu der Zeit, als Churfürst Johann Georg der Vierte, und nach demselben Friederich August, König von Pohlen, in Sachsen regierten. Dieser letztere Printz war galant, wohl gebildet, und der Liebe ergeben; und ob gleich diese Neigung bey ihm einer so offtmahligen Veränderung unterworffen war, wuste er doch so zärtlich zu lieben, als wenn ihm das Vergnügen der Liebe die allerneuste Sache gewesen wäre. So viel schöne Personen, und artige Leute konnte kein Hof iemahls aufweisen (S. 1).

August, ein Herr von athletischer Konstitution, dessen sprichwörtlich gewordenen Kraftlenden mehr als 300 Kinder entsprossen sein sollen, was allerdings nicht belegt ist, setzte viel daran, sich immer wieder neue Freundinnen zu gewinnen, nicht nur in Dresden, auch in Wien, Warschau und anderswo. Er scheut keinen Aufwand, gibt Feste, Bälle, Opern, Jagden, um zu imponieren und Herzen zu erweichen. Pöllnitz tadelt solches nicht. Er pointiert möglicherweise, malt uns aber sicher kein unzutreffendes Bild der absolutistischen Höfe des späten Barock. Verehelicht ist August seit 1693 mit Christiane Eberhardine von Brandenburg-Bayreuth. Bald aber setzt „eine junge Schönheit, die aus dem tiefen Norden kam“ dem Mann, „dessen Hertz niemahls frey von Leidenschafften seyn sollte“, dieses Herz „wieder in Unruhe, und zwar so empfindlich, als es noch kaum iemahls gewesen war. Diese war *Aurora*, Gräfin von *Königsmarck*“ (S. 118). Die Dame kam aus Stade und war eng verwandt mit dem schwedischen Reichsmarschall Carl Gustav Wrangel. Für viele Jahre bleibt sie Augusts «Maîtresse en titre» und gebiert ihm 1696 einen Sohn, über dessen Namensgebung Pöllnitz mitteilt: „Er nennete ihn *Moritz*, zum Andencken des Liebes-Triumphes, welchen er über seine Mutter zu Moritzburg gehalten hatte“ (S. 155). Es ist der berühmte später in französischen Diensten stehende Feldherr und Graf Maurice de Saxe.

August selbst wird vom Wiener Hof das Kommando der kaiserlichen Armee in Ungarn übertragen. Die damit einhergehende Entfernung von Dresden lässt den Kurfürsten „die Ketten dieser Dame [der *Königsmarck*] zerbrechen“ (S. 157). Auf ihren Platz wartet in Wien bereits Gräfin von Esterle. Deren „Hertz und ihre Augen“, lesen wir bei Pöllnitz, „vereinigten sich zusammen, um sie ihm, als das vollkommenste Wesen, als ein Wunder der Natur vorzustellen“ (S. 157). Die Dame ist nicht allzu schwer zu erobern; ihre Einnahme erfolgt in einem Schlafzimmer, wo es „schiene als wenn die Mutter der Liebe allhier ihre Residentz aufgeschlagen hatte“ (S. 164).

August wird als ein aufgeklärter, von religiösem Aberglauben freier Souverän gezeichnet. Was aber nicht heißt, dass August keine religiösen Rücksichten kannte. Er kennt sie vornehmlich, wenn sie ihm nützen,

und das ist der Fall, als ihm 1697 die Krone Polen winkt, freilich um den Preis der Konversion zum katholischen Glauben. August empfängt die Krone in Krakau, geht dann nach Warschau, mit ihm die öffentliche Mätresse Esterle. Allerdings wird diese vom neugebackenen König bald „mit dem Fürsten *Wiesnowisky* in Liebes-Beschäftigungen“ (S. 184) erpapt und des Landes verwiesen. August pflegt darauf kurzzeitig, so Pöllnitz, „einige kleine Liebes-Historien [...], welche aber nicht anders als Irrwische anzusehen waren“ (S. 186). Aber es wird auch ernster:

Eine andere Schönheit, die von höherm Rang war, bemeisterte sich seines Hertzens. Dieses war die Fürstin *Lubomirsky*, eine Gemahlin des Cron-Groß-Caplans, und eine Verwandtin des Primas, des Cardinals *Radziowsky*. Viele Leute stunden in den Gedanken, als ob der König sich nur deswegen mit dieser Dame in Bekanntschaft eingelassen hätte, um sich ihres Ansehens bey ihren Vetter zu bedienen, der ihm bißher immer zuwider gewesen war. Allein gesetzt auch, daß anfangs Staats-Absichten der Grund der Vertraulichkeit mit der *Lubomirsky* gewesen; so bleibt doch auch so viel ausgemacht, daß nach der Hand die ausnehmenden Eigenschafften dieser Dame den König bewogen, sie von Grunde des Hertzens zu lieben (S. 189-190).

Zunächst sträubt sich die hohe Dame, doch August „griff das Hertz der Fürstin nach allen Regeln der Liebes-Kunst an“ (S. 190). Weiteres Zieren ihrerseits führt dazu, dass er „dadurch nur desto brünstiger“ (S. 190) wird, keine Anstrengung scheut und der theater- und vergnügungsfreudigen *Lubomirsky* allerhand bietet:

Daher wurde daran nichts gespahret. Die Frantzösische Comœdianten wurden nebst der Königlichen Capelle von Dresden verschrieben. Alle Tage stellte man Comœdien, Bälle, Ritter-Spiele, Jagden, Spatzierfahrten auf der Weichsel, Lotterien, und andere prächtige Aufzüge, an. Niemahls machte Warschau grösseres Aufsehen als damals (S. 190-191).

Für den sächsischen Fürsten hat die neue Bindung nicht nur sentimentale Aspekte, sondern auch einen politischen: die verwandtschaftliche Nähe zum Erzbischof *Radziowsky* von Gnesen, zugleich Kardinalprimas Polens, bedeutet nach Augusts Bekehrung zum Katholizismus eine weitere Festigung seiner herrscherlichen Stellung. In Religionsdingen bleibt August auch nach seiner Konversion großzügig, verlangt zum Beispiel nicht, dass – was nach der gültigen Regel „*cuius regio eius religio*“ angängig wäre – seine sächsischen Untertanen sich vom protestantischen Glauben lossagten.

Es soll die Liste von Augusts Taten, vor allem die erheblich fortsetzbare Reihe seiner kleineren Amouren und der mehr oder weniger sanktionierten gewichtigeren Liebesverhältnisse hier nicht weitergeführt sein. Pöllnitz, dem unsere Aufmerksamkeit gilt, ist da in Abfolge und

Datierung auch nicht immer zuverlässig. Als *Maîtresse en titre* aber ist doch noch zu nennen die 1704 als berühmteste in diese Position einrückende und die Lubomirsky ablösende Holsteinerin Anna Constantia von Brockdorff (1680-1765) zu nennen, zwischenzeitlich durch Heirat mit einem hohen sächsischen Beamten den Namen „von Hoym“ tragend und 1706 zur „Reichsgräfin Cosel“ erhöht; ihrer Person und Karriere hat sich der historische Roman ebenso angenommen wie der Film in Deutschland und Polen. An Frau Hoym, erzählt Pöllnitz keck wie aus der Sicht eines allernächsten Vertrauten des Herrschers, nahm dieser „den muntern Geist wahr, den er bey seinen Maitressen zu finden verlangte“ (S. 224). Auch ihre äußere Erscheinung lassen wir uns noch schildern:

Sie hatte ein länglichtes Gesicht; eine wohlgestaltete Nase; einen kleinen Mund; überaus schöne Zähne, schwartze, grosse, lebhaftte und muntere Augen. Ihre gantze Bildung war zärtlich, ihr lächlen anmuthig und geschickt, die Neigung bis in dem innersten des Hertzens zu erregen. Sie hatte schwartze Haare, eine wunderschöne Brust; Ihr Hals, ihre Hände und ihre Arme waren wohl gebildet, Ihre Farbe war ungemein natürlich, meistentheils aber weiß und roth. Ihre Leibes-Bildung konnte vor ein Meister-Stück gelten; Ihr Ansehen war prächtig, und sie tanzte mit der äussersten Vollkommenheit (S. 220).

Diese Dame handelte mit großer Raffinesse die Bedingungen aus, sowohl standes- und erbmäßige wie finanzielle, unter denen sie *Maitresse* sein wollte. So wurde sie Eigentümerin von Schloss Pillnitz und erhielt, umgestaltet vom Hofbaumeister Matthäus Daniel Pöppelmann, als Wohnsitz den Mittelbau des Taschenbergpalais, das „Türkische Haus“. Zwei Töchter und einen Sohn schenkte sie dem Kurfürsten. Cosels Eifersucht auf kleinere Liebschaften des Monarchen – „nur was verworffenes“ sagte sie dazu – war beträchtlich. Sie besaß überdies politischen Ehrgeiz, wirkte persönlich zur Entlassung hoher Beamter und mischte sich in neue Ämterbesetzungen ein, was bei Ministern und bei der Geistlichkeit zu erheblichem Unwillen führte. Auch in Augusts Polenpolitik griff sie ein, fühlte sich dem kaiserlichen Haus Habsburg verbunden und ließ diesem geheime sächsische Kabinettsbeschlüsse zukommen. Als Protestantin war die *Maîtresse en titre* mit Augusts Ehrgeiz, die polnische Königswürde unter Bedingung des Bekenntnisses zum katholischen Glauben zu sichern, wenig einverstanden. Schließlich, aus vornehmlich diplomatischen Gründen gegen eine katholische polnische *Mätresse*, nämlich die Gräfin Maria Magdalena Dönhoff, getauscht, wurde die Cosel im Jahr 1716 auf die Burg Stolpen in der Sächsischen Schweiz verbannt, wo sie bis zu ihrem Tod blieb.

Pöllnitz resümiert über sie: „Sie regierte mit [...] unumschränkter Macht“ (S. 232), und er sagt auch:

Ungeachtet der Nachstellungen, die wider sie angesponnen wurden, ungeachtet des Hasses der Minister, erhielt sie sich gantzer neun Jahre lang in Gnaden; und man kann sagen, daß sie diese Zeit über, Polen so wol als Sachsen ihr unterthan sahe (S. 222).

Von Politik ist dem Skopus des Buches gemäß weniger die Rede, meistens spielt diese sich bei Besuchen von Königen ab – der von Dänemark kommt nach Dresden, mit ihm zusammen reist der von Sachsen zum preußischen nach Potsdam. Ziemlich kurz sind zwischen die amourösen Abenteuer die Kriegserfolge des Schweden Karl XII. in Polen geschoben, welche August aus Warschau vertreiben. Er selbst wird dann als Held in der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen in Flandern gefeiert, wo man „seine grosse Kriegs-Erfahrung und Tapfferkeit“ (S. 264) bewundert. Natürlich spinnt er auch dort, unter dem Pseudonym eines Grafen von Torgau, wieder einen neuen seiner „Liebes-Streiche“ (passim) an, und zwar mit einer Brüsseler Tänzerin, die er sich anschließend nach Dresden verschreibt. Und so läuft es weiter und weiter in dieser romanhaften historischen Erzählung, oft mit geschicktem Arrangement, mit Schlag auf Schlag erfolgenden Wechseln zwischen Liebesaffäre und Kabinetts-Intrige, so werden uns üppige Feste geschildert, verschwenderische Geldgeschenke und Kleiderluxus; so sind mit Schönheit stereotyp gesegnet die Frauen wie ihr hoher Galan mit Manneskraft und immer siegendem Charme; so geht es von einer Straßenrauferei unter Vermummung zurück zum Liebesgeflüster im Boudoir. Je geheimer eine Absprache, je privater ein Gespräch, je intimer ein sentimentales Geständnis – oft mit der gegenseitigen Versicherung der Unterredner, nie dürfe ein Mensch davon das Geringste erfahren...: umso ausführlicher und wörtlicher weiß Pöllnitz in seiner „Chronik“ darüber zu berichten. Der Chronist als Kammerdiener, der Kammerdiener als Chronist. Er passt in den spätbarocken Absolutismus. Schön allerdings, dass er nicht an Gespenster glaubt und uns nichts Übersinnliches weismachen will. Er philosophiert nicht, moralisiert nicht, frömmelt nicht, und wohl darum langweilt er kaum mit seinem flachen einlinigen Erzählen. Beendet sei unser Kurs lapidar mit Pöllnitzens letztem Satz:

Mit einem Wort, Friedrich Augusts Hof war biß an das Lebens-Ende dieses grossen Königes, der ansehnlichste Hof in gantz Europa (S. 320).

Freiherr Karl Ludwig von Pöllnitz: *Das Galante SACHSEN. Aus dem Französischen übersetzt Von einem Deutschen Nebst einer Vorrede und Zueignungs-Schrift an die GALANTE GELEHRTE Welt.* Amsterdam 1735.

[S. 1] Niemahls hat Deutschland noch irgendwo so viel grosses und artiges an sich erblicken lassen als in Sachsen; vornehmlich aber zu der Zeit, als Churfürst Johann Georg der Vierte, und nach demselben Friederich August, König von Pohlen, in Sachsen regierten. Dieser letztere Printz war galant, wohl gebildet, und der Liebe ergeben; und ob gleich diese Neigung bey ihm einer so offtmahligen Veränderung unterworffen war, wuste er doch so zärtlich zu lieben, als wenn ihm das Vergnügen der Liebe die allerneuste Sache gewesen wäre.

So viel schöne Personen, und artige Leute konte kein Hof iemahls aufweisen. Es schiene die Natur habe zu ihren eigenen Vergnügen alles, was sie artiges und schönes an ausnehmenden Personen hervorbringt, an diesem Hofe verschwenden wollen; Die Printzen dieses Hauses übertrafen alle andere Fürsten an Hohen Eigenschafften, und die schönsten [S. 2] Princessinnen der Welt waren an diesem Hofe anzutreffen. [...]

[S. 180] Der König von Polen, *Johann Sobiesky*, war gestorben, und der Churfürst gedachte seine Stelle zu ersetzen. Er hatte grosse Neben-Competenten, er war ihnen aber allen miteinander gleich an Verdiensten, ja, er übertraff sie an Reichthum und Macht. Er hat in Polen verschiedene auf seiner Seite, unter andern den Castelan von Culm, *Brebendofsky*, welcher eine Tochter des Grafen von *Flemming* geheyrathet hatte, der damahlen Feld-Marschall [S. 181] in den Diensten des Churfürsten von Brandenburg, vorher aber bey dem Churfürstin von Sachsen gewesen war. Er schickte an diesen Palatin, den Herrn von *Flemming*, einen leiblichen Vetter der Gemahlin des *Brebendofsky* ab. Unterdessen, da *Flemming* Anstalt zu seiner vorhabenden Gesandschafft machte, veränderte der Churfürst ingeheim die Lutherische Religion, in Gegenwart des Printzen von *Sachsen-Zeitz* Bischoff von *Javarin*.

Jederman weiss was damahlen in Polen, bey der Wahl des Königs vorgegangen ist; Wie der Primas des Reichs, der Cardinal *Radziowsky*, den Printzen von *Conti* erwehlet, und wie hingegen der Bischoff von Cujavien, Churfürsten von Sachsen, *Friedrich August*, öffentlich ausruffen lassen, welcher endlich noch vor jenem die Crone davon getragen.

So bald der Churfürst den offenen Brief von seiner Erwehlung erhalten hatte, begab er sich nach Cracau, woselbst er mit einer recht Königl. Pracht gecrönet wurde. Die Gräfin *Esterle* begleitete ihn auf seiner Rei-

se. Die Einweyhung ihres Geliebten war vor sie eine Art eines Triumphs. Sie sahe der Ceremonie auf einer ihr angewiesenen Pörkirche mit an, und erschiene daselbst in vollem Glantze von Edelgesteinen. Man nahm wahr, dass der König, als er zur Opferung ging, seine Augen nach seiner Maitresse warff, als hätte er sagen wollen, [S. 182] er opfferte ihr seinen Weyrauch und sein Herz auf. Der grosse Hauffen von der Polnischen Nation, der im höchsten Grad abergläubisch ist, wurde dadurch wenig erbauet, und nahm daher Anlas zu zweiffeln, ob der neue König auch ein guter Catholischer Christ wäre. Nach vollzogener Crönung begab sich der neue König, mit seiner Maitresse nach Cracau, daselbst von den Magnaten die Huldigung einzunehmen. Der Adel, welcher sich alle ersinnliche Mühe gab, ihm gefällig zu werden, ehrete ihn auch so gar in seiner Maitresse. Madame von *Esterle* wurde durch diese Ehren-Bezeugungen so stolz dass sie keinen Menschen mehr kennen oder ansehen wollte, ausser diejenige, welche an ihrer Gunst Theil nahmen. [...]

[S. 189] Der König, welcher niemals allzulange dem ledigen Frauenzimmer anhangen konte, und hingegen mehr Geschmack an verheyraethete und solchen fand, bey denen er einen muntern und freyen Geist antraff, kriegte der *Fatime* bald satt. Sie war vor ihn viel zu bescheiden und eingezogen. Weil er sie aber dennoch werth hielte, war er bedacht ihr Glück zu machen. Er verheyraethete sie an einen, Nahmens, *Spiegel*, der Obrist-Lieutenant unter seinen Troupen war. *Fatime* wurde mit diesem Officier getrauet, und lebte so wohl und vergnügt mit ihm, dass selbst die übelgesinntesten gezwungen wurden sie hoch zu schätzen.

Obwohl der König also sich von der *Fatime* lossgemachet, hatte er doch der Liebe nicht gantz und gar gute Nacht gegeben. Eine andere Schönheit, die von höherm Rang war, [S. 190] bemeisterte sich seines Hertzens. Dieses war die Fürstin *Lubomirsky*, eine Gemahlin des Cron-Gross-Caplans, und eine Verwandtin des Primas, des Cardinals *Radziowsky*. Viele Leute stunden in den Gedancken, als ob der König sich nur deswegen mit dieser Dame in Bekanntschaft eingelassen hätte, um sich ihres Ansehens bey ihren Vetter zu bedienen, der ihm bisher immer zuwider gewesen war. Allein gesetzt auch, dass anfangs Staats-Absichten der Grund der Vertraulichkeit mit der *Lubomirsky* gewesen; so bleibt doch auch so viel ausgemacht, dass nach der Hand die ausnehmenden Eigenschafften dieser Dame den König bewogen, sie von Grunde des Hertzens zu lieben.

Er griff das Hertz der Fürstin nach allen Regeln der Liebes-Kunst an. Sie wehrte sich als eine Heldin, und stellte sich an, als wenn sie weder seiner Seuffzer noch seiner zärtlichen Anblicke achtete. Wenn der König mit ihr redete, antwortete sie allezeit mit Respect, jedoch auch also, wie es einer Fürstin in einen Freyen Reiche anstehet. Der König wurde da-

durch nur desto brünstiger. Die Fürstin war eine Liebhaberin von Lustbarkeiten, und dem Aufwand. Daher wurde daran nichts gespahret. Die Frantzösische Comoedianten wurden nebst [S. 191] der Königlichen Capelle von Dresden verschrieben. Alle Tage stellte man Comedien, Bälle, Ritter-Spiele, Jagden, Spatzierfahrten auf der Weichsel, Lotterien, und andere prächtige Aufzüge, an. Niemahls machte Warschau grösseres Aufsehen als damals.

Als eines Tages bey einem Ringel-Rennen der König, welchem es an Geschicklichkeit niemand bevor that, die ersten Preise erhalten hatte, gab er Befehl einige Pferde herbey zu führen, die er erst kürztlich aus der Türckey hatte kommen lassen. Ob sie schon noch nicht abgerichtet waren, wolte er doch dass sie geritten würden, und liess daher etliche den vornehmsten Herrn des Hofes zuführen. Der König, und der von *Vitzthum* hatten sich auf die allerunbändigsten gesetzt. Diese beyden Pferde wolten auf einander springen. Der König lenckte sich schnell und mit Gewalt zurücke, und trieb seinen Hengst an einen Pfeiler der Renn-Bahn mit solcher Gewalt an, dass die Erschütterung ihn wanckend machte. Man lieff ihm eilends zu Hülffe, weil man vermeynte er hätte Schaden genommen. Und die *Lubomirsky* hielt ihn vor mehr beschädiget als alle die übrigen. Der Antheil, den sie daran nahm, brachte ihr [S. 192] eine Furcht und Verwirrung bey, die sie nicht sorgfältig genug zu verheelen wusste. Sie nahete sich dem Könige, und als sie einige Bluts-Tropffen an ihm gewahr wurde, empfand sie darüber einen so hefftigen Schmetzen, dass sie ohnmächtig ward, und in die Armen ihrer Muhme, der Gräfin *Tobiansky* dahin fiel. Als der König wider zu sich selbst kam, und den Kopff in die Höhe richtete, war die *Lubomirsky* der erste Gegenstand, der ihn die Sinne regte. Der Zustand, darin er sie sahe, erweckte seine Geister wieder, er hub sich auf, und lieff ihr zu helffen. Er kam eben zu ihr hin, als sie die Augen öffnete, und mit einer schwachen Stimme zu ihrer Muhme sagte: Ist denn der König todt? In diesem Augenblick wurd sie den König gewahr, der sie auf so eine Art anblickte, dass sie wohl urtheilen konte wie sehr er ihrentwegen gerühret worden. Sie gerieth darüber in so grosse Freude, dass sie nicht allein ihres Unglücks vergass, sondern auch sich nicht einmahl erinnerte, dass ihr Mann zugegen wäre. *Ach, Ihro Majestät! Sie leben ja noch, und ich sehe sie wieder. Der Himmel hat sie auf meine Thränen uns wieder gegeben. --- So ists, Madame,* (antwortete der König) *aber ich bitte euch zu glauben, daß ich über die Kennzeichen eures Mitleydens vergnügter bin, als über mein Leben.* Die Gegenwart des Gross-Caplans verhinderte sie mehr davon zu sagen.

[S. 193] Die Madame *Lubomirsky* verliess darauf die Renn-Bahn, und verfügte sich zu der Fürstin *Costantin Sobiesky*, welche diesen Abend dem König einen Ball gab. Sein Gemüth war von dem vorgegangenen sehr eingenommen. Er kam dahin auf das prächtigste ange-

kleidet, und that als wenn er den Fall, der ihm begegnet war, wenig fühlte, ja er schien gar aufgeräumter zu seyn, als er sonst pflegte; und die Freude über das, was er gesehen hatte, gab ihm eine Mine, die seine Anmuth vermehrte. Jedermann verwunderte sich über ihn, als er in das Zimmer eintrat, und niemand war, der ihm nicht wegen seiner überstandenen Begebenheit Glück gewünscht hätte, allein die *Lubomirsky* ausgenommen. Nachdem der König die Damen gegrüßet, und sich nur einige Augenblicke bey der Fürstin *Sobiesky* aufgehalten hatte, sagte er zu der *Lubomirsky* gantz heimlich: *Ich halte den heutigen Tag vor den vergnügtesten in meinem gantzen Leben. --- Es scheint mir in der That* (versetzte die Fürstin, welche ihm nicht Zeit lassen wolte sich weiter zu erklären) *daß Ihro Majestät ihn kan unter ihre glücklichste Tage zehlen, weil sie daran einer grossen Gefahr entgangen sind. --- Mit dieser Gefahr hat es wenig zu bedeuten*, antwortete der König, *wenn ich sie mit dem Glück vergleiche, daß er mit verschaffet hat. Ich dencke nicht mehr an die Gefahr darinne ich gewesen bin, als um* [S. 194] *mich des Zustandes zu erinnern, in welchen ich euch gesehen habe. Wie ist es aber, Madame? soll das, was mich damals so vewrgnügt gemacht hat, nicht länger dauren, und lasset ihr es euch Leid seyn, daß ihr mir Kennzeichen von eurer Gütigkeit gegeben habt? --- Um des Himmelswillen, Ihro Majestät* (erwiderte die *Lubomirsky*) *begnüget euch damit was ihr gesehen habt, und fordert mir nicht die Bekänntniß einer Sache ab, die ihr selbst mehr als zu wohl wisset, und die ich vor euch umsonst verbergen würde. Bedenckt daß mein Gemahl zugegen ist, und daß ich vor ihm euch meine Meynung nicht entdecken darf.* Es kam den König schwer an, seine äusserste Freude, zu verhelen; inzwischen, damit er seine Geliebte in keine Gefahr bringen möchte, wolte er, so ein grosser König er auch war, ihr diesmal gerne gehorchen, und sich auf die Seite begeben. [...]

[S. 263] Während der Zeit, da diese kleine Verdrüsslichkeiten zwischen dem König und seiner Maitresse obschwebeten, rückte *Carl XII.* der zu Warschau den Woywoden von Posen *Stanislaus Lezinsky* hatte krönen lassen, mit diesem neuen König, als einem ansehnlichen Zeichen seiner Siege, nach Sachsen. Der König hatte keine Armee sie abzuhalten, und muste daher alle Friedens-Bedingungen unterzeichnen, die ihm sein unversöhnlicher Feind vorschriebe. Nichts desto weniger, brach der König von Schweden dennoch in Sachsen ein, wo er sich unbeschreibliche Brand-Schatzungen bezahlen liesse. Alle Welt weiss, dass dieser Herr in keiner anderen Absicht wieder aus Sachsen gezogen, als nach Moscau zu gehen, und den Czaar von seinem Thron abzusetzen. Man weiss auch wie übel ihm sein Unternehmen gelungen, und wie er selbst das denckwürdigste Beyspiel von dem Wanckelmuth des Glückes und der Unbeständigkeit menschlicher Hoheit hat werden müssen.

[S. 264] *Friederich August* aber hat doch allezeit auch mitten in seinen Widerwärtigkeiten sein grosses Gemüthe sehen lassen. Man hat ihn niemals über sein Unglück, oder über die Undanckbarkeit der Polen klagen gehört. Die Madame von *Cosel*, die sich allemal befürchtete, dass der König keinen heimlichen Verdruss fassen möchte, wendete alles an, was ihn davon abziehen konte, und stellte alle Tage neue Freuden-Feste an. Der König war zwar ein Liebhaber der Lustbarkeiten, aber auch kein Slave derselben. Der Krieg hatte noch immer was reizendes vor ihn: und weil ihm seine Umstände nicht erlaubten, demselben in Polen, wider den unrechtmässigen Räuber seiner Crone, nachzugehen, folgte er demselben in Flandern bey der Armee der Aliirten. Dasselbst hielt er sich in unbekannter Person auf, und fand seine Gelegenheit bey dem Prinzen *Eugenius von Savoyen*. Alle Völcker, so diese Armee zusammen ausmachten, bewunderten seine grosse Kriegs-Erfahrung und Tapfferkeit. Er wagte sich vielmals so verwegen in die gröste Gefahr, dass der *Prinz Eugen* und der *Maylord-Hertzog von Marlborough* sich die Freyheit nehmen, und ihm deshalb Vorstellung thun musten. Er antwortete ihnen aber mit lachen, und sagte: man müste im Krieg ein Calviniste seyn, und eine Praedestination glauben.

Nachdem nun dieser Monarch sich eine vollkommene [S. 265] Erkäntnüss von der Art und Kunst eine Vestung anzugreifen erworben hatte, und endlich zum voraus sahe, dass die Belagerung der Vestung *Ryssel* sehr lange dauern würde, woferne die *Frantzosen* nicht selbst den Feind mit neuen Unternehmungen zur Aushebung derselben zwingen würden, entschloss er sich wieder nach *Sachsen* zurück zu kehren. Er gieng durch *Brüssel*, und um alles beschwerlichen Gepränges überhoben zu seyn, unter dem Nahmen des Grafen von *Torgau*, gleich beym *Thorschluss* in diese Stadt. Noch denselben Abend sahe er eine Oper. [...]

[S. 280] Der König von Polen war an den *Preussischen Hof* aus keiner anderen Absicht gekommen, als bey dem König *Friedrich dem Ersten* um Hülffe anzusuchen, sich wieder auf den *Polnischen Thron* zu schwingen. Alle Gelegenheit hierzu schiene günstig zu seyn. *Carl XII.* hatte sich in *Moscau* vertiefft, und ohne ein augenscheinliches Wunder, konte es fast nicht fehlen, dass er von dem *Czaar* überwunden werden muste. Der König von *Dennemarck* hatte ihm versprochen in *Schweden* einzufallen; und wenn sich nun der König von *Preussen* vor ihn erklärte, war ihm die Wiedereroberung seines Königreiches so viel als gewiss. Die *Preussischen Minister* fand er [S. 281] gar wenig geneigt für ihn zu sprechen. Es war ihm nicht unbekannt, dass, wenn er den Grafen von *Wartenberg*, der den König von *Preussen* gantz regierte, einmal gewonnen hätte, er auch alles gewonnen haben würde. Weil er nun wuste wie viel über diesen Grafen seine Gemahlin zu sprechen hatte, hielt er es vor nöthig, sie auf seine Seite zu bringen. Er muste ihr also seinen

Besuch abstaten, ohnerachtet er sich kaum darzu entschliessen konte. Er liess sich also bey der Gräfin durch den Graf *Vitzthum* auff den Nachmittag melden, und sich dabey ausbitten, dass er gantz allein bey ihr seyn könte, weil er was wichtiges mit ihr zu sprechen hätte. Die Gräfin liess auf ihrer Seite nichts daran ermangeln. Er traff sie auf einem Ruhe-Bettgen an, als wenn sie ein wenig unpass wäre. Mehr Licht war nicht in dem Zimmer, als durch die von rothem Tafft gemachte Fühänge, die vor die Fenster gezogen waren, quer hindurch fallen konte. Sie hatte ein Unter-Kleid von grünem Tafft mit Silber an, und unter dem Vorwand, dass es ihr zu warm wäre, entblössete sie die Arme und die Brust, woran in der That viel Schönheit war. Sie entschuldigte sich gleich Anfangs gegen den König, dass sie ihn liegend empfangen müste, und sagte, wenn es nicht um der Ehre willen geschehen wäre, seine Befehle anzunehmen, würde sie sich vor Kopff-Schmerzen [S. 282] gar nicht aus dem Bette gemacht haben. Der König antwortete ihr, es wäre ihm sehr leyd, dass er ihr diese Unbequemlichkeit verursacht hätte, er würde dieser besondern Gefälligkeit sich nicht missbrauchen, sondern wolte ihr nur mit wenigen Worten fürtragen, was ihn zu ihr zu kommen bewogen hätte. Er redete mit ihr von seinem Vorhaben, und bat, sie möchte ihren Gemahl zu überreden suchen, dass er den König von Preussen auf seine Seite lenckete. Die Gräfin sagte zu allen ja, und kleidete ihre Antwort noch in so zärtliche Betheurungen ein, dass so wenig der König sonst selbst davon ein Feind war, er sich doch darüber ärgern musste. Weil ihn aber nun seine Umstände und derren schlechte Beschaffenheit verband, Staat auf diese Dame zu machen; antwortete er ihr so höflich wie er sonst gewohnt war, liess sich aber dabey die geringste Lust nicht mercken, sich mit ihr in Galanterien einzulassen. Der König, dem es höchst verdrüsslich fiel mit der Gräfin umzugehen, wuste nicht wie er sich aus diesem Zufall herauswickeln solte. Zu seinem guten Glücke musste der Englische Gesandte, Mylord *Rabbi* ankommen, und ihn aus der Verwirrung herausreissen. Die Madame von *Wartenberg* hatte ihren Leuten zwar befohlen, niemand vor sie kommen zu lassen, so lange der König von Polen bey ihr wäre: Allein ihre Hauss-Bedienten glaubten, dass eine so angesehene Person, als der Abgesandte, dem der [S. 283] Zutritt bey ihr noch niemals versagt worden war, auch allezeit von diesem Befehl ausgenommen sey. Sie liessen ihn also ohne Widerrede herein, und sagten ihm nicht einmal, dass der König bey der Gräfin drinnen wäre. Als der Abgesandte den König in den Armen der Gräfin erblickte, wolte er sich aus Ehrfurcht zurück begeben. Allein der König rieß ihm zu: *Herein, herein Mylord, ihr seyd hier nicht überflüssig?* So ungelegen kam wol noch nie kein Besuch der Gräfin, als diesen Augenblick die Gegenwart des Abgesandten der Gräfin war. Es war lustig genug die Bestürtzung dieser beyden Personen mit anzusehen. Der König machte sich den Spass, eine gute Weile sich daran zu

ergötzen: Hernach liess er sie alleine, und vermied nachmals sorgfältig alle Gelegenheit alleine bey der Madame von *Wartenberg* zu seyn, die sich hierüber so erbitterte, dass sie aus Rache ihrem Gemahl eiffrig anlag, er möchte verhindern, dass der König von Preussen sich in kein Bündniss mit dem König von Polen einliess.

Michael Nagel

Ueber die neueste Geschichte von Polen

Das *Leipziger Wochenblatt für Kinder* gilt als die erste Kinder- und Jugendzeitschrift in deutscher Sprache. Es erschien von Oktober 1772 bis Dezember 1774 zweimal wöchentlich und wurde herausgegeben von dem vielseitig interessierten Pädagogen, Theologen, Sprachwissenschaftler und späteren Bibliothekar Johann Christoph Adelung (Spantekow 1732 – Dresden 1806). Die Zeitschrift wurde zum größeren Teil vom Herausgeber selber und vermutlich einem weiteren Mitarbeiter – Christian Felix Weiße? – verfasst. Die Beiträge thematisieren häufig das sittlich-ethische Verhalten – von Kindern wie Erwachsenen – in der Gesellschaft, oder sie behandeln für Kinder Wissenswertes und Verständliches aus der Naturkunde, Geographie, Geschichte etc. Außerdem finden sich Fabeln (etwa von Gellert), gelegentlich Märchen, in nahezu jedem Stück Rätsel, selten auch kurze Dramen (Komödien). Eine große Rolle spielen, vor allem ab 1773, fiktive Briefwechsel mit Kindern. Wichtiger als Unterhaltung ist die Vermittlung von Wissen, gesellschaftlicher Moral und Herzensbildung.¹

Das Blatt wandte sich an jüngere und ältere Kinder des Bürgertums und des Adels. Sie sollten es vorzugsweise in Gesellschaft von Erwachsenen, also Eltern oder Hauslehrern, lesen, mit denen die Inhalte dann besprochen und vertieft werden konnten. Dementsprechend wählte der Herausgeber nicht selten die dialogische Form, etwa in lehrreichen Gesprächen zwischen dem Jungen „Carlchen“, dem Mädchen „Carolinchen“ und deren „Lehrer“.

¹ Zu dieser Zeitschrift siehe Annette Uphaus-Wehmeier: *Zum Nutzen und Vergnügen. Jugendzeitschriften des 18. Jahrhunderts*. München 1984, insbes. S. 77-82; Joachim Kirchner: *Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebiets von den Anfängen bis 1830*. Stuttgart 1969, Nr. 621; Hubert Göbels: *Das „Leipziger Wochenblatt für Kinder“ (1772-1774)*. Ratingen, Kastellaun, Düsseldorf 1973; *Leipziger Wochenblatt für Erwachsene (1772-1775)*. 1. Stück 1772, S. 16; 5. Stück 1772, S. 80; Theodor Brüggemann, Hans Heino Ewers: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur, von 1750 bis 1800*. Stuttgart 1982, Sp. 1425; Friedrich Georg Götz: *Kinderbibliothek für Aeltern und Erzieher oder Nachrichten von den neuesten guten Kinderschriften*. St. 1-3. Frankfurt a.M. 1780-1783; St. 1780, S. 33; Bettina Hurrelmann: *Jugendliteratur und Bürgerlichkeit. Soziale Erziehung in der Jugendliteratur der Aufklärung am Beispiel von Christian Felix Weißes „Kinderfreund“, 1776-1782*. Paderborn 1974, S. 57-65; Michael Nagel: „Ein frohs Mohs Gbuchtstach fst“ – Festliches in Kinderbüchern. In: Irmhild Wragge-Lange (Hg.): *kinder feiern feste. Beiträge zur Kultur von Kinderfesten*. Hamburg, Bremen, Friesland 1999, S. 37-67.

Eines dieser Gespräche, im 14. und 15. Stück (vom 16. und 19. November 1772), widmet sich – als einziges in der Zeitschrift – einem Gegenstand der Zeitgeschichte und gegenwärtigen Politik. Die drei Teilnehmer tauschen sich hier aus *Ueber die neueste Geschichte von Polen*. Dass der Herausgeber dieses Thema deshalb behandeln wollte, weil in der damaligen Öffentlichkeit darüber intensiv gesprochen werde, hatte er zuvor bereits in der programmatischen Einführung zu seiner Zeitschrift mit dem Titel *Von der Absicht und dem Gebrauche dieses Wochenblattes* angekündigt (8. Stück, 1772):

„Da wohl jedes Kind gegenwärtig von Erwachsenen viel von Polen und der vor kurzem gemachten Theilung dieses Reiches, sprechen höret, so werden die Verfasser eines der nächsten Stücke diesem Gegenstand widmen, und zugleich eine kleine Charte beyfügen, auf welcher die von Polen abgesonderten Provinzen sehr deutlich angezeigt werden sollen. Hier wird der Vorgesetzte [ein Elternteil oder der Lehrer, M.N.] unentbehrlich seyn. Denn einem Kinde, das in der Geschichte und Erdbeschreibung einzelner Reiche gemeiniglich sehr fremd ist, dergleichen Sachen völlig deutlich zu machen, ist nur mündlich möglich“.

Carlchen. So verwirrt wie in Polen? Sieht es denn in Polen so verwirrt aus?

Carolinchen. Vermutlich wohl, denn man hört seit einiger Zeit von nichts, als von den Unruhen in Polen sprechen. Aber da ich noch selbst keinen rechten Begriff habe, so wollen wir unsern Lehrer bitten, dass er uns einige Nachricht davon giebt.

Der Lehrer. Sehr gerne. Dieses Land ist schon seit vielen Jahren mit sich selbst uneins. Die Einwohner führen wider sich und wider ihren König Krieg, und wollen jetzt den, den sie doch selbst zu ihren König gewählet haben, nicht mehr dafür erkennen.

Carlchen. Das Land muß wohl in den Gegenden liegen, wo es noch wilde Leute giebt, denn ich habe erst neulich gehöret, dass es noch Menschen in der Welt giebt, die so wild und so grausam sind, als die wilden Thiere.

Der Lehrer. Es giebt solche Leute, aber Polen liegt nicht da.

Carlchen. Wo liegt es denn?

Der Lehrer. Nicht so gar weit von uns. Es liegt uns gegen Morgen, und stößt an seiner Abendseite an Pommern, Schlesien und Mähren. Gegen Mittag gränzet es an Ungarn, Moldau und die Turkey, gegen Morgen an Russland und gegen Mitternacht an Liefland und Curland.

Carolinchen. Ist denn dieses Land groß?

Der Lehrer. O ja; es ist so groß, und noch etwas größer als Deutschland. Man theilet es in drey große Theile, die groß Polen, klein Polen und Litthauen heißen.

Carlchen. Aber da dieses Land an lauter christliche Länder stößt, so wundert es mich, dass die Einwohner so unruhig sind.

Carolinchen. Mich wundert das eben nicht, denn nicht alle Christen sind fromme und ruhige Leute.

Der Lehrer. Freylich nicht. Hören sie nur an. Polen ist gerade seit zweyhundert Jahren ein Wahlreich.

Carlchen. Was ist das für ein Reich, ein Wahlreich?

Der Lehrer. Ein Reich dessen König nach dem Tode eines Königes allemal von seinen Unterthanen gewählet wird. Aber nicht alle Unterthanen wählen ihn, sondern nur die vornehmsten, welche Reichsstände heißen, und wozu in Polen die Geistlichen, alle Edelleute und einige Städte gehören.

Carolinchen. Nun da lässt sich leicht glauben, dass es bey den Wahlen ein bisgen unruhig zugegangen wäre, denn viele Köpfe sind immer nicht leicht unter einen Hut zu bringen.

Der Lehrer. Es sind seit diesen zweyhundert Jahren auch wenig Königswahlen gewesen, wobey es ruhig zugegangen wäre. Doch war die letzte Wahl unter allen dem äußern Ansehen nach noch die friedlichste.

Carlchen. Wie ging das zu?

Der Lehrer. Als der vorige König von Polen, August III. der zugleich Churfürst von Sachsen war, 1763 starb, ließen sich die polnischen Reichsstände bewegen, dass sie keinen Ausländer, sondern einen gebohrnen Polen zu ihren[!] König wählten, und weil sich viele vornehme Polen dawider setzten, so ließ die Kaiserinn von Rußland einige Truppen in Polen einrücken, die Unruhigen abzuschrecken.

Carlchen. Allein, was hatte denn die Kaiserinn von Rußland für Ursachen, daß sie sich der Wahl eines Königes von Polen annahm? Ich dünkte, ein Volk müßte seine Freyheit haben, zu wählen, wen es wolle.

Der Lehrer. Es scheint so. Aber da bey allen vorigen Königswahlen sich immer fremde Mächte mit in das Spiel gemenget haben, so waren fast nach allen Königswahlen blutige Kriege erfolgt, worein die Nachbarn immer mit eingeflochten waren. Dieses wollten nun Rußland und Preußen, als die nächsten Nachbarn verhüten, und darum beredeten sie die Polen, einen König aus ihrer Mitte zu wählen, der würdig wäre, ihr König zu seyn, und der mit seinen Nachbarn in Friede und Freundschaft leben könnte.

Carlchen. Nun das ist ein anders. Wurde denn auch wirklich ein solcher König erwählet?

Der Lehrer. Ja, denn den 6. Sept. 1764 wurde Stanislaus Poniatowsky, ein Herr von vortrefflichen Eigenschaften, der einer Krone vollkommen würdig war, zum Könige von Polen erwählet, und weil diejenigen, die gerne einen andern König gehabt hätten, sich vorher entfernt hatten, so geschah die Wahl so friedlich und einmüthig als nur möglich.

Carolinchen. Nun, wenn denn die Polen einen so guten und würdigen König bekommen haben, so hätten sie ja keine Ursache gehabt, Unruhen anzufangen.

Der Lehrer. Gegründete Ursachen hatten sie freylich nicht. Der König suchte sich gleich nach seiner Wahl als einen guten und würdigen König zu beweisen. Er wollte Polen, das noch ein sehr rauhes und wildes Land ist, zu einem blühenden und fruchtbaren Reiche machen. Er wollte Künste und Wissenschaften einführen, Fabriken anlegen, und die Handlung befördern. Er wollte die Polen, die noch zum Theil in ihren Sitten sehr wild sind, gesitteter machen; er wollte einen[!] jeden zu seinem Rechte verhelfen; kurz, er wollte aus Polen ein Reich machen, das an Macht und Wohlstand es mit der Zeit mit einem jedem Reiche in Europa hätte aufnehmen können.

Carlchen. O der gute König! Möchte ich doch auch sein Unterthan seyn.

Der Lehrer. Nur Geduld, so werden sie gewiß nicht wünschen, sein Unterthan zu seyn. Eben durch diese guten Anstalten machte er sich viele zu Feinde, weil diese viele mit Recht befürchteten, dass wenn ihre Nebenmenschen weise, gesittet, gelehrt und arbeitsam würden, ihre Macht fallen würde; sie fiengen an, ihn zu hassen, und ihn bey ihren Landsleuten zu verkleinern, und als der König auf dem Reichstage, der 1766 gehalten wurde, ein gutes Wort für die **Dissidenten** einlegte, so brach ihr Haß völlig aus.

Carolinchen. Wer sind denn die Dissidenten?

Der Lehrer. So nennet man in Polen die Lutheraner, Refomirten und Griechen, die ehemals in Polen den größten Theil der Einwohner ausgemacht hatten, aber nach und nach so waren unterdrückt worden, daß sie in den elendesten Umständen leben mußten. Dieser nahm sich nunmehr der König an, und stellte den Reichsständen vor, daß sie auch ihre Brüder wären, und nicht verdieneten, so grausam behandelt zu werden, wenn sie gleich Gott mit andern Worten anbeteten als sie. Aber damit verdarb er es völlig. Seine Feinde brachen nun öffentlich los, und beschuldigten ihn, daß er nicht allein die Freyheiten des Reiches, sondern auch die catholische Religion zu Grunde richten wollte.

Carlchen. Aber nahm sich denn niemand des guten Königs an?

Der Lehrer. Rußland nahm sich freylich seiner an, und schickte Truppen nach Polen, die Widerspänstigen zum Gehorsam zu bringen. Aber dadurch ward die Sache noch ärger. Die Feinde des Königes schrien nun, daß er fremde Truppen in das Reich zöge, und verlangten, daß er sie wieder hinaus schaffen sollte. Und da das weder rathsam noch möglich war, so machten sie eine Conföderation nach der andern, das ist, sie verbanden sich mit einander, warben Truppen, und fiengen einen ordentlichen Krieg an, der seit dem beständig fortgedauert hat. Sie bewegten zugleich die Türken, daß diese gemeinsame Sache mit ihnen machen mußten, und da diese von den Russen überall geschlagen wurden, so faßten einige von ihnen sogar den Anschlag, den König zu ermorden.

Carlchen. O ich erschrecke ganz. Wie? ihn gar zu ermorden? Einen so guten König? Nein das ist wohl nicht möglich.

Der Lehrer. Und doch ist es gewiß. Ich will ihnen diese traurige Geschichte ein anderes Mal erzählen. Jetzt will ich ihnen nur sagen, daß der, in dessen Hand das Leben der Gesalbten steht, den König wunderbarer Weise errettete, und daß der, der sein Mörder seyn sollte, jetzt sein Erretter und Schutzengel ward.

Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen neuesten Geschichte von Polen, 15. Stück den 19. Nov. 1772.

Carlchen. Sind denn diese bösen Leute nicht auf das härteste bestraft worden?

Der Lehrer. Zur Zeit noch nicht. Aber dieser schreckliche Zufall hatte doch zufälliger Weise den Nutzen, daß sich andere Mächte mit größerem Eifer des Königes annahmen, als bisher geschehen war. Denn die Häuser Rußland, Oesterreich und Preußen haben in diesem Jahre ein Bündnis mit einander geschlossen, daß sie nicht allein die Türken mit aller Macht zum Frieden zwingen, sondern auch den Unruhen in Polen ein Ende machen wollen. Weil ihnen das aber viele Kosten macht, und sie überdieß noch einige alte Ansprüche an dieses Land haben, so haben sie sich zugleich verglichen, daß ein jeder von ihnen ein Stück von Polen besetzen und behalten soll, das ihm am nächsten liegt.

Carlchen. Was sagt aber der König von Polen dazu?

Der Lehrer. Er hat dawider protestiret. Allein, weil er nicht die Macht hat, es zu hindern, so wird er es wohl müssen geschehen lassen. Bekömmt er Friede, so behält er noch immer Land genug übrig, aus welchem ein so weiser und wohlthätiger Herr, als er ist, eines der besten und mächtigsten Reiche machen kann.

Carolinchen. Was sind das aber für Stücke, welche diese drey Mächte von Polen abgesondert haben?

Der Lehrer. Das Haus Oesterreich hat ein Stück von den Woiwodschaften Cracau und Sandomir besetzt, nämlich alles von diesen beyden Woiwodschaften, was auf der rechten Seite der Weichsel liegt, ferner ein kleines Stück von der Woiwodschaft Lublin, fast ganz Roth-Reußen, die ganze Woiwodschaft Belzk, ungefähr der dritten Theil von Podolien, und ganz Pokutien; ein Strich Landes, der etwa 90 deutsche Meilen lang, und an dem breitesten Orte 30 Meilen breit ist.

Carlchen. Was hat aber Rußland bekommen?

Der Lehrer. Alles was auf der russischen Seite der Düna und Druetz liegt; nämlich die Hälfte der Woiwodschaft Polozk, ein großes Stück von der Woiwodschaft Minsk, und die ganzen Woiwodschaften Witebsk und Mscislaw; welches zusammen genommen 90 deutsche Meilen lang, und in der größten Breite 30 Meilen breit ist.

Carlchen. Und Preußen?

Der Lehrer. Preußen hat das ganze bisher polnische Preußen bekommen, nebst den Stücken von den Woiwodschaften Posen, Kalisch und Wladislaw, welche auf der rechten Seite der Notez, ja noch fünf bis sechs Meilen auf jener Seite liegen; welches zusammen zwar nur 45

Meilen in der Länge, und 30 Meilen in der Breite beträgt, aber wegen der Fruchtbarkeit und guten Lage, den übrigen Stücken nichts nachgiebt.

Holger Böning

Wie läßt sich die Bildung einer Nation auf eine andere übertragen?

Die Quelle – Carl Friedrich August Grashoff,: Einige Ideen zur Beantwortung der Frage: Wie läßt sich die Bildung einer Nation am leichtesten und sichersten auf eine andre übertragen? Mit beständiger Hinsicht auf die gegenwärtige Theilung von Polen zur Prüfung und weitem Ausführung entworfen von Carl Friedrich August Grashoff, Lehrer der Mathem. und Phys. am Pädagog. der Königl. Realschule zu Berlin. Berlin: Selbstverlag des Verf./ Realschulbuchhandlung i.K. 1796, X, 142 S. gr.8°; in Antiqua¹ – ist für vier große Themenkomplexe aussagekräftig und von Bedeutung, nämlich erstens für den großen Komplex der deutsch-polnischen oder im engeren Sinne der preußisch-polnischen Beziehungen im 18. Jahrhundert, zweitens für die Bildung und Herausbildung von Stereotypen und Klischees über Polen und die Polen im deutschsprachigen Sprachraum, deren Wirkungen sich bis heute nachweisen lassen, drittens für eine Art „kolonialistisches“ oder „imperialistisches“ Denken deutscher Aufklärer, das sich speist aus der Überzeugung der Überlegenheit deutscher Kultur und Mentalität gegenüber anderen Völkern und eng verbunden ist mit einer Staats- und Obrigkeitsvergötzung, die sich insbesondere auf das spezifische Verhältnis deutscher Aufklärer zu Friedrich II. und die mit ihm verbundenen Reformhoffnungen zurückführen lässt, und viertens für eine große Bürgerbewegung des 18. Jahrhunderts, die als Volksaufklärung in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre stärkste Ausprägung im deutschen Sprachraum gewonnen hat.

Den „Standpunkt des begeisterten preußischen Patrioten behielt er bis zu seinem Tode“, so lesen wir über den Autor Carl Friedrich August Grashoff in der *Allgemeinen Deutschen Biographie*.² Die hier präsen-

¹ Beschreibung der Quelle in: Holger Böning / Reinhart Siegert: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1 Holger Böning: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780; Bd. 2, Teil 1 und 2 Reinhart Siegert und Holger Böning: Die Volksaufklärung auf ihrem Höhepunkt 1781-1800. Mit Essays zum volksaufklärerischen Schrifttum der Mainzer Republik von Heinrich Scheel und dem der Helvetischen Republik von Holger Böning. Stuttgart /Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1990, 2001, hier Bd. 2.2, Titel-Nr. 04436.

² Carl Krafft: Grashof, Karl Friedrich August. In: Allgemeine Deutsche Biographie (1879), S. 587-588, hier S. 588.

tierte Quelle zeigt, dass er dieser Haltung schon als junger Mann Ausdruck zu geben verstand. Geboren am 24. August 1770 zu Groß-Germersleben bei Magdeburg als Sohn eines Justizamtmanns, kam er mit dem Geist preußischen Beamtentums bereits als Kind in Berührung. Nach dem frühen Tode des Vaters besuchte er zunächst das Lyzeum zu Aschersleben, später kam er in das Waisenhaus in Halle und wurde Schüler der Domschule zu Magdeburg. Zum Wintersemester 1789 nahm er an der Universität Halle das Theologiestudium auf, auch muss er naturwissenschaftlich-mathematische Studien befasst haben. 1794 trat der Kandidat der Theologie sein erstes Lehramt am Pädagogium der Realschule in Berlin an, wo er auch noch zum Zeitpunkt der Abfassung der hier vorgestellten Schrift als Lehrer der Mathematik und Physik tätig war. Seine Empfehlungen zur Unterrichtung und Belehrung der Polen empfahlen offenbar auch ihn selbst, denn zwei Jahre später wurde er zum Konrektor am Lyzeum in Prenzlau ernannt, 1810 zum Rektor. 1813 trat er in das preußische Heer und wirkte, wie es wiederum in der ADB heißt, „mit Begeisterung durch Rede und Vorbild für die Freiheit des Vaterlandes“³. 1814 ging er dann ins Rheinland, wo er in Aachen und Köln verschiedene hohe Schulämter innehatte. Am 4. März 1841 verstarb er zu Köln. Eine wesentliche Quelle seiner Kenntnisse der polnischen Verhältnisse waren offenbar Johann Joseph Kauschs (1751-1828) *Nachrichten über Polen*, die 1793 in zwei Bänden in Salzburg erschienen, durch herbe Kritik am polnische Adel wie an der Geistlichkeit charakterisiert sind und wesentliche Stereotypen zum polnischen Nationalcharakter an ein deutsches Lesepublikum vermittelten. Ebenso sind sie geprägt durch den Glauben an die Allheilwirkung von Reformen, die von oben ausgehend mit administrativen Mitteln zu realisieren sind. Entsprechend widmet Grashoff seine Schrift auch dem preußischen König Friedrich Wilhelm II., der das Werk seines Vorgängers vollendete und dessen „glückliche Unterthanen“ die Polen 1796 nach den Teilungen von 1793 und 1795 geworden waren. Man darf wohl davon ausgehen, dass der junge Lehrer sich als „allerunterthänigster Knecht“ Seiner Majestät von der Schrift wie von der Widmung berufliches Fortkommen erhoffte und ihn die angesprochenen „Verbesserungen der äussern und innern Wohlfahrth einer fast in jeder Hinsicht vernachlässigten Nation“, wie er Polen in der Dedikation bezeichnet, erst in zweiter Linie am Herzen lagen. Er selbst spricht in der Widmung davon, seine Arbeit sei nur „ein schwaches Opfer der Dankbarkeit gegen den Staat, der mir Schutz und Unterhalt gewährt, auch vielleicht einmal einen festen Wohnsitz gewähren wird“⁴.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

1. Deutsch-preußisch-polnische Beziehungen

Die deutsch-polnischen Beziehungen sind engstens mit Ereignissen verbunden, die in der deutschen Historiographie zumeist als die drei „polnischen Teilungen“ bezeichnet werden, in Wirklichkeit aber nichts anderes waren als die sukzessive Inbesitznahme von Teilen Polens durch die europäischen Großmächte Preußen, Österreich und Russland, bis ein polnischer Nationalstaat auf der europäischen Landkarte nicht mehr auffindbar war. Die kritischen Stimmen gegenüber der friderizianischen wie der nachfriderizianischen Politik gegenüber Polen blieben von der preußischorientierten Geschichtsschreibung weitgehend unbeachtet, die kritischsten Auseinandersetzungen mit der Okkupationspolitik, so kann man verallgemeinern, finden sich bei den deutschsprachigen Bürgern des polnischen Preußens.

Für einzelne historische Studien gilt bis heute, dass sie einem Polenbild verpflichtet sind, das durch den Blick des aufgeklärten preußischen Königs höchstselbst geprägt ist. Bereits 1735 – im Alter von dreizehn Jahren – sprach der Kronprinz von polnischen „Schmutzfinken“ und beschrieb „polnische Herren und Damen“ als „häßliche Affen und Äffinnen, starrend „von Fett und Schmutz“.⁵ Nur noch über Juden äußerte der junge Mann sich noch ausfälliger – und niemals sollte er während seiner 46 Regierungsjahre die mit der Aufklärung verschwisterte Vorurteilskritik auf die gegenüber diesen beiden Völkern bei ihm schon früh ausgeprägten Stereotypen richten. Unter allen Staatsmännern des nationalen Zuschreibungen eher abholden 18. Jahrhunderts, so ist von dem Historiker Hans-Jürgen Bömelburg betont worden, habe Friedrich II. bei der Kreierung eines negativen polnischen Nationalcharakters in Intensität und Konstanz einzigartig gewirkt, er sei Schöpfer eines Negativklischees mit Übergängen zu einem veritablen Feindbild, das weitreichende Folgen für die preußische Traditionsbildung des 19. Jahrhunderts und für die Festsetzung von langlebigen Stereotypen gehabt habe, welche die deutsch-polnische Nachbarschaft bis in das 20. Jahrhundert hinein belastet hätten. Von ihrem König hätten die preußischen Beamten dann, wie es Johann Karl Graf von Hohenzollern, Bischof von Kulm berichtete, die Gewohnheit angenommen, „polnische Bauern und vielleicht auch andere Einsassen dieser Nation mit einer *Verächtlichkeit* zu begegnen, die sie einer Behandlung gegen das Vieh gleich setzt“⁶. Die negativen Urteile des preußischen Königs über die polnischen Verhältnisse müsse man zudem auch noch vor dem Hintergrund sehen, dass er selbst dazu mit seiner jahrzehntelangen Blockade jeglicher Verfassungs- und Steuerreformen in Polen, einer Politik des Ausspielens

⁵ Brief des Kronprinzen Friedrich an Grumbkow, 9.10.1735. In: Friedrich II: Briefe Friedrichs des Großen, hg. von Max Hein. Bd. 1. Berlin: Reimar Hobbing 1914, S. 63-64.

⁶ Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Ereignis- und Erinnerungsgeschichte, Stuttgart: Kröner Verlag 2011, S. 95f.

der Parteien gegeneinander und durch seine wirtschaftliche Abschöpfung im Siebenjährigen Krieg und besonders durch seine Polen immens schadenden Münzmanipulationen erheblich mit beigetragen hatte.⁷

Anders als viele Aufklärer glaubte der preußische König selbst durchaus nicht an die Berechtigung seiner negativen Urteile und der von ihm entworfenen Bilder einer kaum entwickelten Zivilisation und barbarischer Misswirtschaft in den 1772 von ihm in Besitz genommenen polnischen Gebieten. Dem medienbewussten Machtpolitiker, so Bömelburg, war klar, dass sie unabhängig von deren Realität den von ihm beabsichtigten Zwecken nützlich waren. Auf der sogleich nach der Annexion durch den König vorgenommenen systematischen Musterung der neu erbeuteten Provinz sei er zu positiveren Urteilen gekommen, wie ein Brief an Prinz Heinrich vom 12. Juni 1772 beweise: „Ich habe dieses Preußen“, so schreibt er an seinen Bruder, der an den Teilungsunterhandlungen mit Katharina II. maßgeblich beteiligt gewesen war, „das ich in gewisser Weise aus Euren Händen erhalten habe, gesehen; es ist eine sehr gute Erwerbung und sehr vorteilhaft, sowohl für die politische Situation des Staates wie für die Finanzen; aber um weniger Eifersucht zu erwecken, sage ich zu Jedem, der es hören will, ich hätte dort während meiner Reise nur Sand, Fichten, Nebel und Juden gesehen“.⁸ Diese propagandistische Linie sei auch in der öffentlichen Berichterstattung über die neue Provinz und in Berichten gegenüber Landeskundigen systematisch angewandt worden, gegenüber d’Alembert und Voltaire beispielsweise, die der König zur Weitervermittlung solcher Behauptungen in die europäische Öffentlichkeit hinein nutzte und denen gegenüber er von den Polen als von den Irokesen sprach, denen die Preußen die europäische Zivilisationen brächten. Auch versorgte er seine Briefpartner mit Erfolgsmeldungen, die 1773 keinesfalls den Tatsachen entsprochen hätten: „Ich habe in Preußen die Leibeigenschaft abgeschafft“, heißt es am 24. Oktober 1773 gegenüber Voltaire, „die barbarischen Gesetze reformieren und vernünftigeren einführen lassen [...] und eine Ordnung in einem Land etabliert, wo dieselbe selbst dem Namen nach unbekannt war“.⁹

Mögen die plumpen Urteile des Königs auch nur deshalb bemerkenswert sein, weil es sich bei Friedrich II. doch um den von den europäischen Intellektuellen hochgelobten Philosophen auf dem Thron handelt, so ist es eine Überraschung, dass der Blick des Monarchen sich zweieinhalb Jahrhundert später ganz unverändert in Teilen der Historiographie findet. 2009 erschien die Friedrich-Biographie eines führen-

⁷ Ebd., S. 88, 80.

⁸ Eine Ausnahme bietet Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. (Anm. 6).

⁹ Zitate ebd., S. 89ff.

den Preußenforschers, die sich auf erschreckende Weise wesentliche der über die Jahrhunderte gepflegten Argumente zu eigen macht, mit welchen die Annektionspolitik Preußens gegenüber Polen gerechtfertigt wurde.¹⁰ Um die Geschichte der ersten Teilung Polens zu erzählen, bedient der Biograph sich wie sein königlicher Held, dem Konfessionen wie bekannt herzlich gleichgültig waren, der konfessionspolitischen Karte. Um sie herum rankt er die, wie er schreibt, 1768 beginnende Agonie Polens, die angeblich ungelöste Konfessionsfrage bezeichnet er als „Krankheitsherd“, welcher in der Historiographie zu wenig beachtet worden sei. Friedrich II. erscheint als Schutzherr der nichtkatholischen Polen, der zum Eingreifen genötigt worden sei. An der „polnischen Teilung“ mitzuwirken, hätten ihn die Umstände geradezu gezwungen.¹¹ Gewirkt habe der preußische König als Befreier der Protestanten von einer „grundsätzlich intoleranten Herrschaft“. Er habe sich dabei stützen können auf eine Art Plebiszit, nämlich Protestschreiben der Städte Danzig, Elbing und Thorn. In diesem Zusammenhang zitiert der Biograph zustimmend ein Wort von der „hoffnungslosen Monotonie des polnischen Geistes“.¹² Als offenbar besonders schlimmen Akt anti-preußischer Politik wertet er, dass Polen einer großen Zahl preußischer Deserteure eine Heimstatt auf kleinen Hofstellen geboten hatte – genannt wird die Zahl von 70.000. Schon 1768 habe der preußische König, den wiederzusehen die Geflüchteten sich gefreut haben dürften, „die Fortdauer der polnischen Anarchie als Dauerzustand bezweifelt“.¹³ Der Landgewinn in Westpreußen und im ostpreußischen Ermland sei kein von langer Hand vorbereitetes Unternehmen gewesen, sondern habe sich „Zug um Zug aus einer Okkupations-Krise ergeben“¹⁴ (S. 228). Dem aufgeklärten Monarchen – so verrät der Biograph schließlich noch, nun als erfindungsreicher Menschenrechtsverfechter, der ernsthaft humanitäre Ziele Preußens bei der Okkupation behauptet – hätten menschenwürdige Rechts- und Sozialverhältnisse höher stehen müssen als „irgendein nationaler Verbund“, es sei keine Frage, dass „die ‚Menschenrechte‘ im östlichen Preußen seit Friedrich besser gewahrt waren als im weiten Rußland Katharinas, in Russisch-Polen oder in Kurland“.¹⁵

¹⁰ Gerd Heinrich: Friedrich II. von Preußen. Leistung und Leben eines großen Königs. Berlin: Duncker & Humblot 200. In der internationalen wissenschaftlichen Öffentlichkeit musste sich Heinrich gar den Vorwurf gefallen lassen, seinen Blick vorwiegend an der sogenannten Ostforschung der Jahre vor und nach 1933 orientiert zu haben. Rezension von Karin Friedrich in: *English Historical Review* (2011) CXXVI (522), 1208-1210 [auch: <http://ehr.oxfordjournals.org/content/CXXVI/522/1208.full>, Stand: 5.11.1912].

¹¹ Ebd., ab S. 224, hier S. 225.

¹² Ebd., ab S. 224, hier S. 226.

¹³ Ebd., S. 226, 228.

¹⁴ Ebd., S. 228.

¹⁵ Ebd., S. 231.

Es ist auf die funktionale und öffentlichkeitswirksame Komponente hingewiesen worden, die das negative Polenbild Friedrichs II. für den König und seine Politik gehabt habe, indem durch die Abwertung des Nationalcharakters aller Polen Klagen über das Vorgehen der Teilmächte in der europäischen Öffentlichkeit von vornherein diskreditiert gewesen seien. Mit dem Verdikt über die „dumme Nation“ habe sich die preußische Politik mit dem Anspruch einer Verbesserung der dortigen Verhältnisse gebärden und sich auf eine Zivilisierungsmission berufen können, durch die sich das Unrecht der Teilungen partiell habe rechtfertigen lassen¹⁶ (S. 87f.).

Solche bis heute zu findende Argumentation ist hier vorgestellt worden, weil unsere Quelle die Anfänge von deren Entstehung markiert, waren es doch preußische Aufklärer, die mit ihrem angeblich so aufgeklärten Monarchen fest nicht nur von der Überlegenheit deutscher Kultur und Zivilisation überzeugt waren, sondern auch von der Notwendigkeit, damit andere Völker und Länder zu beglücken.¹⁷ Kaum ein Historiker hat sich bis heute die Mühe gemacht, die Realität der angeblich zivilisierenden Einflüsse der Preußen in den okkupierten Gebieten nachzuprüfen.¹⁸

Unsere Quelle gehört zu jenen Werken, die sich darüber freuten, „einen grossen Theil der Menschheit den bisherigen Verwirrungen, seinem bisherigen Elende entrissen zu sehen“¹⁹. Fraglos geht er von der Überlegenheit der preußischen gegenüber der polnischen Kultur aus. (Vorrede) Und wie es der preußischen Praxis entsprach, fordert er auch für die neuen polnischen Provinzen, „dem für das Wohl des Landes höchst nachtheiligen Alleinhandel der Juden Einhalt zu thun“ (S. 66-79).

2. Volksaufklärung

Bei seinen Vorschlägen, wie die preußisch-deutsche Kultur auf Polen zu übertragen wäre, bedient sich Grashoff wesentlicher Argumente und praktischer Reformvorstellungen, die von der deutschen Volksaufklärung als einer um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstandenen praktische Reform- und Erziehungsbewegung entwickelt worden waren. Als eine Art Bürgerinitiative, die sich vor allem aus den gebildeten Ständen – Pfarrer, Ärzte, Professoren, Wirtschaftsbeamte, Schriftsteller, Publizisten, vereinzelt Gutsbesitzer sowie ökonomische und gemeinnützige Gesellschaften – rekrutierte, war sie auf die Popularisierung aufkläreri-

¹⁶ Eine Ausnahme bietet Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. (Anm. 6), S. 87f.

¹⁷ Dazu Holger Böning: 300 Jahre Friedrich II. Ein Literaturbericht zum Jubiläumsjahr 2012. Eingeschlossen einige Gedanken zum Verhältnis des großen Königs zu seinen kleinen Untertanen, zu Volksaufklärung und Volkstäuschung sowie zur Publizistik. Bremen: edition lumière 2013.

¹⁸ Eine Ausnahme bietet Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. (Anm. 6).

¹⁹ Carl Krafft: Grashof, Karl Friedrich August (Anm. 2), S. 588.

schen Denkens und Handelns beim „Volk“ gerichtet und blieb mehr als ein Jahrhundert besonders im deutschsprachigen Raum lebendig.²⁰ Adressaten waren diejenigen Stände, die von höherer Bildung ausgeschlossen waren, insbesondere die bäuerliche Bevölkerung, gezielt wurde auf praktische Lebenshilfe und materielle Besserstellung. Neben der Vermittlung neuer Informationen und Erkenntnisse aus der aufklärerischen Naturerforschung für das Alltagsleben zielte man auf eine Mentalitätsveränderung der Adressaten. Angestrebt wurde eine Wirtschafts- und Lebensweise, die auf von den Aufklärern als vernünftig erkannten Prinzipien basieren sollte, sodann die Vermittlung aufklärerischer Religionsvorstellungen und auf Vernunft gründender Sittengesetze, die Zurückdrängung von Aberglauben, „Vorurteilen“ und bäuerlichem Traditionalismus. Intensiv wurde auch die medizinische Volksaufklärung betrieben, und weiter spielte die Vermittlung naturkundlicher, historischer, juristischer, pädagogischer und politischer Kenntnisse eine Rolle. Daneben wurden Reformen besonders im Agrar- und niederen Bildungswesen initiiert. Von einzelnen Regierungen zwar unterstützt, blieb diese Reformbewegung stets in erster Linie eine Privatinitiative.²¹ Das Gesellschaftsbild der Volksaufklärer war durch ständisches Denken bestimmt, wobei die Utopie einer Gesellschaft propagiert wurde, in der jeder einzelne in seinem Stand durch Erfüllung seiner Pflichten zum „gemeinen Besten“ beiträgt. Dabei wurden dem „Volk“ auch die Pflichten der Obrigkeit bekannt gemacht und die aufklärerische Vorstellung von einem wohlgeordneten Gemeinwesen vermittelt. Politisch brisant und für die Entstehung einer politischen Öffentlichkeit wie für die Radikalisierung der Spätaufklärung gleichermaßen bedeutend war die bereits früh intensiv geäußerte Kritik an Leibeigenschaft und Frondiensten sowie die Forderung nach bäuerlichem Eigentum am bebauten Boden.

Auf geradezu frappierende Weise nennt Grashoff gleich den Volksaufklärern Unterricht durch Schule, Volksschriften und obrigkeitliche Verordnungen sowie praktische Beispiele als Hauptmittel der Belehrung. Warum auch sollte, was zur Aufklärung der unteren Stände im

²⁰ Quellen zur Volksaufklärung siehe Holger Böning/ Reinhart Siegert: Volksaufklärung. Bibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1 Holger Böning: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780; Bd. 2, Teil 1 und 2 Reinhart Siegert und Holger Böning: Die Volksaufklärung auf ihrem Höhepunkt 1781-1800. Mit Essays zum volksaufklärerischen Schrifttum der Mainzer Republik von Heinrich Scheel und dem der Helvetischen Republik von Holger Böning. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1990, 2001; zum Forschungsstand (Holger Böning, Schmitt, Reinhart Siegert Hg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Bremen: edition lumière 2007.

²¹ Der Charakter der V. erschließt sich u. a. durch die beiden Quellensammlung: Idee von einem christlichen Dorf und andere Studententexte zur frühen V. [...]. Stg.-Bad Cannstatt 2002 sowie: Ueber das Lesen der ökonomischen Schriften und andere Texte vom Höhepunkt der Volksaufklärung (1781-1800). [...] Bremen 2010.

eigenen Land für tauglich befunden worden war, nicht auch zur Eingliederung einer fremden Nation in die eigene geeignet sein? Verbunden sind die Vorschläge mit devotestem Lob für den preußischen Staat und seinen Monarchen. Allerdings finden sich auch einzelne Formulierungen, die einen Eindruck davon geben, dass die Volksaufklärung von einem wichtigen Teil der Aufklärer als emanzipative Kraft verstanden wurde. "Ihr, die ihr so viel von Aufklärung sprecht", so wird beispielsweise ein Grundgedanke dieser Reformbewegung formuliert, „die ihr sognern mit jedem Bauer, mit jedem Handwerker philosophiren möchtet, gebt ihm die Mittel an die Hand, wie der den drückenden Mangel befriedigen, wie er die Tränen der Seinigen trocken könne! Und nennt ihr dis Aufklärung, nun wohl! dann strengt alle eure Kräfte an, sie zu befördern. „Will man die polnische Nation bilden“, heißt es an anderer Stelle, „will man ihre Sitten verfeinern, ihre Kenntnisse vermehren und verbessern, so schütze man sie zuvor vor drückendem Mangel und Elend. Man befördre ihr äußeres Wohl, verbessere ihre politische Lage, und sichere sie vor jenen innern Unruhen, die eine Nation ihrer besten Kräfte berauben, und bloß auf ihre körperliche Sicherheit ihre ganze Aufmerksamkeit lenken. Ist dieser Zweck bei derjenigen Klasse der Nation, für die er bestimmt ist, erreicht, dann erst wird man im Stande sein, zu ihrer Geistesbildung Versuche zu machen“. (S. 36f.) Wenn Grashoff den Vorschlag macht, man solle durch die Regierung die „Niederlassung der teutschen Professionisten und Künstler, der Handel und Ackerbau treibenden Bürger“ in den neuen preußischen Provinzen begünstigen“, dann verlangt er immerhin, dies habe zu geschehen, „ohne den Rechten ihrer ursprünglichen Bewohner zu nahe zu treten“. (S. 21) Es ist bekannt, was aus solchen Vorstellungen in der praktischen preußischen Politik wurde, die bis in das 20. Jahrhundert auf deutsche Majorisierung sowie Enteignung und Entrechtung der Polen in diesen Gebieten setzte.

Carl Friedrich August Grashoff: *Einige Ideen zur Beantwortung der Frage: Wie läßt sich die Bildung einer Nation am leichtesten und sichersten auf eine andre übertragen? Mit beständiger Hinsicht auf die gegenwärtige Theilung von Polen zur Prüfung und weitem Ausführung entworfen von Carl Friedrich August Grashoff, Lehrer der Mathem. und Phys. am Pädagog. der Königl. Realschule zu Berlin.* Berlin: Selbstverlag des Verf./ Realschulbuchhandlung i.K. 1796.

Vorrede

[S. VII] Die Theilung eines so mächtigen Reichs, als Polen ehemals war, muss in den Augen eines jeden, dessen Welt- und Menschenkenntniß etwas weiter, als auf den Kreis seiner Familie oder seiner nächsten Bekannten sich erstreckt, in jeder Hinsicht gleich viel Interesse haben. Jeden Menschenfreund freut es, einen grossen Theil der Menschheit den bisherigen Verwirrungen, seinem bisherigen Elende entrissen zu sehen. Die Güte, mit welcher F r i e d r i c h W i l h e l m jeden Tag Seiner glücklichen Regierung bezeichnet; die Weisheit, mit welcher C a t h a r i n a fast einen Welttheil beherrscht; die Gerechtigkeit, womit F r a n z Deutschlands Rechte, und seiner Unterthanen Wohlfarth und Sicherheit schützt, verkünden Polens Bewohnern das glücklichste Loos unter ihren neuen Beherrschern. — Polen ist im Ganzen genommen weniger cultivirt, als die drei Staaten, unter die es jetzt getheilt ist, und es entsteht daher die nicht unwichtige Frage, wie diese hier eine höhere Cultur am sichersten und zweckmässigsten zu befördern im Stande sind? Zur Erörterung dieser Frage übergebe ich dem Publikum vorliegende Gedankenreihe; nicht, um darin etwas Neues zu sagen, sondern um die vorzüglichsten Punkte, auf welche es bei Beförderung der Cultur am meisten ankommen möchte, in ein Ganzes zusammen [S. VIII] zu stellen. Als Unterthan des preussischen Staates schränkte ich mich hauptsächlich auf diesen ein; doch wird sich, wie glaube, das meiste von dem, was ich hier sage, eben so gut auf jeden der beiden anderen anwenden lassen.

Will eine Nation ihre Cultur auf eine andere übertragen, so kömmt es dabei auf zwei Hauptpunkte an; diese sind: Vorbereitung zur Bildung, und die Art der Bildung selbst. Aus diesen beiden Gesichtspunkten betrachte ich hier diesen Gegenstand, und enwarf mir bei der Ausarbeitung folgenden Plan:

A. Mittel, eine Nation zur Cultur vorzubereiten, und Neigung dazu in ihr erregen, sind:

1) Niederlassungen fremder Künstler und Arbeiter aus jedem Fache, die mit Thätigkeit und Sachkenntniß auch den guten Willen verbinden, gemeinnützig zu sein.

2) Bestreben des Regenten, das Volk bei heiterer Laune, bei fröhlicher Stimmung zu erhalten, die aber

3) ohne äussere Wohlfahrt, ohne Schutz vor Mangel und Elend sich nicht gut denken lässt. Ueberhaupt ist dieser Punkt der allerwichtigste, ohne welchen alle Versuche zu seiner gesitigen und sittlichen Cultur fruchtlos sein würden, und er verdient daher eine besondere Erörterung in Hinsicht auf die polnische Nation. Hindernisse, die hier der äussern Wohlfahrt bisher im Wege standen, waren:

a) äusserer Druck und Sklaverei der niedern Stände.

b) Unvermögen der Regierung, durch grosse und öffentliche Anlagen der unbeschäftigten Menschenklasse Arbeit und Nahrung zu geben.

[S. IX] c) eine aus den wenigen Bedürfnissen des gemeinen Mannes entspringende Trägheit, die eine Aufmunterung zur Thätigkeit durch Prämien in etwas tilgen könnte.

d) die geringe Circulation des Geldes unter den niedern Ständen

e) der Judenhandel, und

f) äussere Unordnung und Unreinlichkeit. — Ausser diesen sind auch die vielen Klöster ein nicht unwichtiges Hinderniss sowohl des äussern Wohlstandes und der Bevölkerung, als auch vorzüglich der geistigen Bildung.

4) Ein Haupthinderniss, das der Neigung, fremde Belchrung und Bildung anzunehmen, immer im Wege stehen möchte, ist der Nationalhass, der theils durch Entwöhnung von allen Eigenthümlichkeiten, die die Nation von andern absondern, theils durch Verminderung der Unwissenheit und des Aberglaubens, mit denen er gleichen Schritt hält, sich allmählich wird tilgen lassen.

B. Zu den Mitteln, alle Glieder der Nation zu guten Bürgern, zu guten Menschen zu bilden, rechne ich Beispiele und Unterricht. Der letztere zerfällt in zwei Abtheilungen: Unterricht für Erwachsene, und Jugendunterricht. Der Jugendunterricht muss verschieden sein, je nachdem er entweder zur Bildung der höhern, oder der niedern Stände bestimmt ist. Daher kommt es bei der Bildung selbst auf folgende vier Punkte an:

1) Beförderung der geistigen und sittlichen Bildung durch Beispiele,

2) durch Unterricht für Erwachsene, theils durch Verordnungen, theils durch Volksschriften.

[S. X] 3) Durch zweckmässigen Jugendunterricht für die höhern Stände, und

4) durch Jugendunterricht unter der niedern Ständen, wie er ihren Bedürfnissen angemessen ist.

Vielleicht wird theils die Ordnung, theils die Ausführung dieser sechzehn Punkte nicht den Beifall eines jeden Kunstrichters verdienen, vielleicht wird mancher von ihnen hie und da Lücken entdecken. Es wird

dem Lehrlinge, der seine schriftstellerische Laufbahn hiermit eröffnet, angenehm sein, sich durch diese Meister eines bessern belehrt, aber nicht zurückgeschreckt zu sehen. Er wünscht, bei seinem Eintritt in den Versammlungssaal berufener und unberufener Autoren durch die Wächter der litterarischen Polizei gerade nicht mit zu grosser Nachsicht eingelassen zu werden, um diesen leichten Eintritt nicht öfter zu versuchen, er verlangt nur Billigkeit und Unpartheilichkeit. Deswegen hielt er es für gut, ohne Maske zu erscheinen, weil es überhaupt unschicklich ist, hinter eine Maske versteckt in eine fremde Gesellschaft einzuschleichen, wo die übrigen ohne Maske sind. —

Berlin den 19. März 1796. [...]

[S. 3] Der neue Zuwachs der preussischen Monarchie im Osten von Deutschland ist ohne Zweifel für den Geschichtsforscher und Staatskundigen eine der wichtigsten Begebenheiten Friedrich Wilhelms Regierung. Als Vergrösserung der Macht eines Staates, der bei seinem nur geringen Umfange schon ein Jahrhundert hindurch unter den Hauptmächten Europa's einen der ersten Plätze behauptet, der gegen das drohende Bündniss eines mehr als siebenfachen Feindes unerschütterlich stand; als Folge von dem Untergange eines Reiches, von dem Brandenburgs Kurfürsten einst einen grossen Theil ihrer Besitzungen zur Lehn trugen, verdient diese Staatsveränderung allerdings gleich viel Aufmerksamkeit. Aber nicht minder wichtig ist sie für den Menschenfreund, der nun einen grossen Theil von einer Nation, die, ungeachtet der Fortschritte ihrer Nachbarn, doch in der Geisteskultur immer [S. 4] um einige Jahrhunderte zurückblieb, einem weisen und milden Scepter unterworfen sieht, unter dessen Schutze Künste und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, gleich gut gedeihen. Wer freut sich nicht der schönen Aussichten für die Zukunft, wo auch über diesen Theil von Europa jener Geist der Veredlung und Bildung sich verbreiten wird, der unter den Eigenthümlichkeiten des preussischen Staats einen so rhumvollen Platz behauptet! — Wer freut sich nicht der Zeiten, wo wieder ein Theil der Menschheit, seinem Ziele näher geführt, auch seines geistigen Daseins sich erfreuen wird! —

Nur in dem Herzen eines gefühllosen Politikers, der nur nach Umfang und Bevölkerung den Werth der Staaten zu würdigen weiss, nur in dem Kopfe eines kalten Philosophen, der von seiner Sudirstube die Menschheit beobachtet, nur bei diesen konnte je der menschenfeindliche Gedanke entstehen: man müsse den Unterthan in seiner Unwissenheit und Roheit lassen, in welcher nur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden, seiner körperlichen Bedürfnisse ihn beschäftige. Nur sie konnten es wagen, der Weisheit des Allgütigen [S. 5] Schranken zu setzen, der alle Menschen nach seinem Bilde erschuf, der sie alle zu Einem Ziele zu führen verhiess, der sie alle dazu mit gleichen Kräften, mit gleichen Anlagen, die nur durch Umstände verschiedentlich modificirt

werden, ausrüstete. Nur sie konnten unter dem Schein, den Staat von Revolutionen zu schützen, wider Belehrung und Bildung der niedern Stände aus allen Kräften eifern, und ihrer Beförderung im Ernste sich widersetzen. —

Und wenn gleich so manche Völkerbeherrscher in und ausser Europa nur zu gern einen Grundsatz billigen, der als Deckmantel ihrer Tyrannei in ihrer Macht sie zu sichern scheint; wenn gleich so manche von denen, die das Ruder der Staaten lenken, ihren Vortheil dabei finden, diesen Grundsatz in einem ganzen Umfange in Ausübung zu bringen; wenn man gleich noch in so vielen Theilen der Erde jene Volksbelehrung recht vorsätzlich vernachlässigt sieht, so ist dieser Wahn dennoch nicht so allgemein, dass nicht mehrere Staaten Europa's der herrlichen Früchte einer wohlgeleiteten Bildung sich erfreuen sollten. Ein Regent, der nicht gefürchtet, sondern geliebt sein will, der in dem Glücke seiner Unterthanen auch sein Glück, seine Beruhigung findet, wird einen Grundsatz verabscheuen, der die Bürger eines Staats nur zu Sklaven der Launen ihres Beherrschers macht.

Unter diesen Fürsten — und, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, es gibt deren mehrere — nennt Preussens Schutzgeist uns *F r i e d r i c h W i l h e l m*. Güte und Wohlthun war seit dem ersten Tage Seiner glücklichen Regierung die Richtschnur aller seiner Handlungen. Wahre Belehrung des Volks über seine wesentlichen Bedürfnisse, über seine Pflichten, über seine Rechte zu verhindern oder einzuschränken, war nie Seine Absicht, denn Er wusste nur zu gut, dass eine solche Belehrung die Herzen der Unterthanen nur noch näher an den Regenten kettet, dem das Wohl des Staats nicht das Spiel eines Augenblicks ist. Nur der Frechheit der Irreligiosität, der Zügellosigkeit des Unglaubens wollte Er Einheit thun, und das verdankt Ihm jeder edeldenkende Menschenfreund. — [...]

[S. 10] Zuvörderst sei es mit erlaubt, eine allgemeine Bemerkung über den Charakter der Nation, von der ein grosser Theil jetzt mit uns vereinigt wird, und über den Geist der Gesetze zu machen, die sie zu lenken bestimmt sind. Noch trennt eine grosse Kluft sie von den übrigen Unterthanen des preussischen Scepters, und diese Kluft auszufüllen, soll eben der Zweck unsrer Bemühungen sein. Was ich hier sage, gilt freilich im Ganzen genommen nur von den niedern Ständen, allein diese machen ja doch den grössten Theil der Nation aus, und sie sind es ja, die der Bildung am meisten bedürfen.

Nicht so wohl die ehemalige polnische Regierung selbst, als vielmehr die oft empörende Behandlung, womit die meisten Magnaten der Nation über ihre Untergebenen tyrannisierten, unterdrückte in ihr ganz und gar den Geist der Vervollkommnung, der selbst ein rohes Volk, wenn es nur nicht unter den Fesseln der körperlichen und geistigen Sklaverei seufzt, schnell von Stufe zu Stufe dem Ziele näher führt. Befriedigung

sinnlicher Lüste, und der nothwendigsten körperlichen Bedürfnisse, knechtische Furcht und Unterwürfigkeit gegen den Machhabenden Herrn, die waren die einzigen Triebfedern, die den Willen des gemeinen Pohlen lenkten. Und selbst unter dem Reichern, unter dem mächtigern Theile der Nation fanden sich nur wenige, die das Bedürfniss einer Geisteskultur fühlten, nur wenige, die die Sorge für die Vermehrung ihrer Macht, ihrer Reichthümer mit der Sorge für Vermehrung ihrer Kenntnisse, für Veredlung ihres Herzens vertauschten. Was liess sich da für geistige und sittliche Bildung erwarten? — Die Nation blieb grösstentheils auf der Stufe, wo sie vor Jahrhunderten stand, und Roheit, Unwissenheit, sklavische Furcht und kriechende Demuth war ihr Hauptcharakter. Grundsätze kannte der Pohle nicht; nur Drohungen und körperliche Strafen bestimmten seine Handlungen.

Ganz sonderbar kontrastirte mit diesem knechtischen Charakter ein gewisses Gefühl für Freiheit, selbst im Herzen des gemeinen Pohlen, das sich auf die Einrichtung der ehemaligen polnischen Regierungsform gründete, die den Namen einer freien Republik führte. Mit welchem Rechte? das überlasse ich dem Urtheile meiner Leser. Genug der Pohle fühlte selbst in seinen Fesseln sich frei, und der geringste scheinbare Eingriff in diese sogenannte Freiheit seiner Republik war im Stande, ihn in Harnisch zu jagen. [...]

[S. 51] Ein Haupthinderniss, dass dieser Verbesserung des Wohlstandes beim gemeinen Pohlen immer im Wege stehen möchte, ist die ausserordentliche Trägheit, die eine Folge seiner äusserst geringen Bedürfnisse ist. Man kann in Wahrheit sagen, der polnische Bauer bedürfe nicht mehr, als unsere Haustiere. Wenn er sich nothdürftig bedecken, sich sättigen, und zuweilen in Branntwein sich recht satt trinken kann, dann ist er überaus glücklich. Seine Kleidung bestehe aus der grössten Leinwand, wie wir sie zu unsern Säcken gebrauchen, und diese trägt er so lange, bis sie völlig zerrissen ist. Nur die Wohlhabenden zeichnen sich durch einen langen Schafpelz aus, der auf Enkel und Urenkel forterbt. Seine Wohnung bauet der Pohle sich selbst aus Baumstämmen, und ein einziges Loch, mit einer runden Oeffnung statt des Fensters, dient ihm, seiner Familie und seinem kleinern Viehe zum Aufenthalt, ist seine Küche, Schlafstube und alles zusammen. Sein Geschirr, sein Hausgeräthe ist ziemlich einfach, und wo er mit seinen Händen und Fingern, die die Natur ihm gab, nicht auskommt, da ist er Künstler genug, um die nothwendigsten Geräthschaften sich selbst zu verfertigen. Leckereien kennt er nicht. Nur das, was ihm sein Acker und seine Viehzucht ohne grosse Mühe liefert, dient ihm zur Nahrung; den Branntwein ausgenommen, der fast das einzige Bedürfniss seines Magens ist, was er bezahlen muss.

Es fehlt ihm daher ganz an den Triebfedern, die seine Kräfte in Bewegung setzen sollten, und darin liegt der vorzüglichste Grund, warum

der Pohle selbst den guten Boden seines Landes immer noch zu wenig benutzt, warum sein Vieh in so schlechtem Zustande ist, warum er selbst nur höchstens für die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse der Gegenwart, nie für die Zukunft sorgt. So lange er nicht mehr Bedürfnisse kennen lernt, so lange er sie nicht lieb gewinnt, wird man schwerlich viel für die Beförderung seines Fleisses und seiner Erwerbsamkeit erwarten können. [...]

[S.62] Der gemeine Pole gebraucht fast nichts, was ihm nicht seine Wirthschaft selbst einbrächte, und nur die nothwendigsten Kleidungsstücke, nebst einigem Wirthschaftsgeräthe, muss er sich kaufen. Alles Uebrige gewinnt, oder verfertigt er sich selbst. Er fühlt daher auch das Bedürfniss des Geldes nicht eher, als bis ihm die Bremsen auf die blossе Haut stechen, oder wenn es ihm an Branntwein mangelt. Daher kommt es denn auch, dass er nur dann Geld zu erwerben sucht, wenn er es am nothwendigsten bedarf, und dass das Erworbene gar nicht bei ihm dauert. An ein Sammeln für die Zukunft, an Ersparniss denkt er gar nicht. Das wenige baare Geld, was seine Bedürfnisse, was die Hände des Juden ihm übrig lassen, gebraucht er, um seine Seligkeit von den Bettelmönchen einzukaufen, und so bleibt ihm gar nichts. [...]

[S. 80] In Städten, wo Teutsche ansässig sind, findet dis weniger Statt, und in Warschau fast gar nicht. In diesen haben sich die Sitten schon mehr den teutschen Sitten assimilirt. Aber bei dem mittlern Adel, der entweder selbst nur geringe Güter, oder auch nur Güter zur Pacht besitzt, dem daher seine Umstände die Verfeinerung und Bildung durch Reisen versagen, bei diesem fällt jene Unordnung desto mehr in die Augen. Gleich der erste Eintritt in ihre lehmredene, enge Wohngebäude, in die mit Tapetenstücken allerlei Art geschmückte Stube, deren Fenster zum Theil mit Papier verklebt sind, lässt gar nicht erwarten, dass dis die Wohnung eines Mannes sei, der gestern in prächtiger Kleidung, in glänzender Equipage mit vier Pferden daher rollte. Ein Fremder erstaunt über die verschwenderischen Gastgelage, allein es wird ihm schwer, unter den achtzehn Schüsseln zu wählen, zumal wenn er die Art ihrer Zubereitung, und die Sauberkeit des Küchenwesens zufällig sollte bemerkt haben. Er erstaunt über die Menge des Ungarweins, der bei Tische ausgezecht wird, aber er lehnte gern das Glas ab, das die ganze hohe und niedre Gesellschaft durchwandert ist, wenn nicht Höflichkeit ihn zum Trinken nöthigte. [...]

[S. 82] Der niedere Adel gehört so ziemlich mit dem kleinstädtischen Bürger, und mit dem Bauer in eine Klasse. Er steht bei dem höhern und mittlern Adel in Diensten, und vergisst um des Unterhalts willen gern die eingebilddete Gleichheit mit jenem. Wenn nun, wie dis öfters der Fall ist, in der Wirthschaft seines Herrn, Ordnung und Reinlichkeit eben nicht die Haupteigenschaften sind, was lässt sich dann von ihm erwar-

ten? von ihm, der sich oft zu den geringsten Diensten herabgewürdigt sieht?

Der Bauer, der gewöhnlich Tisch und Wohnung mit seinem kleinern Viehe, auch wohl mit seinen Kälbern, Lämmern, jungen Schweinen u.s.w. zu theilen pflegt, nimmt von diesen wiederum so manche Eigenschaften an, die sein Aeusseres nicht sonderlich empfehlen. Es lässt sich für seine Verfeinerung und Ordnungsliebe nicht leicht eher etwas erwarten, bis nicht Verbesserung seines äussern Wohlstandes überhaupt ihm bequemere Wohnung und Wirthschaftsgebäude geben, und mehr zum Menschen ihn umbilden. Der Unterricht kann hiezu freilich ausserordentlich viel wirken, aber selbst bei dem besten Willen der Regierung möchte es für jetzt sehr schwer sein, zweckmässige Veränderungen hierin allgemein zu machen.

[S. 83] Man mag den stehenden Heeren und dem Militär überhaupt noch so viele Nachteile aufbürden, so kann man ihm doch den Vortheil nicht absprechen, dass es unter allen Mitteln, selbst die rohesten Menschenklassen zu bilden, gerade das allerwirksamste ist. Der Soldatenstand ist die Schule, von welcher Regelmässigkeit in Betreibung aller Geschäfte und Obliegenheiten ausgeht, die Schule, in welcher der zügelloseste Wildfang gezähmt werden kann. Einzelne Beispiele vom Gegentheil heben die Wahrheit dieser Erfahrung nicht auf.

Wie, wenn man dieses Mittel benutzte, auch den polnischen Bauer zu jener äussern Zucht und Ordnungsliebe, zu jener regelmässigen Erfüllung seiner Pflichten zu gewöhnen, die den Soldaten, und vorzüglich den preussischen Soldaten so sehr auszeichnen? Wie, wenn man den Polen, der eine Zeitlang gedient hat, wieder in den Ort seiner Geburt zurück schickte, um den Geist der Ordnung auch seinen Landsleuten mitzutheilen, und ihnen zu zeigen, dass diese die Seele aller Arbeiten, aller Thätigkeiten sein muss? Sollte dis nicht den beabsichtigten Zweck am geschwindesten, am sichersten uns erreichen lassen? [...]

[S.97] Ein unwichtiges Hinderniss einer genauen Vereinigung ist und bleibt freilich die Verschiedenheit der Sprache. Könnte man die ganze Nation zu Teutschen umschaffen, ihnen mit teutschen Sitten auch teutsche Sprache beibringen, so würde dis freilich allen Unordnungen, allen Missverständnissen, allen Ungerechtigkeiten und Betrügereien, die jene Verschiedenheit veranlasst, am sichersten Einhalt thun, und zugleich den Nationalhass am leichtesten tilgen. Aber es stehen dieser Umschaffung gar zu viele Schwierigkeiten im Wege; und lässt sich ja etwas dafür thun, so kann es nicht anders, als äusserst langsam gehen. [...]

[S. 103] Zwei Hauptleidenschaften der Polen, die Liebe zum Spiele und zum Trunke gehören nicht hieher; denn theils ist das eine oder das andre dieser Laster so vielen andern Nationen, und selbst manchen Klassen der gesitteten Völker gemein, theils ist ihr Einfluss auf die Ab-

sonderung der Nation zu gering, theils hält es äusserst schwer, der Wuth dieser herrschsüchtigen Tyrannen Einhalt zu thun. Aber in der Musik und im Tanze, zweien Lieblingsvergnügungen der hohen und niedern Stände in Polen, finden wir wirklich viel Eigenthümliches, das man ihnen aber durchaus nicht nehmen kann, und nicht nehmen darf. Es wäre in der That ein Verlust für die Nation, wenn diese Nationalzüge in ihrem charakterischen Gemälde sich nach und nach verwischen sollten, wie dis vielleicht durch die jetzige Vereinigung zu befürchten ist. Ich weiss nicht, ob ich denjenigen tadeln kann, der an dem leichten, gefälligen Gesange des Pohlen, in welchem Natur und Kunst sich freundschaftlich die Hände bieten, mehr Vergnügen findet, als an so manchen erkünstelten musikalischen Carricaturen, die man anstaunt, eben weil es Carricaturen sind. Ich weiss nicht, ob es für uns Teutsche erniedrigend sein würde, wenn wir das so geschmacklose, als aller Gesundheit und Sittlichkeit nachtheilige Walzen endlich einmal wieder ganz aus unsern gesellschaftlichen Zirkeln verbannten, und neben der Menuet freilich nicht unsre eben so geschmacklose Polonoise, sondern jenen wirklich schönen Nationaltanz, in welchen der Pole bei einer bewundernswürdigen Leichtigkeit eben so viel Würde zu legen weiss, einführten. Freilich ist es dem Teutschen leichter, sich halbe Stunden lang im Kreise herum zu drehen, als jene Grandez[x] des Nationalpolen zu erreichen, und darum — lasse man ihm seine Walzer. — — [...]

[S. 117] Ich komme zu den Nationallastern der Polen, und führe hier zuerst diejenigen an, die der moralischen Bildung der Nation, oder einzelner Stände im Wege stehen. Was die Nützlichkeit des Polen als Bürger des Staates einschränkt, oder aufhebt, davon nachher. — Fast allen Klassen gemein sind folgende Uebel: wobei ich jedoch immer darauf Hinsicht zu nehmen bitte, dass keine Regel ohne Ausnahme sei.

Liebe zum Trunk. Der Edelmann liebt den ungarischen Nektar, und zehn bis zwölf Bouteillen desselben dienen ihm für einen Nachmittag zur Stillung des Durstes. Der Bauer begnügt sich mit Brantewein, wenn er ihn haben kann, und hält sich dann für alle Tage, wo er dessen entbehrt, schadlos.

Mangel an Treue. Sich streng an sein gegebenes Wort binden, ist eben nicht Sache des Polen. Grobe Diebstähle sind zwar seltener, als man es bei diesem Naturfehler vermuthen sollte, aber Betrügereien und Ueberlistungen desto häufiger.

Undankbarkeit. Ist zwar überall nicht selten, aber dem gewöhnlichen Polen vorzüglich eigen.

Kriechende Unterwürfigkeit. Sie zeigt sich in verschiedenen Nüancen beim Edelmann, so wie beim Bauer. Selbst die Grossen küssen einander die Arme, die Stirn, den Hals, dem geistlichen Obern aber die Hände. Der geringere Edelmann greift dem höhern nach dem Rockschosse oder nach der Hand, um ihm seine Unterwürfigkeit zu bezeigen. Der gerings-

te Handwerker küsst dem schmutzigsten Küchenmädchen auf offener Strasse die Hand. Der Bauer streckt sich zu den Füßen seines Herrn nieder, und küsst sie, selbst wenn er so eben erst die Schmerzen des Kantschues durch seine Güte erfahren hat. Schon der Gruss zeigt eine kriechende Demuth. Selbst die Grossen pflegen sich mit einem „ich falle Ihnen zu Füßen“ zu bewillkommen. Die Anrede kann, wenn der andre Theil nur ein Paar ganze Stiefeln hat, nicht geringer sein „als gnädiger Herr“ (im polnischen Pan), und selbst Bettler pflegen sich um das dritte Wort „mein Herr Gönner“, oder „mein Herr Wohlthäter“ zu nennen. Ein Fremder geräth in nicht geringe Verlegenheit, wenn Damen, sobald sie ihn um etwas bitten, sich tief gegen ihn neigen, und ihm das Knie umfassen; eine Sitte, die überall selbst unter den Grossen, vorzüglich bei Geschäftsbesuchen, bei Sollicitationen, bei Schliessung neuer Bekanntschaften, bei feierlichen Gelegenheiten gebräuchlich ist. Er wundert sich nicht wenig, mit dem Titel „Excellenz“ sich beeht zu sehen, wenn er auch nur Magister oder Doctor in irgend einer Fakultät ist.

Uebelgeleitete Frömmigkeit. Mönchsaberglauben und Pfaffenbetrug machen auch hier das ehrwürdige Geschenk der Gottheit, die Religion zu einem unbedeutenden Kinderspiele. Der vornehme Pole zeigt sich oft stundenlang mit seinem lateinischen Brevier am Fenster, und weiss gewöhnlich nicht, was er lies't; er steht vom Spieltisch auf, um in aller Geschwindigkeit in einer Ecke des Zimmers sein Ave Maria zu beten, oder ein Formular abzulesen; er versäumt, so wie der gemeine Mann, keine Messe, zeigt gegen die Geistlichkeit eine unbegrenzte Achtung, ist aber in seinem Hause oft der unmenschlichste Vater, gegen seine Untergebenen der grausamste Tyrann, gegen Freunde und Feinde der scheinheiligste Betrüger. Der Bauer gibt gern seinen letzten Groschen hin, um nur seine Seligkeit zu erkaufen. Religion, die Tochter des Himmels, wie tief siehst du hier dich herabgewürdigt! —

Einige Laster sind nur den höhern Ständen besonders eigen, und zeichnen diese vor ihren andern Mitbürgern aus. Dahin gehören:

Liebe zum Spiel. Diese scheint mit der Abnahme der ungarischen Bachanale zu wachsen. Hier spielt der Geistliche, wie der Weltliche; er spielt sehr hoch, und dabei leidenschaftlich und wild. Die Börsen der behutsam spielenden Damen gewinnen am meisten dabei. Der Landedelman, von aller andern Gesellschaft entblösst, setzt sich oft mit seinem Bedienten, mit seinem armen jüdischen Factor an den Spieltisch, um nur seine Leidenschaft zu befriedigen.

Titelsucht. Sie geht unter dem polnischen Adel um so weiter, da nach den Grundsetzen der ehemaligen Regierung kein Unterschied des Ranges unter den Edelleuten Statt findet.

Grausamkeit gegen Untergebene. Ist charakteristisch und hervorragend im Gemälde des polnischen Adels. Ob man gleich jetzt bemüht

ist, sie etwas weiter in den Hintergrund zu stellen, so wird man sie doch schwerlich ganz verwischen können.

Der Bauer hat ausser den vorher genannten Uebeln noch einige ihn besonders charakterisierenden Laster. Diese sind: Härte gegen die Seinen, ungezähmter Zorn gegen Beleidiger aus seinem Stande, Rachsucht, Mangel an jeder edlen Empfindung, und thierische Stumpfheit gegen alle wahren Freuden des menschlichen Lebens. [...]

[S. 130] Mündlicher Unterricht zur moralischen Bildung für Erwachsene setzt eine Verbesserung des Clerus voraus, und diese möchte wohl lange noch zu den frommen Wünschen gehören. Was kann man von dem gewöhnlichen sinnlosen und zweckwidrigen polnischen Gottesdienste anders erwarten, als Irreligiosität, Aberglaube und Heuchelei? Wie kann der Edelmann vor dem Diener Christi wahre Achtung haben, wie kann er ihn zum Muster seiner Handlungen wählen, wie kann er durch seine Worte zu guten Gesinnungen ermuntert werden, so lange jener es duldet, von ihm oft zu den niedrigsten Diensten sich gebrauchen zu lassen? so lange er diesen Verrichtungen selbst seine kirchlichen Pflichten nachsetzt? Nicht selten ist der Pfarrer zu allem möglichen tauglich, nur gerade zu dem Amte nicht, das er bekleidet. Wie kann der gemeine Mann durch ihn zur Ordnung, zur Nüchternheit gewöhnt werden, so lange er selbst in und ausser dem Hause als ein Feind der Ordnung sich zeigt, und den geistigen Genuss seines Lieblingstrankes schon von ferne ankündigt? Wie können seine Ermahnungen, seine Handlungen auf das Herz des rohen Polen wirken, sobald die niedrigsten Gesinnungen des Eigennutzes nur zu deutlich darin hervorleuchten? Eine durchaus strenge Aufsicht über die Sittlichkeit des Clerus, eine sorgfältige Prüfung bei Besetzung geistlicher Aemter muss der moralischen Bildung aller Stände vorausgehen, wenn man eines glücklichen Erfolges gewiss sein will. [...]

[S.135] Was mir zur Volksbildung am vortheilhaftesten scheint, das ist eine Nationalzeitung in polnischer Sprache. Politische Gegenstände reizen die Neugier am meisten, zumal wenn sie den Staat selbst betreffen, in welchem man lebt. Nächst diesen müsste man aber in einer solchen Zeitung auch auf Gegenstände der Moral, der Künste und Wissenschaften sehen, um durch sie gemeinnützige Kenntnisse auf eine gemein verständliche Art zu verbreiten. So bald ein Mann mit Kenntniss der Sache und der Bedürfnisse des Landes, durch wahren Patriotismus angetrieben, sich diesem Unternehmen in Gesellschaft mehrerer Mitarbeiter unterzöge, müsste es von dem grössten Nutzen sein, und würde selbst die Unterstützung der Regierung nicht ohne Grund verdienen. Um aber die Gemeinnützigkeit eines solchen Blattes auch auf dem Lande zu befördern, müsste eine jede Gemeinde gehalten sein, wenigstens ein Exemplar desselben zu nehmen, und etwa durch den Schulmeister sich dasselbe öffentlich vorlesen zu lassen. — Nächst einer solchen Zei-

tung oder einem Intelligenzblatt, kann der Staat auch selbst seine Gesetze und Verordnungen dazu benutzen, um bessere Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Und wohl dem Staate der durch seine Gesetze nicht bloss drohet, sondern auch belehrt! — Selbst wenn durch diese Mittel auch nur der Trieb zum Nachdenken über dergleichen Gegenstände in dem gemeinen Manne erweckt würde, so würde schon dadurch unendlich viel gewonnen sein. [...]

[S. 142] Wohl euch dann, ihr Bewohner dieses lange zerrütterten Staates, dass ihr unter *Friedrich Wilhelms*, unter *Catharinen*s, unter *Franzes* Schutze vor allen den Verwirrungen, vor allen den Drangsalen gesichert seid, die euren Geist, so wie euren Körper unter dem härtesten Sklavenjoch fesselten! Wohl euch, dass auch ihr jetzt der Bildung euch nähern dürft, auf welchem das Wohl der Staaten, auf welchem das Wohl der Menschheit allein sich gründet! Lasset uns vereint ihn gehen, diesen Weg zur höchsten irdischen Glückseligkeit, und schliesst euch immer näher an uns, die wir mit euch zu einem Bruderbunde vereinigt sind!

